

Die theologische Fortbildung des Priesters.

Von Dr Leopold Kopler, Linz.

(Schluß.)

Die Pflicht der priesterlichen Fortbildung ergibt sich endlich mit handgreiflicher Notwendigkeit auch aus dem Hirtenamte, das der Priester im Auftrage Christi zu verwalten hat. Er soll die ihm anvertrauten Seelen leiten, also von der Sünde losreißen, zur Uebung der Tugenden anleiten, auf den Weg der Vollkommenheit führen; er soll das Gewissen bilden, das irrige korrigieren, das ängstliche beruhigen und das stumpfe aufrütteln. Er muß also wissen, was Sünde, was nicht Sünde, was erlaubt, was verboten ist; er muß als Arzt, der Seelenwunden heilen soll, die Heilmittel gegen Sünden und sündhafte Gewohnheiten kennen, er muß in der Tugendlehre Bescheid wissen und auf dem Wege zur Vollkommenheit ein kundiger Führer sein. Das aber umfaßt so viele Wissensgebiete, daß sie ohne fortwährende Studien nicht beherrscht werden können; ja um das bloß pflichtgemäße Wissen zu besitzen, ist Wiederholung des Gelernten, ist Studium und Fortbildung ein Ding der unabweisbaren Notwendigkeit. Mit dem bloßen Hausverstande, mit der bloßen Praxis, mit der pastorellen Klugheit allein ist es nicht getan; soll die Praxis nicht eine unerleuchtete sein und von Fehler in Fehler fallen, dann müssen Theorie und Praxis schön geschwisterlich Hand in Hand gehen. Das Eine ist jedenfalls sicher, daß sich die Pastoration eines Priesters, der studiert, und eines Priesters, der nicht studiert, zu einander verhalten wie Tag und Nacht. Doch das sind alles bekannte Sachen, auf die ich nicht näher eingehen will. Ich möchte hier etwas anderes zur Erwägung vorlegen.

Die Lehre der Kirche, das Opfer der Kirche, die Sakramente der Kirche und ihre sonstigen Gnadenmittel bleiben im Wesen immer

dieselben. Aber die Seelenleitung und speziell die Seelsorge kann nicht immer die ausgetretenen Geleise gehen, sondern muß oft auch neue Wege wandeln, wenn es die besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse der gefährdeten Seelen verlangen. Mir scheint nun, daß wir in eine Zeit hineingeraten sind, in welcher die Seelsorge zum Teil neue Wege gehen muß, um ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden. Vor dem Kriege bezeichnete der geistreiche Kardinal Faulhaber die Wiedergewinnung der Gebildeten für den Glauben als Königsproblem der Seelsorge. Ich glaube, dieses Problem ist bis heute nicht gelöst, der Krieg aber und der nachfolgende Umsturz mit seinen Auswirkungen hat uns vor ein noch „königlicheres“ Problem gestellt, vor die Frage nämlich: Wie können die Arbeitermassen wieder für den Glauben gewonnen werden? Ohne die Schuldfrage aufzuwerfen, konstatiere ich einfach die Tatsache, daß in den Städten und Industrieorten ein neues Heidentum heranwächst, daß die Arbeiter in großen Massen der Kirche entfremdet werden oder ihr den Rücken kehren, daß die Arbeiterviertel für uns Priester zum Missionsgebiet und, Gott sei es geklagt, so oft zum verschlossenen Missionsgebiet werden.

Ich frage: Sollen wir etwa diese Massen ihrem Schicksal überlassen? Dann verdienen wir nicht Priester zu sein. Sollen wir bloß retten, was noch zu retten ist? So spricht nur der resignierte Pessimismus. Apostelgeist und Apostelliebe redet eine andere Sprache: „Caritas Christi urget nos!“ Und die Liebe macht erfinderisch, sinnt auf neue Wege und neue Mittel, um auch diese verärgerten, verbitterten, verführten und verhehten Arbeiter wieder für den Glauben der Kirche zu gewinnen. Aber dieses kolossale Seelsorgsproblem läßt sich nicht meistern ohne Studium und eingehendes Studium der ganzen Arbeiterfrage und Arbeiterseelsorge; ja, es ist nicht einmal eine gedeihliche Mitarbeit daran ohne ernstes und fortgesetztes Studium der modernen Großstadtseelsorge, ihrer Mittel und Wege, möglich.

Und darf ich noch etwas hinzufügen? Die einen sagen, das Schicksal, wir aber sagen, die Vorsehung hat uns in eine neue Zeit hineingeführt mit neuen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen. Fragen des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, die wir früher nur aus Büchern kannten und rein theoretisch zu erörtern pflegten, sind über Nacht aktuell ge-

worden und heißen eine Lösung. Nun ist es allerdings wahr, daß das Reinpolitische, Reinwirtschaftliche, Reinweltliche den Priester als Priester gar nichts angeht. Aber diese politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen haben gar nicht selten auch eine moralische und rechtliche Seite, treten mit der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, mit dem natürlichen und göttlichen Recht in Berührung. So oft dies der Fall ist, ist auch die Kirche und mit ihr der Priester daran interessiert. So oft diese Berührung eintritt, muß der Priester trachten, und mit dem Aufgebote aller Kräfte trachten, daß diese Fragen eine christliche Lösung erhalten; werden sie nicht im christlichen Sinne gelöst, dann werden sie totficher im unchristlichen Sinne entschieden. Es ist darum Pflicht des Priesters, auch diesen Fragen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, sie sorgfältig zu studieren, um dann imstande zu sein, Gott zu geben, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Also wieder dieselbe Forderung: Ohne Fortbildung geht es nicht.

Man hat die Ansicht ausgesprochen, der Priester solle sich vom ganzen politischen, sozialen und wirtschaftlichen Leben zurückziehen und sich bloß auf die Seelsorge beschränken, alles andere den Laien überlassen. Man hat die Parole ausgegeben: „Zurück, ganz zurück vom öffentlichen Leben.“ Ja, ideal wär's, bequem wär's. So gut diese Ansicht gemeint sein mag, so verderblich, so katastrophal wäre ihre Befolgung und Ausführung. Ich frage: Wer soll denn dann die Kirche, ihre Rechte, ihre Freiheiten, wer soll denn dann christliche Sitte und göttliches Recht im öffentlichen Leben wahren und verteidigen? Etwa die Feinde der Kirche? Etwa die katholischen Laien allein? Werden diese es tun, wenn sich die berufensten, die ex officio-Verteidiger in die ruhige Sakristei oder in die noch stillere Kirche oder gar hinter den warmen Ofen zurückziehen? Können es die Laien allein, werden sie sich ohne Leitung und Führung seitens der Priester zurecht finden in den oft sehr schwierigen Fragen der Grenzgebiete, beim Zusammentreffen religiöser und profaner Fragen?

Man ruft: „Zurück vom öffentlichen Leben!“ Aber ist denn das öffentliche Leben exlex? Muß sich nicht auch das öffentliche, das staatliche Leben nach den ewigen Sittengesetzen richten? Und darf dort der Priester abseits stehen, wo Gottes Gesetz und Recht in Frage kommt? Wird der Priester nicht zum „stummen Hund“, wenn er dort nicht redet, auftritt und eintritt, wo Glaube und Sitte in Gefahr

kommen oder verletzt werden? Und geschieht das nicht oft gerade in den Belangen des politischen Lebens? Wird er nicht zum Mietling an der ihm anvertrauten Herde, wenn er sie im öffentlichen Leben im Stiche läßt und sie führerlos den offenen und geheimen Feinden des katholischen Volkes ausliefert? Der große und heiligmäßige Bischof Rudigier, der unerschrockene Führer im Kampfe gegen den einst allmächtigen Liberalismus in Oesterreich, gab eine ganz andere Parole aus als das heute manchmal lauter, manchmal leiser gesprochene: „Zurück vom ganzen öffentlichen Leben“. Zu den jungen Priestern, die das Priesterseminar verließen und in die Seelsorge hinausgingen, sprach er die herrlichen Worte: „Der Geistliche solle nicht politisieren, sagen die Gegner der Kirche. Ja, es wäre recht schön und angenehm, wenn man sich nicht in das zumeist unfruchtbare Feld des Politisierens begeben müßte. Die Ausübung der Religion auf die Kirchenwände zu beschränken ist nicht die Absicht des göttlichen Stifters der Kirche. Christus hat seine Gebote weiter ausgedehnt, auch auf und für das Leben außerhalb der Kirche. Wehe dem Priester, welcher sich nicht bemüht, das Wort Gottes ins Leben zu übersetzen. Wenn nun Unberufene, welchen Christus gar keinen Auftrag gegeben und gar keine Macht anvertraut hat, stracks der göttlichen Lehre entgegen reden und handeln, die Menschen durch eine unwahre Politik im öffentlichen Leben, welches nach göttlicher Anordnung katholisch sein soll, um alle Religion, um alle gute Sitte, um das einzig gute, weil eben religiöse Staatsbürgertum bringen wollen, so frage ich, soll da der Wächter der Sitten, der Lehrer der einen Wahrheit stille sein? Die kurze Antwort auf diese Frage, mit welcher aller Wortstreit abgetan ist und nach welcher allein gehandelt werden muß, lautet: **So lange die Liberalen theologisieren, muß der pflichttreue Priester politisieren.**“ (R. Meindl, Leben und Wirken des Bischofs Franz Joseph Rudigier von Linz, Linz 1893, Bd. II, 777.)¹⁾ Und hat nicht auch der gegenwärtige Papst Pius XI. auf die Forderung, der Papst solle sich nicht mit Politik beschäftigen, geantwortet: „Wenn sich die Politik dem Altare nähert, dann sind die Religion und die Kirche und der Papst, der sie vertritt, nicht nur berechtigt, sondern auch ver-

¹⁾ Die Sperrung ist von mir.

pflichtet, Weisungen und Direktiven zu geben, die katholisch gesinnte Herzen zu verlangen das Recht und zu befolgen die Pflicht haben“ (Linzer Diözesanblatt 1924, Nr. 8, S. 97). Ich weiß wohl, daß nicht bloß Sozialdemokraten und Freisinnige, sondern auch katholische Laien und Geistliche aus der Forderung des Papstes, die „Katholische Aktion“ (Azione cattolica) dürfe sich mit keiner politischen Partei identifizieren, sondern müsse sich über und außer jeder Parteipolitik entfalten, den Schluß gezogen haben, der Papst wolle überhaupt keine Beteiligung der Katholiken am politischen Leben. Mußte eine solche Forderung schon von vornherein als unglaublich und ganz verfehlt erscheinen, so wurde sie noch ausdrücklich vom Papste zurückgewiesen, so z. B. in der Ansprache, die er am 30. September 1926 an die „Federazione italiana uomini cattolici“ (an den italienischen katholischen Männerbund) richtete: „Die Katholische Aktion erhebt und entfaltet sich über und außerhalb jeder politischen Partei. Sie will keine Parteipolitik machen, noch eine politische Partei sein. Die katholischen Männer wissen aber wohl, daß dies nicht besagen will, daß man sich um Politik nicht kümmern sollte, um die Politik, insofern sie das allgemeine Wohl, im Unterschied zum Privatwohl des Einzelnen darstellt. Das öffentliche Wohl geht die „Polis“ an, den Staat, die Nation, die Gemeinschaft in des Wortes vollster Bedeutung. Wie könnte man sich desinteressieren um diese Angelegenheiten, die die größten, die wichtigsten sind, wo die Nächstenliebe die schwersten Pflichten auferlegt, Angelegenheiten, bei denen selbst die höchsten, von Gott uns geschenkten Güter in Frage kommen, wo das Wohl der Familie, das Privatwohl, die Interessen der Religion selbst auf dem Spiele stehen? Man kann sich also nicht um diese Angelegenheiten desinteressieren. Es folgt daraus, daß die katholische Aktion, auch wenn sie keine Parteipolitik macht, doch einer guten großen Politik die Wege bereiten soll“ (Schweiz. Kirchenzeitung 1927, Nr. 2, S. 11). Das ist wahrlich klar und deutlich genug gesprochen. Man sage nicht, die Worte des Papstes gelten nur den Laien. Nein, sie gelten noch mehr für die Geistlichen; denn die Gründe, die der Papst anführt, treffen weit mehr die Geistlichen als die Laien.

Wie verderblich es sich auswirkt, wenn sich der Klerus um die Politik gar nicht kümmert, hat mit erschütternder Offenheit der mexikanische Bischof von Huétla in seinem mutvollen Hirtenschreiben vom 10. März 1926 ausgesprochen, da er schreibt:

„Wenn wir, der Klerus Mexikos, eine Schuld auf uns geladen haben, dann ist es gerade die, daß wir keinerlei Anteil an der Fundamentalpolitik des Landes genommen haben. Nicht an der schmutzigen Ränkepolitik, aus der Leute als Volksvertreter hervorgehen, die das Volk weder kennt noch liebt; sondern an der Politik der Prinzipien, an jener, die sich mit den großen Wahrheiten der sozialen Ordnung befaßt, auf welcher der Friede, das Glück und die Wohlfahrt der Völker beruhen. Daß wir uns von diesen Fragen fernhielten und hier nicht tätig eingriffen, das war eine schwere Schuld, und dafür liegt jetzt die furchtbare Zuchtrute der göttlichen Vorsehung auf uns, in deren Hand das mexikanische Jakobinertum nichts anderes als ein einfaches Werkzeug ist“ (José Scheverria, Der Kampf gegen die katholische Kirche in Mexiko in den letzten 13 Jahren, M.-Gladbach 1926, Volksvereins-Verlag, S. 113).

Besagt endlich der Ruf: „Zurück vom öffentlichen, vom politischen Leben“ nicht genau dasselbe und gerade das, was die Gegner stets von uns wollen und fordern? Wollen wir wirklich so naiv sein und glauben, daß die Feinde der Kirche und des Priestertums uns gerade das anraten und einreden, was zu unserem Nutzen und Vorteil gereicht? Wehe uns, wenn wir ihnen trauen und uns auf Kirche, Sakristei und Pfarrkanzlei beschränken wollten. Es würde nicht lange dauern und sie würden uns auch aus Kirche, Sakristei und Pfarrhaus vertreiben, wie die Erfahrung bereits anderswo bewiesen hat. Die Gegner wissen sehr gut, worauf sie abzielen. Sie wollen uns von allen Fragen des öffentlichen Lebens ausschalten, um die öffentliche Meinung zu beherrschen, um das staatliche, wirtschaftliche und soziale Leben zu profanieren und zu laisieren, um eine Politik ohne Gott, eine Wirtschaft ohne Gott, eine Gesellschaft ohne Gott herzustellen. Sie wollen uns ausschalten, damit dann sie das öffentliche Leben als ihre Domäne unbeschränkt beherrschen und alle Fragen in ihrem Sinne lösen können, natürlich ohne Rücksicht auf göttliches Recht und göttliches Sittengesetz, jenseits von Gut und Böse. Täuschen wir uns nicht! Verlassen wir die Führerposten, so bleiben diese nicht unbesezt; es wird nicht lange dauern, so werden als Führer des im öffentlichen Leben führerlos gewordenen Volkes nicht mehr Katholiken oder Katholikenfreunde, sondern Katholikenfeinde auferstehen und der Kurs wird dann kein christlicher, sondern mit absoluter Sicherheit ein antichristlicher sein. Man ver-

geße doch nie, daß die Feinde der Kirche nicht bloß ein politisches, wirtschaftliches und soziales, sondern auch ein kulturelles Programm haben. Streichen wir die Segel und ziehen wir uns zurück, dann haben sie freie Bahn, dann werden sie nicht bloß ihr politisches, soziales und wirtschaftliches, sondern auch ihr kulturelles Programm durchführen. Dann werden aber die Kirche und ihre Vertreter nicht bloß vom politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben vollkommen ausgeschaltet, dann werden sie auch auf ihrem ureigensten Gebiete, auf dem der Religion und Sitte geschlagen, und in einem Jahre kann im religiös-sittlichen Leben des Volkes mehr niedergerissen werden als nachher in 50 Jahren angestrongter Seelsorgsarbeit wieder aufgebaut wird. Man lerne doch endlich einmal aus der Tatsache, daß überall dort, wo religiös feindlich eingestellte Parteien oder Vereine sich ungehemmt betätigen können, die Priester zu Hirten ohne Herde, zu Missionären in neuheidnischen Gegenden und die so bearbeiteten Stadtviertel und Industrieorte zu Missionsgebieten werden, die den Priestern verschlossen sind. Man sollte eben nie übersehen, daß das, was sich an Kämpfen im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Leben abspielt, nur zu oft schon Vorpostenkämpfe und Kämpfe um weitvorigende lebenswichtige Stellungen der Kirche sind. Erleidet sie hier Niederlagen, dann ist auch ihr Zentrum schon schwer gefährdet, ja vor schwerer Schädigung und Verwüstung kaum mehr zu retten. Ohne Bild gesprochen: Kommt das katholische Volk im öffentlichen Leben unter den alleinigen oder beherrschenden Einfluß religiös feindlicher Parteien, dann wird die Kirche nicht bloß daran gehindert, in jenen Belangen des öffentlichen Lebens mitzusprechen, in welchen sie von Rechts wegen ein gewichtiges und entscheidendes Wort mitzureden hätte, sondern muß es auch miterleben und miterfahren, wie Glaube und Sitte ihrer Gläubigen unterminiert und erschüttert, wenn nicht gar zerstört werden. Solange darum auch das öffentliche Leben nicht exlex ist, sondern nach den ewigen Sittengesetzen sich richten muß, solange es im politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben Fragen gibt, die auch eine religiös-sittliche Seite haben, so lange ist der Priester verpflichtet, auch im öffentlichen Leben dem guten, aber nur zu leicht verführten Volke mit den Tafeln der göttlichen Lehre und des göttlichen Gesetzes als Führer voranzugehen. Dieser Führerdienst legt aber dem Priester wiederum die

Pflicht des Studiums auf, des Studiums, sage ich, all jener Fragen des öffentlichen Lebens, die mit der Glaubens- und Sittenlehre in Berührung treten.

Aufgabe der Quartalschrift ist es, auf diese neuen Probleme aufmerksam zu machen, zu den neu auftauchenden Fragen der praktischen Seelsorge Stellung zu nehmen, bei der Lösung dieser Aufgaben dem Seelsorger helfend an die Hand zu gehen, in den oft so schwierigen und komplizierten Vorkommnissen der praktischen Seelsorge nach bestem Wissen und Können Beraterin zu sein. Mit Gottes Gnade und im Vertrauen und im Verein mit hervorragenden Mitarbeitern hoffen wir, auch in Zukunft dieser Aufgabe entsprechen und immer besser entsprechen zu können. An gutem Willen wenigstens soll es nicht fehlen; und „in magnis voluisse, sat est“.

Spendung der heiligen Sakramente bei den Orientalen.

Von P. Franz Dunkel C. M., Jerusalem.

(Fortsetzung.)

Der Kommunionritus.

Die orientalischen Kirchen stimmen in der Lehre vom allerheiligsten Altarsakramente in allen wesentlichen Punkten mit der Kirche des Abendlandes überein, im Ritus des heiligen Opfers aber (Liturgie) und in der Austeilung der heiligen Kommunion weichen sie nicht nur von den Lateinern der abendländischen Kirche, sondern auch voneinander ab, da jede einzelne Kirche ihre Eigenart und Besonderheiten hat. Wir befassen uns im Folgenden nur mit dem heute üblichen Kommunionritus.

Als allgemeine Regel kann für alle orientalischen Kirchen gelten:

1. Die heilige Kommunion wird nur in der heiligen Messe ausgeteilt.

2. Die Gläubigen kommunizieren unter beiden Gestalten, und zwar entweder unter den beiden getrennten Gestalten (durch Darreichung des Kelches), oder unter den beiden vermischten Gestalten mit Hilfe des liturgischen Löffelchens oder aus der Hand des Priesters. — Eine eingehende Betrachtung der verschiedenen Kommunionriten wird dieses klarer zeigen.

I. Der Kommunionritus bei den Griechen.

Die heilige Messe wird bei den orthodoxen (schismatischen) Griechen viel seltener gelesen als im katholischen Abendlande.

Im allgemeinen ist die tägliche heilige Messe etwas Seltenes, ja fast Unbekanntes; ebensowenig kennt man eine Feier mehrerer heiliger Messen nacheinander. Nur eine Messe am selben Tage und am selben Altare ist die Regel nach dem alten Grundsatz: „Altar so gut wie der Priester müssen fasten von Mitternacht an“, das heißt keine Messe darf an diesem Tage vorhergegangen sein (Fortescue, *The orthodox eastern church*, S. 404).

Wollen mehrere Priester an demselben Tage eine heilige Messe lesen, so lesen sie einfach alle zusammen an dem einen Altar, den jede Kirche hat. Nebenaltdre, an denen man heilige Messe lesen könnte wie bei uns, kennt man nicht. Auf dem Lande liest der meist verheiratete Priester nur an Sonn- und Feiertagen und in der Stadt wohl oft noch an Samstagen die heilige Messe. Nur in den größeren Klöstern der unverheirateten Mönche wird täglich die heilige Messe gefeiert, in den kleineren nur zwei- bis dreimal in der Woche. Dementsprechend ist natürlich auch der Besuch der heiligen Messe an den Sonn- und Feiertagen. Ein Kirchengebot an allen Sonn- und Feiertagen die heilige Messe zu hören, kennt man nicht, wenigstens hält sich niemand dazu verpflichtet; höchstens glaubt man sich zu einem Kirchenbesuch verpflichtet. Uebrigens wäre es auch bei der allgemeinen Praxis, nur eine Messe zu lesen, in den größeren Pfarreien unmöglich, daß alle dieser einen Messe bewohnen.

So kann man verstehen, daß der Empfang der heiligen Kommunion sehr selten ist. Zwar legt man den Gläubigen nahe, wenigstens drei- bis viermal im Jahre zu kommunizieren, manche reden sogar von einem Gebot, nämlich: Weihnachten, Ostern, am Feste der Apostel Petrus und Paulus und Mariä Heimgang (am 15. August). Doch scheint dies nur für die Theologiestudierenden, Mönche, Nonnen und die ganz Frommen zu gelten. Die Uebrigen begnügen sich mit der einmaligen Kommunion in der 40 tägigen Fastenzeit, gegen Ostern.

Schuld an diesem seltenen Empfang der heiligen Kommunion sind ferner die überstrengen Vorschriften über die Vorbereitung zum Empfang des allerheiligsten Altarsakramentes, deren Erfüllung vielen Gläubigen sehr schwer fällt. Der Kommunikant soll z. B. tagszuor fasten und Abstinenz beobachten sowie eheliche Enthaltksamkeit. Die Nacht zuvor soll er im Gebete zubringen. Manche verlangen sogar drei bis sieben Tage Fasten und Enthaltksamkeit. Deshalb hat man auch die vier Kommunionstage im Jahre auf die genannten Festtage verlegt, weil diesen die vier großen orientalischen Fasten (Weihnacht-, Oster-, Apostel- und Muttergottesfasten) vorhergehen und somit keine besonderen Fasttage eingelegt zu werden brauchen (siehe Lübeck in „Priester und Mission“ 1923, Art. „Eucharistie und Orthodoxie“). Manche hält auch die eigentümliche Art der Kommunionausteilung mit einem Löffelchen vom öfteren Empfang der heiligen Kommunion ab.

Nach diesen einleitenden allgemeinen Bemerkungen, die mehr oder weniger für alle Orientalen gelten, wenden wir uns jetzt dem eigentlichen Kommunionritus zu.

Wie schon bemerkt, wird die heilige Kommunion nur während der heiligen Messe ausgeteilt, und zwar unter beiden Gestalten.

Die Hostie ist gesäuertes Brot und einem gewöhnlichen Brot sehr ähnlich.¹⁾ Es hat etwa 12 cm im Durchmesser bei 5 cm Dide. Obenauf trägt es in der Mitte ein quadratförmiges Biered eingepreßt, das durch ein Kreuz in vier gleiche Teile geteilt wird. In den einzelnen Feldern steht die griechische Inschrift: d. h. Jesus Christus siegt. Man gebraucht aber nicht das ganze Brot, sondern nur das quadratförmige Siegel, das bei Zubereitung der Opfergaben an der Prothesis (eine Art Nebenalzar, an dem die Opfergaben bei Beginn der Messe zubereitet werden) mit der heiligen Lanze herausgeschnitten wird und „das Lamm“ genannt wird. Daneben werden noch kleinere Stüddchen ausgeschnitten (die sogenannten Prospchora), und zwar ein größeres zu Ehren der jungfräulichen Gottesmutter und neun kleinere zu Ehren verschiedener Heiligen. All diese Stüddchen werden neben „dem Lamm“ in ganz bestimmter Ordnung auf die Patene gelegt.²⁾ Bei größerer Feier, wenn mehrere kommunizieren, werden nach Bedarf noch andere kleine Stüddchen ausgeschnitten und hinzugefügt. Der Rest des Brotes bleibt auf der Prothesis liegen bis zum Schluß der Messe, wo er dann von dem Priester gesegnet und unter das Volk verteilt wird als „gesegnetes Brot“: „Antidoron.“

IC	XC
NI	KA

Bei Teilung der Hostie nach der Wandlung, kurz vor der Kommunion, bricht der Priester die Hostie (das Lamm) in Kreuzesform

¹⁾ Vgl. „Das Heilige Land“ 1926, S. 211: Die eucharistischen Opfergaben in der orientalischen Kirche.

²⁾ Diese sogenannten Prospchora zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau und der Heiligen, die bei Zubereitung der Opfergaben neben das „Lamm“ auf die Patene gelegt werden und dort bei der Wandlung noch liegen, werden von den orthodoxen Griechen nicht mit konsekriert. Deshalb legt sie der Diakon heutzutage erst nach der Kommunion der Gläubigen in den Kelch. Es gab jedoch eine Zeit, wo sie schon gleich nach der Kommunion des Diakons in den Kelch gelegt und bei der Austeilung der Kommunion an die Gläubigen mitbenützt wurden. Diese empfingen so die Kommunion nur unter der Gestalt des Weines, da ja die Intention des Priesters, von der die Konsekration abhängt, jene Partikeln ausschloß. Die Unierten Griechen sind jedoch verpflichtet, alles Brot, das auf der Patene liegt, zu konsekrieren, und legen dementsprechend die Prospchora unserer Lieben Frau und der Heiligen unmittelbar nach der Kommunion des Priesters und des Diakons in den Kelch. Sie machen auch bei Austeilung der Kommunion keinen Unterschied zwischen den Partikeln des Lammes und der Prospchora. Doch legen auch sie die Partikel IC nach Brechung des Lammes in den Kelch und die Partikel XC dient nur dem Zelebranten zur Kommunion. Die übrigen werden unterschiedslos ausgeteilt (cf. Charon, Histoire des Patriarcats Melchites, III. Bd., und Adrian Fortescue, The Orthodox Eastern Church, S. 417).

und legt einen Teil, der mit IC bezeichnet ist, in den Kelch, worauf der Diakon etwas heißes Wasser in den Kelch nachschüttet. Dieser Brauch ist uralte in der griechischen Liturgie (Fortescue, l. c. 416). Dann kommuniziert der Priester, indem er einen Teil der Partikel XC genießt (wenn er allein, ohne Mitzelebranten Messe liest, nimmt er die ganze Partikel), wobei er betet: „Der heilige und unbefleckte Leib unseres Herrn und Gottes und Erlösers wird mir gegeben, dem Priester N., zur Vergebung meiner Sünden und zum ewigen Leben.“ Danach reicht er die Kommunion dem Diakon mit einer gewissen Feierlichkeit. Auf die Aufforderung des Zelebranten: „Komm heran, Diakon!“ nähert sich dieser dem Priester mit den Worten: „Gib mir, o Herr, den kostbaren und heiligen Leib unseres Herrn, Gottes und Erlösers Jesus Christus.“ Er empfängt dann eine Partikel in die rechte Hand, während er diese mit der linken stützt. Dabei spricht der Priester: „Dem Diakon N. wird gegeben der kostbare, heilige und unbefleckte Leib unseres Herrn, Gottes und Erlösers Jesus Christus zur Vergebung seiner Sünden und zum ewigen Leben.“ Darauf geht der Diakon hinter den Altar und kommuniziert daselbst nach einigen leise gesprochenen Vorbereitungsgebeten gleichzeitig mit dem Priester. Dann nimmt der Priester den Kelch und betet: „Das kostbare und heilige und lebendige Blut unseres Herrn und Gottes und Erlösers Jesus Christus wird mir, dem Priester N., gegeben zur Vergebung meiner Sünden und zum ewigen Leben.“ Sodann trinkt er in drei kurzen Zügen einen Teil des kostbaren Blutes. Beim ersten Schluck sagt er „im Namen des Vaters, Amen“; beim zweiten Schluck: „und des Sohnes, Amen“; und beim dritten: „und des Heiligen Geistes, Amen“. „Siehe, dies (der Kelch, bezw. das kostbare Blut Christi) hat meine Lippen berührt, es wird hinwegnehmen meine Vergehen und mich reinigen von meinen Sünden.“ Darauf reinigt er seine Lippen und sagt zum Diakon: „Komm nochmals heran, Diakon!“ Mit den Worten: „Siehe, ich nähere mich dem unsterblichen Könige; ich glaube, o Herr, und bekenne, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der in die Welt kam, um die Sünder zu erretten, deren erster ich bin“, tritt der Diakon wiederum zum Altare und reinigt die innere Fläche seiner rechten Hand mit dem liturgischen Schwamm über der Patene.¹⁾ Dann reicht ihm der Zelebrant den Kelch und spricht: „Es empfängt der Diener Gottes, der Diakon N., das kostbare und heilige Blut unseres Herrn und Gottes und Erlösers Jesus Christus zur Vergebung seiner Sünden und zum ewigen Leben.“ Nachdem der Diakon in drei kleinen Zügen von dem heiligen Blute getrunken hat, sagt der Priester: „Dies hat

¹⁾ Wenn viele Priester zusammen zelebrieren, empfangen sie ähnlich wie der Diakon die heilige Kommunion; natürlich vor dem Diakon. Nur reinigen dann nicht alle ihre Hände mit dem liturgischen Schwamm über der Patene, sondern einfach mit dem Munde.

deine Lippen berührt, es wird hinwegnehmen deine Vergehungen und dich von deinen Sünden reinigen.“

Nicht minder feierlich ist die Kommunion des Volkes.

Nach der Kommunion des Diacons, die dem Volke unsichtbar hinter den verschlossenen Türen der Bilderwand (Ikonostas) stattfindet, öffnet sich die mittlere Tür. Heraus tritt der Diakon mit dem Kelch in den Händen, in den er zuvor die für die Kommunion der Gläubigen konsekrierten Partikeln hineingelegt hat; zum Volke gewandt hebt er ihn empor und ruft laut hinein in die feierliche Stille des Gotteshauses: „Mit Gottesfurcht, Glauben und Liebe tretet heran!“ Der Chor antwortet: „Amen. Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn, Gott ist der Herr, und er erschien unter uns.“ Der Priester segnet sodann das Volk und spricht dabei laut: „Rette, o Gott, dein Volk und segne dein Erbe.“ Uebermals fällt der Chor ein und singt: „Wir haben gesehen das wahre Licht, wir haben empfangen den himmlischen Geist, wir haben gefunden den wahren Glauben, anbetend die ungeteilte Dreifaltigkeit, denn sie hat uns errettet.“ Inzwischen beginnt die Kommunion der Gläubigen.

Zum Empfange der Kommunion nähern sich die Gläubigen, die Arme über die Brust gekreuzt, in tiefster Ehrfurcht langsam dem Priester. Sie stellen sich hinter einander auf und empfangen stehend die heilige Kommunion. Dabei hat der Priester den Kelch in der linken Hand, in der rechten hat er einen kleinen silbernen oder vergoldeten Löffel¹⁾ mit einem langen Stiel, der in ein Kreuz ausläuft. Er taucht den Löffel in den Kelch, nimmt eine von den im kostbaren Blute liegenden Partikeln heraus und legt sie dem vor ihm stehenden Kommunikanten mit dem Löffelchen in den Mund, indem er spricht: „Es empfängt der Diener N. (der Kommunikant sagt hier seinen Namen) — oder die Dienerin N. — den kostbaren und heiligen Leib und das Blut unseres Herrn und Gottes und Erlösers Jesus Christus zur Vergebung seiner (ihrer) Sünden und zum ewigen Leben. — Amen.“²⁾ — Derselbe Löffel geht von Mund zu Mund ohne ge-

¹⁾ In Syrien kam der Gebrauch des liturgischen Löffels erst im 7. Jahrhundert auf; allgemein wurde er erst im 8. und 9. Jahrhundert. Charon, *Histoire des Patriarcats Melchites*, A. III, 695.

²⁾ Daß bei den nichtunierten Griechen die Austeilung der Kommunion an die Gläubigen ohne eine entsprechende Gebetsformel erfolgt, wie Lübeck in „Priester und Mission“, 8. Jahrg. 1924, S. 64, sagt, ist hier in Jerusalem und Palästina unbekannt. Ein alter griechischer Pfarrer, den ich darüber befragte, verneinte dies absolut. Er gestand zwar zu, daß der eine oder andere Priester die Formel zuweilen abkürze oder sie still für sich sage, so daß es scheinen könnte als sage er nichts. Uebrigens verweist Lübeck im Jahrg. 7 derselben Zeitschrift selbst S. 58, Anm. 2, auf das von dem Priester zuspreekende Gebet. Und wenn er an derselben Stelle behauptet: „Bisweilen auch trinken die Gläubigen aus dem gemeinsamen Kelche und nehmen dabei mit der Oberlippe eine der darin befindlichen Spezies, wie wir selbst im Oriente des öfteren sahen“ (1924, S. 64), so kann das nur auf Täuschung beruhen. Wie reicht man in der griechischen Kirche den Gläubigen bei der

reinigt zu werden. Sobald einer die Kommunion empfangen hat, reinigt er sich die Lippen an dem Purifikatorium oder Luch, das der Priester noch neben dem Kelch in der Hand hat, küßt den Kelch und zieht sich zurück. Bei Austeilung der Kommunion steht der Diakon mit brennender Kerze zur Rechten des Priesters.

Die Kommunion des Priesters und des Diacons bei den unierten katholischen Griechen geschieht auf dieselbe Weise wie bei den Orthodoxen. Bei Austeilung der Kommunion an die Gläubigen haben sie jedoch in den letzten Jahren eine Aenderung eingeführt. Sie teilen heute die heilige Kommunion vielfach ohne Löffelchen aus. Schon zur Zeit des Eucharistischen Kongresses zu Jerusalem 1893 wurden Stimmen laut, die aus praktischen und hygienischen Gründen die Abschaffung des Löffelchens forderten. Aber der Patriarch Gregor II. Josef war entschiedener Gegner dieser Abschaffung. Nach dessen Tode wurde jedoch die Forderung immer dringender. Besonders förderte Msgr. Kadi, Erzbischof von Aleppo und später Patriarch von Antiochien, diese Bewegung. Im Jahre 1909 führte er den Gebrauch, der seitdem fast allgemein geworden, in seiner Diözese ein. Nach seinen Verordnungen verfährt man heute wie folgt: Aus einem eigens hiezu bereiteten Brote werden 2 cm lange und 1 cm breite Stückchen geschnitten. Diese legt man auf eine oder zwei größere Patenen, die mit ein oder zwei Kelchen voll Wein, je nach Anzahl der Kommunikanten, konsekriert werden. Vor der Kommunion der Gläubigen besucht der Zelebrant mit Hilfe des Löffelchens so viele Partikeln, als Kommunikanten für die erste Messe sich gemeldet haben, indem er auf jede einzelne Partikel ein Tröpfchen des kostbaren Blutes fallen läßt. Diese Partikeln legt er bei Austeilung der Kommunion den Empfängern mit der Hand auf die Zunge. Die übrigen konsekrierten Partikeln bewahrt er in einem großen Ciborium auf und trägt dieses und den Kelch mit dem Reste des kostbaren Blutes zum Schlusse der Messe an einen Nebenaltar (Prothesis) und besucht hier so viele Partikeln, als sich Gläubige zur Kommunion für die zweite Messe melden. Der Priester, der die zweite Messe liest, tut danach dasselbe und so fort bis zur letzten Messe. Nach der letzten Messe konsumiert der Zelebrant alle übriggebliebenen Partikeln samt dem Reste des kostbaren Blutes. So praktisch dieses Verfahren ist, so ist es doch noch nicht in allen unierten Kirchen eingeführt. Manche

heiligen Kommunion den Kelch zum Trinken dar. Wohl aber hält der Priester, wenn er mit dem Löffelchen die Kommunion reicht, den Kelch so nahe an den Mund des Empfängers, daß es leicht scheinen kann, der Kommunikant trinke aus dem Kelch. Zudem wäre es gar nicht so leicht, beim Trinken aus dem Kelch zugleich mit der Oberlippe eine Brotspezies zu fassen. Ebenso möchten wir annehmen, daß das, was im 7. Jahrg. 1923, S. 58, erzählt wird, „daß der die Kommunion austeilende Priester vor den Augen von fünf orthodoxen Bischöfen aus einer Flasche unkonsekrierten Wein nachgoß“, gleichfalls auf Täuschung beruht.

können sich eben von dem Althergebrachten nicht gut trennen und so bedient man sich zuweilen auch heute bei den unierten katholischen Griechen noch an einigen Orten des liturgischen Löffels bei Austeilung der heiligen Kommunion an die Gläubigen.

Es erübrigt noch, einiges über die Krankenkommunion bei den Griechen zu sagen. Die Aufbewahrung der heiligen Eucharistie geschieht bei den Griechen auf ganz eigentümliche Art. Da die heilige Kommunion den Gläubigen nur bei der heiligen Messe ausgeteilt wird, und da den Orthodoxen außerhalb der Messe eine eucharistische Andacht und Verehrung des allerheiligsten Sakramentes unbekannt ist, so bewahren sie dieses nur in den Pfarrkirchen für die Kranken auf. In dem „Artoforion“, einem kleinen, auf dem Altare stehenden verschließbaren Schränkchen aus Holz oder Metall, ruht das Allerheiligste in einem kleinen Behälter, nicht selten in einer ganz einfachen gewöhnlichen Büchse. Nur die vor dem Artoforion brennende Lampe deutet die Gegenwart des Allerheiligsten an. Man konsekriert die aufzubewahrende Hostie am Gründonnerstag und besucht sie mit dem heiligen Blute. Später wird sie in kleine Stüchchen zerschnitten und durch Hitze getrocknet und dauerhaft gemacht. Von diesen Partikeln nimmt der Priester bei der Krankenkommunion ein klein wenig, legt es in einen kleinen Kelch und gießt etwas unkonsekrierten Wein darüber. So zubereitet trägt er das heilige Sakrament zum Kranken und spendet ihm die heilige Kommunion unter der einen Gestalt des Brotes. Zwar behauptete mir gegenüber einmal ein höherer griechischer Geistlicher, als ich ihm bemerkte, die Gestalt des Weines vom Gründonnerstag her sei doch längst verflogen, also nur noch eine Gestalt vorhanden: „Mit nichts! Es scheint dies nur so, in Wirklichkeit werden die beiden Gestalten (durch ein Wunder) zusammengehalten, und kommuniziert auch der Kranke somit unter beiden Gestalten.“¹⁾

¹⁾ Ich hatte einmal Gelegenheit, durch einen befreundeten Geistlichen das Allerheiligste, so wie es die Griechen für ihre Kranken aufbewahren, zu schauen. Er lud mich ein, mit zur Kirche zu gehen. Hier nahm er die Stola und ging an den Altar, breitete auf demselben ein Antimision (eine Art Korporale) aus, öffnete das Artoforion (Tabernakel) und entnahm ihm einen winzigen kleinen Kelch, eine Art Ciborium. Es war leer. Daneben stand eine kleine silberne Schachtel. Er öffnete sie und zeigte mir eine kaum den Boden bedeckende hellrote Masse. Als er sie schüttelte, merkte ich, daß es lauter kleine, kaum linsengroße, geröstete Brotkrumen waren. Das ist „das heilige Brot“, die Krankenkommunion, sagte er. Man nimmt davon ein wenig, etwa zwei bis drei Krümchen, und legt sie mit dem Löffelchen in den Kelch. Dazu gießt man etwas unkonsekrierten Meßwein, und so zubereitet bringt man die Kommunion dem Kranken, dem man sie mit dem Löffel reicht. Als ich ihn fragte, wie oft die heilige Spezies erneuert werde, sagte er, jeden Gründonnerstag. An diesem Tage konsekriert man eine Hostie mehr, etwa so groß wie diese hier, dabei zeigte er mir die für die missa praesanctificatorum konsekrierten Hostien, die in einer einfachen Schachtel unter einem rotviolettten seidenen Tüchlein gleich neben dem Tabernakel lagen. Es waren dies zwei Stücke von etwa 3 bis 4 cm im Quadrat mit tief eingeschnittenem Kreuz,

Bei den unierten katholischen Griechen wird natürlich das Allerheiligste in würdiger Weise aufbewahrt und verehrt. Eine mit dem kostbaren Blute befeuchtete Partikel wird im Ciborium aufbewahrt und täglich, oder wenigstens jeden zweiten Tag, erneuert.

Wenn auch so in der griechischen Kirche der Glaube an die Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarsakramente nicht wie bei uns in der lateinischen Kirche durch fromme Uebungen, wie Besuchung des Allerheiligsten, Anbetungs- und Segenandachten zum Ausdruck kommt (die unierten katholischen Griechen kennen natürlich auch diese), so besteht doch betreffs der Lehre von der Gegenwart Christi im Sakramente seiner Liebe kein Unterschied zwischen dem Orient und der römischen Kirche. Ja es gibt auch Gelegenheiten, bei denen die Griechen in feierlicher Weise ihren Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im Sakramente bekennen, so besonders in der während der Fastenzeit üblichen missa praesanctificatorum. Der Priester nähert sich mit größter Ehrfurcht und mit Prostrationen dem Artosforion, und wenn er die am Sonntag vorher konsekrierte Hostie zum Altare bringt, wird der Einzug des großen Königs von den Gläubigen in einem schwungvollen Hymnus gefeiert.

II. Der Kommunionritus bei den Syrern.

Bei den Syrern (Jakobiten) kann ebenfalls nur während der heiligen Messe die heilige Kommunion ausgeteilt werden. Der Ritus ist bei den schismatischen Syrern (Jakobiten) und den unierten katholischen Syrern gleich. Beide bedienen sich bei der Feier der heiligen Messe einer frischgebackenen¹⁾ Hostie von gesäuertem Brot, von etwa 7 cm Durchmesser und 1½ cm Dicke. Das aufgedrückte Siegel besteht aus zwei konzentrischen Kreisen, deren Durchmesser sich rechtwinklig schneiden und so beide Kreise in vier gleiche Teile teilen. Die vier Teile des von den beiden konzentrischen Kreisen gebildeten Ringmantels werden wiederum in zwei gleiche Teile geteilt, so daß im ganzen zwölf Felder entstehen, von denen jedes

welches jede Hostie in vier gleiche Würfel teilte, die nur an der Grundfläche zusammengehalten wurden (das sogenannte Lamm). Die am Gründonnerstage konsekrierte Hostie, die mit dem kostbaren Blute befeuchtet wurde, läßt man einige Zeit lang gut zugedeckt auf dem Altare liegen, damit sie antrocknet. Danach wird sie zerkleinert und mit der heiligen Lanze in ganz kleine Stückerl zerschnitten. Auf einer Patene werden dann diese Partikelchen über einem kleinen Kohlenfeuer auf dem Altar langsam und sorgfältig getrocknet, ja fast geröstet. Dabei rührt man sie mit der heiligen Lanze durcheinander, damit sie nicht anbrennen. Nachdem sie so ganz durch und durch getrocknet sind, legt man sie in die Aufbewahrungsbüchse und stellt sie ins Tabernakel, wo sie sich das ganze Jahr hindurch halten, ohne zu verderben. Nach dieser Erklärung zeigt er mir das Allerheiligste noch einmal, indem er mit dem Löffel einige Krümchen davon herausnahm, damit ich besser sehen könne. Das Aussehen erinnerte mich unwillkürlich an zerbröckelten Zwieback.

¹⁾ Hostiae singulis diebus conficiantur, oder doch wenigstens cum hostiis coctis duobus tribusve diebus (Synodus Syror. 86, VI).

ein Kreuz aufgedrückt trägt. Nur frischgebackenes Brot von feinstem Weizenmehl darf dazu verwendet werden, dem ein wenig von dem alten „heiligen Sauerteig“ beigemischt wird. Man behält nämlich beim Hostienbacken jedesmal etwas von dem alten Sauerteig zurück, um ihn mit dem nächstfolgenden Teig zu mischen. Diesen Ueberrest nennt man den heiligen Sauerteig (der aber nicht zu verwechseln ist mit dem heiligen Sauerteig der Nestorianer, worüber später). Ferner mischt man dem Teig etwas Salz und Del bei. Das Del dient dazu, um der Brotmasse leichter das Siegel einzuprägen und um das gebackene Brot leichter herauszunehmen. Im Laufe der Zeit gestaltete sich dieses zu einem heiligen Brauch.¹⁾ Die katholischen Syrer lassen das Del fort, da das Aufstreuen von etwas Mehl genügt, um das Siegel einzuprägen. Das Salz wurde aber beibehalten wegen der mystischen Bedeutung, als auch weil es die Natur des Brotes nicht ändert und nicht gegen die Würde des Sakramentes verstößt, dann auch das Brot schmachhaft macht.

Der Wein ist immer Traubenwein, zuweilen auch Rosinenwein, mit etwas Wasser vermischt. Die Jakobiten mischen oft halb und halb.²⁾ Betreffs des Kommunionritus bildete sich in dem westlichen Syrien der Gebrauch aus, daß der Priester zur Zeit der Kommunion der Gläubigen die einzelnen Partikeln der gebrochenen Brotsgestalt in das kostbare Blut im Kelche eintauchte, den der Diakon hielt, und darauf den Kommunikanten darreichte. Im östlichen Teile der Nation (in Persien, Mossul, Bagdad) aber war es Gebrauch, daß der Priester bei Brechung der Hostie die einzelnen Partikeln in den Kelch tauchte und diese bei der Austeilung den Gläubigen reichete. Dieser Gebrauch ist auch bei den katholischen Syrern heute vorherrschend, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Priester bei Brechung der Hostie nicht mehr die einzelnen Partikeln eintaucht, sondern nur eine, mit der er die übrigen Partikeln der Hostie auf der Patene befeuchtet,³⁾ die dann erst bei Austeilung der Kommunion voneinander getrennt werden (Syn. Syr. 96).

Der Verlauf des Kommunionritus ist demnach folgender: Nach der sehr umständlichen und verwickelten Brechung der heiligen Hostie (siehe Zeitschrift „Das Heilige Land“ 1903, S. 112) ordnet der Priester die verschiedenen Partikeln in besonderer Weise auf der Patene und befeuchtet sie mit einer abgebrochenen Partikel, die er danach in den Kelch legt. Nur diese wird von dem Belebanten bei der heiligen Kommunion mit Hilfe des Löffels genossen und heißt

¹⁾ Archiv für kathol. Kirchenrecht VIII, 175 (Hergenröther).

²⁾ *Medietas vinum et medietas aqua* (Syn. Sciarfensis Syr. S. 88). Diese Synode der katholischen Syrer verurteilt natürlich ein solches Verfahren.

³⁾ Also nicht mit dem Löffelchen, wie Lübeck in „Priester und Mission“ 1924, S. 67 sagt. Weber P. A. Dunkel in „Theologie und Glaube“ 1911, III, S. 305, noch Charon in seiner *Histoire des Patriarc. Méchites*, III, 695, bei Lübeck zu dieser Behauptung als Belege zitiert, sagen so.

„Kohle“ in Anspielung auf Jf VI, 6, oder „Perle“, cf. Mt VII, 6. Nachdem der Priester an der untersten Stufe des Altars tief gebeugt drei Gebete als nähere Vorbereitung verrichtet, geht er an den Altar zurück und nimmt mit dem Löffelchen die im Kelch liegende Partikel, hält sie vor sich und spricht folgenden schönen Glaubensakt an die wirkliche Gegenwart Christi im allerheiligsten Sakramente: „Dich halte ich, der du die ganze Welt erhältst, dich fasse ich, der du die Tiefen beherrschest. Dich, o Gott, lege ich in meinen Mund, durch dich werde ich befreit vom unauslöschlichen Feuer. Mache mich würdig der Verzeihung der Sünden, wie du die Sünderin und den Schwächer gnädig angenommen hast, du unser Gott.“ Darauf genießt er den Leib des Herrn, indem er betet: „Der Leib unseres Herrn wird mir gegeben zur Verzeihung der Sünden und zum ewigen Leben. Amen.“ Das kostbare Blut trinkt er nicht aus dem Kelche, sondern nimmt nur zwei Löffel voll unter einem ähnlichen Gebete wie beim Empfange des Leibes des Herrn. Auf ähnliche Weise empfängt dann der Diakon, Subdiakon und Mönch die heilige Kommunion mit dem Löffel unter den (im Kelche) vermischten Gestalten. Danach geschieht die Kommunion der Gläubigen wie folgt: Der Priester wendet sich, den bedeckten Kelch und darüber die bedeckte Patene haltend, mit dem heiligen Sakramente zum Volke und singt laut drei kurze Gebete, in denen er Verzeihung, Gnade und Barmherzigkeit über das Volk herabfleht. Dann wendet er sich wieder zum Altare, setzt den Kelch nieder und nimmt die Patene, auf der die geteilte, mit dem kostbaren Blute befeuchtete Hostie ruht. Indem er davon ein Stücklein abbricht, legt er dies dem Kommunikanten mit der Hand in den Mund, indem er betet: „Der Leib und das Blut Christi unseres Herrn und Gottes, wird dem N. gegeben zur Vergebung der Sünden und zum Nachlaß der Vergehungen in Ewigkeit. Amen.“ Darauf kehrt er zum Altare zurück, nimmt den Kelch mit der Patene, auf denen sich noch die Reste der heiligen Gestalten befinden, wendet sich wieder zum Volke, betet über dasselbe ein kurzes Gebet, segnet es mit dem Allerheiligsten und beschließt sodann die heilige Messe. Nach der heiligen Messe kommuniziert er die Ueberreste vom heiligen Opfer. Auf diese Weise vollzieht sich heute die Kommunion bei den Syrern, bei den Jakobiten und unierten Katholiken. Beide empfangen die heilige Kommunion unter den beiden vermischten Gestalten, und zwar Priester, Diakon und Mönche mit Hilfe des liturgischen Löffels, das Volk aber aus der Hand des Priesters.

Eine Aufbewahrung des Allerheiligsten kennen die Jakobiten nicht. Die katholischen Syrer bewahren jedoch das allerheiligste Sakrament auf unter der Gestalt des Brotes, die mit dem heiligen Blute angefeuchtet wurde: *sub specie panis sanguine obsignati* (Syn. Syr. 98, 2), sie soll täglich oder doch wenigstens jeden dritten Tag erneuert werden. Ebenso kennt man Segenandachten: *qui ritus*

benedictionis SSmi Sacramenti juxta formam in ritu latino statutam perficiatur. (Syn. Syr. 94, 6.)

III. Der Kommunionritus bei den Nestorianern.

Die kleine Sekte der Nestorianer, etwa 100.000 Seelen, hat sich in dem Gebiete zwischen Van, Urmia-See und Mossul bis auf unsere Tage erhalten. Südlich davon, in den Ebenen um Mossul und Bagdad ist die Heimat ihrer katholischen Brüder, der unierten katholischen Chaldäer. Die Nestorianer haben in ihrer Abgeschlossenheit und Unwissenheit Manches, selbst Wesentliches vom Christentum verloren, besonders was die sieben heiligen Sakramente betrifft. Sie wissen nicht recht, welches diese sieben sind. Wie wir schon früher bei Spendung der Taufe sahen, fehlt ihnen heute z. B. die heilige Firmung. Auch betreffs der heiligen Eucharistie haben sie manche unrichtige Auffassungen, die die Gültigkeit des Sakramentes in Frage stellen. So kennt ihre Hauptliturgie, „die Liturgie der Apostel“, keine Einsetzungsworte. Bei der scharfen Betonung der Epistlese als Form des Sakramentes scheint ihnen der Mangel der Einsetzungsworte von geringer Bedeutung (siehe Fortescue, *The lesser Eastern Churches*, 155). Leider ist aber auch gerade in dieser Apostel-Liturgie die sogenannte Epistlese so unbestimmt, daß man begründete Zweifel an einer Konsekration haben kann.

Die heilige Messe feiern sie selten, nicht einmal jeden Sonntag, sondern nur an den höchsten Festtagen. Dementsprechend ist natürlich der Empfang der heiligen Kommunion noch seltener. Sie gebrauchen wie fast alle Orientalen nur gesäuertes Brot. Die Hostie ist rund und hat etwa 5 bis 6 cm Durchmesser, ist 1 cm dick und mit einem großen und vier kleinen Kreuzen gestempelt. Mit Zubereitung der heiligen Hostie beginnt ihre Liturgie. Der zelebrierende Priester und der Diakon bereiten einen Teig aus feinstem Weizenmehl und etwas Sauerteig, der beim letzten Hostienbacken zurückgelegt wurde, und Del und warmem Wasser. Von diesem Teig bricht sodann der Priester etwas ab für die nächste Hostienbackung. Dem Rest des Teiges, aus dem die eigentliche Hostie bereitet wird, gibt er eine kleine Portion des sogenannten „heiligen Sauerteiges“ bei und macht davon wenigstens drei Hostien (eigentlich sollten es sieben sein), drückt ihnen die Kreuzsiegel mit einem hölzernen Stempel auf, legt etwas Weihrauch ins Feuer und bادت sie.¹⁾ Dieser sogenannte „heilige Sauerteig“ spielt in der Liturgie der Nestorianer eine große Rolle. Er wird zuweilen als siebtes Sakrament aufgezählt und soll von den Aposteln stammen. Nach ihrer Lehre hat der heilige Johannes der Täufer etwas von dem Taufwasser des Herrn gesammelt und aufbewahrt und es später dem heiligen Apostel Johannes gegeben.

¹⁾ Cf. Reg. Maxwell Woolley, *The bread of the Eucharist.*, S. 62 und folgende S. 66.

Beim letzten Abendmahl gab der Heiland dem heiligen Johannes zwei Brote. Eines davon tränkte dieser mit dem Taufwasser und dem Blute des Herrn, das vom Kreuze floß. Dieses Brot zermahlten später die Apostel, mischten es mit Mehl und Salz und verteilten es unter sich, damit der Teig des heiligen Leibes und Blutes unseres Herrn immer in seiner Kirche verbleibe. Die Nestorianer glauben, daß nur sie allein noch von allen Christen von diesem heiligen Teig besitzen, den sie durch Nestorius überkommen haben. Jeden Gründonnerstag wird dieser heilige Teig vom Priester und Diakon feierlich erneuert, indem sie den Rest des heiligen Teiges vom verflossenen Jahre wieder mit frischem Mehl, Salz und Del mischen und ihn das ganze Jahr hindurch im Sanktuarium aufbewahren. Von ihm nimmt man, so oft Hostien gebaden werden, einen kleinen Teil und mischt ihn mit dem Hostienteig. Keine Messe darf ohne diesen heiligen Teig gefeiert werden.

Der eigentliche Kommunionritus vollzieht sich während der Messe wie folgt: Vor der Brechung der heiligen Hostie küßt sie der Priester in Kreuzform, oben, unten, rechts und links, ohne sie jedoch zu berühren, und teilt sie sodann in zwei Teile.¹⁾ Die Partikel in der linken Hand legt er auf die Patene und mit der Partikel der rechten Hand bezeichnet er das kostbare Blut im Kelch mit dem Kreuzzeichen, indem er spricht: „Signatur sanguis pretiosus corpore vivificante Domini nostri Jesu Christi, in nomine Patris et Filii et Spiritus sancti in saecula.“ Darauf bezeichnet er mit dieser in das kostbare Blut eingetauchten Partikel die andere auf der Patene, indem er betet: „Signatur corpus sanctum sanguine reconciliatorio D. N. J. Chr., in nomine P. et F. et Sp. sancti in saecula.“ Es folgen einige Gebete und dann segnet sich der Priester und das Volk. Der Diakon ladet sodann die Gläubigen ein, sich dem Tisch des Herrn zu nahen: „Omnes nos cum tremore et honore appropinquemus mysteriis corporis et sanguinis pretiosi redemptoris nostri!“ und mahnt das Volk, eingedenk zu sein des Leidens und Sterbens des Herrn und mit reinem Herzen, in Liebe und Eintracht zu kommunizieren. In ähnlicher Weise betet der Priester mit ausgebreiteten Armen und bereitet dann die einzelnen Partikeln zur Kommunion der Gläubigen auf der Patene vor. Nach dem Vaterunser und einigen anderen näheren Vorbereitungsgebeten empfangen Klerus und Volk die heilige Kommunion unter den beiden getrennten Gestalten. Der Priester reicht die heilige Hostie dem Volke mit den Worten: „Corpus Domini nostri datur fideli venerabili N. in remissionem peccatorum“, darauf reicht der Diakon den Kelch mit den Worten: „Sanguis D. n. traditur fideli venerabili N. in remissionem criminum, spirituale

¹⁾ Wenn Janin, *Les églises orientales et les rites orientaux*, schreibt: *il rompt l'hostie avec la patène en deux parties*, S. 544, so ist das wohl nur so zu nehmen, daß er die Hostie mit der Patene leicht einrißt, um sie so besser und leichter brechen zu können.

convivium in vitam aeternam.“ Nach der Kommunion fordert der Diakon die Gläubigen auf, „Gott zu loben und zu danken für seine unaussprechlichen Gaben“. Dann erst folgt merkwürdigerweise die Kommunion des Priesters und Diakons (Fortescue 156). Mit Austeilung der gesegneten Brote schließt die heilige Messe. Doch das Volk wartet diese meist nicht ab, sondern geht gleich nach der heiligen Kommunion nach Hause. Die Nestorianer kennen eine Aufbewahrung des heiligen Sakramentes nicht. Wenn ein Schwerkranker zu kommunizieren wünscht, gibt man tags zuvor Nachricht, damit der Geistliche am folgenden Tage zelebrieren kann; doch geschieht dies selten.

Die katholischen Chaldäer haben ebenfalls gesäuertes Brot und befolgen denselben Ritus, nur ist die Kommunion des Priesters vorher. Heute teilen sie die heilige Kommunion meist nur noch unter einer Gestalt aus, selbst der Priester, der nicht zelebriert und während einer Messe kommuniziert, kommuniziert nur unter einer Gestalt. Doch ist nach den Rubriken des Missale Chaldaeorum, 1901 in Mossul in der Druckerei der Dominikaner gedruckt, die Kommunion unter beiden Gestalten auch erlaubt.

(Fortsetzung folgt.)

Eine große Gefahr und eine große Aufgabe.

Von Dr. F. Macé, Konviktsdirektor, Luxemburg.

Action française. — Hypernationalismus. — Internationalismus.

Tausend falsche Anschauungen umschwirren im öffentlichen Leben den modernen Menschen, wie Fliegenzwärme den Wanderer im Hochsommer. Kaum eine dieser sozialen und politischen Irrlehren drängt sich in der allerneuesten Zeitgeschichte so stürmisch und unbuldsam vor wie der unchristliche Hochnationalismus.

Auf die Gefahr, die hier vorliegt, hat unser erleuchteter Pius XI. wieder alle Blicke hingelenkt in seiner neuesten Entscheidung: die Verurteilung der „Action française“. Das ist eine ganz große Tat gegenüber einer ganz großen Krisis. Mit bewunderungswerter Klarheit der Grundsätze, mit verblüffender Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und mit ehrfurchtgebietender Festigkeit und Rechtsliebe hat unser geistiger Führer im Vatikan ein ganzes Riesengebäude von Irrtum und Leidenschaft hier umgeworfen. Der uralte Staatsabsolutismus, der verblendete Kult vor einem völkisch-selbstischen Idol hatte sich da hinter gewisse schützende Wände von Katholizismus und christlichem Vaterlandsideal verbergen wollen. Der apostolische Schlüsselträger hat die Kulissen fortgezogen und unbeugsam gerecht die Wahrheit von der Irrlehre geschieden. Und dann unbestechlich konsequent alle Folgerungen, auch für die kirchliche Disziplin, gezogen, ohne dabei auch nur einen Augenblick das Zentralgebot der

christlichen Liebe und Güte gegenüber den Irrenden aus dem Auge zu verlieren. Nur diejenigen, die diese Vorgänge scharf und unmittelbar verfolgten, ahnen, welche ungeheure Schwierigkeiten diese Entscheidung Roms nach sich zog. Nur diesen ist die ganze Bedeutung dieses Kampfes zum Bewußtsein gekommen.

Welch homerisches Geschrei hat sich beim besfreienden Einschreiten des Heiligen Vaters im Lager des Hypernationalismus erhoben. Schon als beim Diplomaten-Neujahrsempfang in Paris der Nuntius Msgr. Maglione die päpstlichen Ideen von Völkerveröhnung auf Grund eines gerechten Ausgleiches und des Entgegenkommens zwischen den früheren Kriegsführenden klar und bestimmt entwickelte, hatte sich in Frankreich der extreme Nationalismus zum Widerspruch erhoben. Ein häßliches Konzert von mißtönenden Stimmen! Als dann Schlag auf Schlag das Inderverbot gegen gewisse Schriften von Charles Maurras und die Zeitung „Action Française“ erfolgte, ging eine fieberhafte Erregung durch die chauvinistischen Kreise, die laut und entrüstet — nach alter Formel — von dem „schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden“ Papst appellierten. Es half ihnen nichts. Unzweideutig nahm nun der oberste Hirte der Christenheit die Sache persönlich in die Hand, wies den Verblendeten in wiederholten feierlichen Kundgebungen nach, daß er die ganze Frage durch eigenes eingehendes Studium vollkommen beherrsche, daß ihm irgend eine Antipathie oder Stellungnahme gegen eine politische Partei (hier die Royalisten) völlig fernliege und daß er nur vom unbeirrbaren Standpunkt der katholischen Glaubenslehre eine Irrlehre widerlege, kraft seiner göttlichen Sendung — eben wieder diesen unchristlichen, moralfreien, auf heidnischer Staatsauffassung fußenden Nationalismus.

Das war ein Griff in ein Wespenneß, wie er schon lange nicht mehr in dieser zielbewußten Energie geschehen war. Daß Maurras und Daudet mit einem gewissen Kreis öffentlich erklärten, sich nicht unterwerfen zu können, hat wenig Staunen hervorgerufen. Maurras machte bisher tiefe Verbeugungen vor dem Katholizismus, aber katholisch war er durchaus nicht. Und es ist blutnotwendig gewesen, daß dies die studentische und aristokratische Jugend des katholischen Frankreichs erfuhr, die in Scharen jenem Manne wie fasziniert gefolgt war.

Eine eigenartige Haltung nahm ein Teil der katholischen Presse in dem Konflikt zwischen Kirche und „Action française“ ein. Mit voller Loyalität veröffentlichte sie alle Kundgebungen Roms und des Episkopates und beschwor die Gläubigen, dem Heiligen Vater den schuldigen Gehorsam nicht zu verweigern. Im übrigen merkte man der christlichen Presse eine gewisse Verlegenheit an, wenn sie mit den verurteilten Nationalisten sich über die praktischen Folgerungen aus der neuen Sachlage auseinandersetzen sollte. Die „Vie Catholique“ macht da eine rühmliche Ausnahme.

Außerordentlich wohltuend berührte in dem ganzen chauvinistischen Kesseltreiben die geschlossene Haltung des französischen Episkopates, der in einer feierlichen Adresse an den Heiligen Vater dessen Richtlinien zu den seinen machte. Der verhängnisvolle Gallikanismus muß in dieser Kirche, die so grausam vom Staate „getrennt“ worden ist, notwendigerweise auf die Dauer seine Wurzeln verlieren. Und so hat die französische Freimaurerei, die dem Katholizismus bei der „Trennung“ den Todesstoß zu versetzen meinte, ihm gerade durch diesen Gewaltakt seine innere Selbständigkeit und äußere Handlungsfreiheit wiedergegeben.

Doch nicht nur von spezifisch französischen Krisen und Problemen soll hier die Rede sein. Täuschung wäre es, wenn man annehmen wollte, das Einschreiten des Heiligen Stuhles gegen die „Action française“ habe nur lokale Bedeutung und fasse nur die Zustände eines Landes ins Auge. Die höchste kirchliche Autorität hat zweifellos in jenem französischen Typus und hauptsächlichsten Exponenten des verkehrten Hypernationalismus alle ähnlichen Bewegungen und Organisationen, auch außerhalb Frankreichs, treffen wollen. Hinter dem Worte „Gallikanismus“ dürfen sich verwandte Ideenzentren in den übrigen Ländern nicht verschanzen. Die strenge Maßregel des Steuermanns im Vatikan ist nach der „Civiltà Catholica“ heute eine allgemeine, alle Nationen umfassende Angelegenheit geworden.

Das sollte uns Anlaß sein, allenthalben im katholischen Ideen-Schrifttum der hier aufgerollten Frage auf den Grund zu gehen.

Ist man sich in den katholischen Volkskreisen der Gefahren bewußt, die der Chauvinismus über die heutige Welt bringt? Wir haben seit den unseligen Kriegsjahren unzählige Male den Eindruck empfunden, daß vielfach die Katholiken — und oft auch ihre Führer — entweder die Größe des Unheils nicht erkennen, das der hemmungslose Nationalismus anrichtet, oder daß man vor dieser Häresie aus opportunistischer Schwäche nicht recht aufzumucken wagt.

Glücklicherweise hat nicht erst seit der Verurteilung der „Action française“ unsere große geistige Führerin, die römische Kirche, es anders gehalten. Furchtlos und unbeugsam weist sie gerade in der Neuzeit seit Jahrzehnten, besonders seit dem Syllabus von 1864, auf die heidnischen Grundlagen des neuzeitlichen Uebernationalismus hin. Die unchristliche und unmoralische Verblendung, die materialistische Staatsvergötterung, die dieser Lehre zur Basis dienen, wurden und werden von den Päpsten unserer Epoche immer wieder feierlich verurteilt. Fanden und finden diese hochwichtigen Entscheidungen des Stellvertreters Christi im katholischen Weltreich den gehörigen, nachhaltigen Widerhall, den sie verdienen? Ziehen die gläubigen Christen in den verschiedenen Einzelstaaten energisch in ihrem Verhalten die praktischen Folgerungen aus den Anweisungen

Roms? Häufig schon mußten wir als Beobachter diese Frage verneinen.

Dabei steigen die Verheerungen, die der neuheldnische Nationalismus besonders seit 1914 angerichtet, täglich erschreckender vor unseren Augen auf.

Zwei erhabene Opfer hat er seit dem Wahnsinn des Weltkrieges hingemordet, die wir blutenden Herzens betrauern: den Frieden und die Liebe. Der Friede ist tot seit dem Ausbruch des entsetzlichen Stahlgewitters, das über die Menschheit kam, und er ist auch 1918 noch nicht zum Leben erweckt worden. Erst seit Locarno und Genf ist eine leise Hoffnung erwacht auf ein Wiedererstehen der Völkerverständigung. Immerhin ist viel Vorsicht am Platze. Man redet zwar heute wieder schöne Worte von Ausgleich und Menschheitsverbrüderung; wer aber näher zusieht, wird leicht erkennen, wieviel Selbstsucht, Mißtrauen, Vorurteile, geistige Vorbehalte, Gewaltwille sich immer hinter der Fassade breit machen. Das Grundübel ist eben noch nicht an der Wurzel angefaßt: die Unmoral des Hypernationalismus.

Und wo ist jenes andere Ideal hingekommen, das wir mit dem gebenedeiten Namen „Liebe“ bezeichnen? Der Haß von Rasse zu Rasse, von Nation zu Nation, wie er im Völkerringen an hundert Grenzen höllengleich aufgelodert ist, hat heute fast noch dieselben festen Stellungen inne wie 1914. Man lese nur die nationalistische Presse der am Kriege beteiligten Staaten — welche Abgründe von einseitigen Verheerungen tun sich da heute noch auf! Man betrachte den schweren Kampf der völkischen Minderheiten in verschiedenen Staaten — welche Verbitterung hat da die Herzen ergriffen! Der ganze Balkan ist ein einziger Tummelplatz für Massenhaß und nationalistische Leidenschaften. Die Welt des Islams lauscht dieser Stimme und träumt von einer großen Schilderhebung gegen die vorherrschenden Kolonialmächte. Jung-China reckt sich empor und schleudert dem erdbeherrschenden Großbritannien die schwersten Herausforderungen entgegen. In allen Kolonialgebieten erwacht die gedemütigte, vielfach so erbarmungslos ausgebeutete, einheimische Bevölkerung und fordert ihre vaterländischen Rechte. Man kann es diesen Armen gewiß nicht übel nehmen, wenn sie eine freie Heimat verlangen, sofern sie imstande sind, die ethischen, kulturellen und politischen Vorbedingungen zu erfüllen, die ein geordnetes Staatswesen erheischt. Wenn nur nicht überall der überhitzte, heidnisch-egoistische Nationalismus durchdränge, alle Schranken einreißt und jede patriotische Bewegung in seinen Bann schlägt. Allenthalben, wo ein zwischenstaatliches Friedenswerk sich anbahnt, treiben die chauvinistischen Rassefragen ihre trennenden Reile hinein.

Wie läßt sich in all diesen schwierigen, brennenden Problemen die Wahrheit vom Irrtum scheiden? Welches sind die maßgebenden Grundsätze, die dieses ganze Gebiet von Nationalismus und Inter-

nationalismus beherrschen? Gibt es in den Wirrgängen der modernen völkischen Bestrebungen ein Licht, das den Ausweg zum wahren Frieden zeigen kann?

Zwei große Organisationen bestehen, die den Ehrgeiz besitzen und den Anspruch erheben, die Völkerverbrüderung geistig und ethisch in die Wege zu leiten: Der kommunistische Sozialismus und der Katholizismus. Neben diesen beiden Anschauungszentren sinken alle anderen Prinzipiensysteme, die sich um den Frieden mühen, zur Bedeutungslosigkeit herab.

Für seine internationalen Solidaritäts-Ideale hat der Kommunismus beim Christentum seine stärksten Anleihen gemacht. Was er zur Propagierung der großen christlichen Programmpunkte von Völkerverbrüderung getan, rechnen wir ihm zugute. Leider ist er bei seinen internationalen Bestrebungen und bei seiner Agitation gegen den Krieg in denselben ungeheuren Fehler verfallen, wie bei all seinen anderen sozialen Bemühungen: Er hat nur eine materialistische „Moral“ gelten lassen und nur materialistische Geschichtsentwicklung überall gesehen. Der Materialismus aber bringt den roten Internationalismus genau wie auch den sozialen Kollektivismus frühzeitig zur völligen Unfruchtbarkeit.

Denn wenn ein echter, dauerhafter, ausgleichender Universalismus, eine Verständigung der Rassen begründet werden soll, so kann das nur dadurch geschehen, daß grundsätzlich in den Völkerbeziehungen das Prinzip der Macht und Gewalt — vor allem der Angriffs-Krieg — ersetzt wird durch das Prinzip des Rechtes und der Liebe.

Alle übernationale Völkerverbrüderung muß zwei Arme haben: der linke ist das sittliche Recht, und der rechte, stärkere, die Menschenliebe. Wie will aber ein Reformier, der nur Materie, Stoff und Kraft, materielle Arbeit und materiellen Genuß anerkennt, das ethische Recht und die Bruderliebe ideell begründen? Das wäre ja schon ein Widerspruch in den Ausdrücken.

Materialist sein, heißt ja den Geist leugnen, den freien, unsterblichen Geist im Menschen — die Seele im christlichen Sinne — und den unendlichen, allgegenwärtigen, allgerechten und liebenden Geist im Universum — Gott. Die materialistische Geschichtsauffassung kennt keinen persönlichen, rein geistigen Gott, keine göttliche Weltordnung und keine göttliche Weltleitung und erblickt auch im Menschen nur das Ergebnis einer stofflichen Evolution, wo das rein Moralische und Ueberweltliche keinen Platz mehr hat. Recht und Liebe, wenn sie mehr als bloße Worte sein sollen, können nur im Geistigen, im Ewigen, im Unsterblichen und Göttlichen wurzeln. Die Materie hat weder Vernunft, noch sittliche Freiheit, noch Gewissen, noch ethische Ideale.

Darum hat auch die große Agitationszentrale des revolutionären Internationalismus — Moskau — zur Einführung einer Völkerallianz des gerechten Ausgleiches so gut wie nichts getan. Im Gegen-

teil, seit der bolschewistischen Weltbewegung ist der Haß gewachsen, die Gegensätze und die Verbitterung haben sich vertieft. Mit Klassendiktatur, Schreckensherrschaft, Verhöhnung aller Religion und Aufwiegelung aller Leidenschaften schafft man keinen Menschheitsbund der Liebe. Auch die „Vereinigten Staaten Europas“, von denen die russischen Umstürzler eine Zeitlang so laut redeten, werden durch die Blut- und Sklavenwirtschaft der dritten Internationale nie verwirklicht werden.

Und doch muß ich, um ehrlich zu sein, hier sagen: Der sozialistische Internationalismus scheint mir weniger antipathisch und weniger gefährlich zu sein, als der nationalstische Machiavellismus einer gewissen zynischen Herren-Diplomatie, wenigstens wenn ich die Absichten der kommunistischen Arbeitermassen ins Auge fasse.

Trotz aller Utopie und aller Sowjet-Verbrechen steht immerhin mehr dumpfer Drang zu Wahrheit und Idealismus in den „roten“ Arbeiter-Friedensträumen als in der kühl berechnenden, rücksichtslosen und gewissenlosen Politik des nationalstischen Egoismus und Imperialismus.

Da lobe ich mir meine alte, ehrwürdige, unbestechliche und allen Verhältnissen überlegene katholische Kirche. Sie verurteilt gleicherhand, mit derselben unbeirrbarcn Wahrheit und derselben leidenschaftslosen Unfehlbarkeit die beiden Auswüchse: Die Häresie des vaterlandvergötternden Hypernationalismus, wie dessen Antipoden, den umstürzlerischen, gewalttätigen, internationalistischen Bolschewismus. Vor keinem dieser Zeitgötzen macht der Weltkatholizismus eine Verbeugung. Es wird ein apologetisches Argument erster Güte für alle kommenden Zeiten bleiben, auf die unverrückbare Lehre und Haltung der Päpste unserer Zeit hinzuweisen, die gegenüber den verhängnisvollen Irrtümern des modernen öffentlichen Lebens das Recht und die Liebe hochgehalten haben: einerseits das echte Vaterlandsideal, das christlich begründet ist und dem revolutionären Internationalismus nicht zu weichen braucht, und anderseits das innerlich gesunde Ideal einer übernationalen christlichen Völkerverbrüderung, die auf der christlichen Auffassung von sozialer Menschenwürde, Menschenrecht und Menschenliebe wie auf Quadern der Ewigkeit aufgebaut ist.

Es ist ein Jammer, daß die heutige Welt all das Herrliche und Unwiderlegbare meist nicht kennt, das unsere neueren Päpste in dieser Kardinalfrage gelehrt und geleistet haben. Wenn doch das großartige Kapitel: „Weltkatholizismus und Weltfriede“ endlich studiert würde, wenigstens von denjenigen, die sich Katholiken oder gar „gebildete“ Katholiken nennen. Wie müßten manche Reden und Taten anders ausfallen! Wie würden wir stolz uns um die Cathedra Petri stellen wie eine Mauer aus Granit und Erz! Wie würden wir der zerfahrenen, zerrissenen Menschheit unserer Tage, die ihren Christus verlassen und verloren hat, imponieren mit unseren Prinzipien,

die an den ewigen Sternen befestigt sind, und mit den praktischen Programmen unserer großen Führer im Vatikan, die den Schlüssel zum Völkerfrieden in ihrer Hand tragen.

Durch alle unsere katholischen Organisationen und Redaktionen sollte es wie ein heiliger Pfingststurm gehen und wie ein Treuschwur zum Geist und Werk unserer Friedenspäpste. Erheben wir unsere gedemütigten Häupter und treten wir dem Neuheidentum wie christliche Helden entgegen, auf dem Gebiete der Privatmoral, der Familiengrundlage, der Soziologie und nicht zuletzt der Staatsauffassung. Wenn die Welt heute so tief gesunken ist, tragen wohl wir Christen einen guten Teil der Schuld daran, weil wir meist nicht entschieden christlich und nicht radikal katholisch und päpstlich waren. Das heidnische Idol des materialistischen Nationalismus wird noch heute vielerorts nicht energisch genug angegriffen. Nicht als ob ich hier eine ungenießbare Kritik und eine Heze im Kraftmeierstil empfehlen wollte. Nein, es heißt das Schöne, Wahre, Gewinnende unserer Weltanschauung klarer und begeisterter und freudiger ins Licht stellen. Die Zeitgeschichte im Geiste des Katholizismus studieren, die eigenen Vorurteile abstreifen, dann die ganze Erhabenheit des moralischen, sozialen und politischen Friedensprogrammes unserer Kirche und Päpste den Zeitgenossen erklären und möglichst eindringlich und überzeugend vor Augen führen. Immer wieder den Unzufriedenen und Abgefallenen sagen: Es ist nicht wahr, daß unsere Religion und unsere Kirche vor den modernen Menschheitsübeln versagt haben, nein, man hat nur das Christentum und den Katholizismus zu sehr ausgeschaltet oder verzerrt oder verleumdet. Und wenn Fehler oder Unterlassungssünden gerade uns von den Gegnern vorgeworfen werden, so müssen wir schärfer als bisher das nie aufgegebene Prinzip scheiden von der Schwäche Einzelner. Nicht die Kirche hat geschwankt — sie stand vielleicht nie so fest und strahlend schön da wie heute — wir einzelnen Christen oder Gruppen von Christen, die in diesem oder jenem Punkte den Geist unserer Kirche nicht kannten oder den Weisungen derselben nicht gehorchten, waren unserer Pflicht nicht gewachsen.

Welch prächtige, zeitgemäße Aufgabe für die Priester und die katholischen Organisationen aller Länder, die Stimme des Weltkatholizismus im brennenden Widerstreit von Nationalismus und Internationalismus wieder durch die Hallen der Menschheit ertönen zu lassen! Welcher Riesenbau von Wahrheit und Recht entsteht vor den Augen der Modernen, wenn die großen päpstlichen Dokumente der Neuzeit, angefangen vom Syllabus Pius IX. bis auf die neuesten Friedens- und Königsenzikliklen unseres providentiellen elften Pius mit unwandelbarem Mut vor der Öffentlichkeit popularisiert werden und dann nach und nach im praktischen Handeln der Katholiken Leben und Gestalt gewinnen.

Wir müssen aus dem beschämenden, schwächlichen Schweigen heraus. Wenn auch nicht alles auf die Kirchenkanzel gebracht werden kann, so bleiben doch immer noch die Presse und die Vereins-tribüne zur Verfügung. Wir dürfen den apostolischen Völkerhirten nicht allein lassen im schweren, heroischen Kampfe gegen die Lüge und den Haß!

Noch eins. Mir scheint, gerade die Neutralen, das heißt die Nationen, die außerhalb des entsetzlichen Ringens standen, sind in einem gewissen Sinne an erster Stelle berufen, die begeisterten Herolde der päpstlichen Friedensgrundsätze zu sein, nach rechts und nach links die katholische Auffassung von Vaterlandsinteresse und Völkerausgleich unentwegt zu verkünden und den verletzten Seelen den Weg aus der Leidenschaftlichkeit zu zeigen. Welch heilige Mission haben unsere kleinen, freien Staaten, die fern von Brand und Mord standen, gerade heute beim sozialen und moralischen Wiederaufbau zu leisten!

Wie diese Aufklärungs- und Organisationsarbeit unserer katholischen Verbände im Einzelnen gestaltet werden könnte, darüber wird sich vielleicht ein ander Mal der Schreiber dieser Zeilen Vorschläge gestatten.

Heute möge der eine Gedanke diese Ausführungen beschließen: Beginne jeder bei sich selbst die große, die verheißungsvolle Reform der Herzen! Lernen wir katholisch, das heißt universal und menschenfreundlich denken und handeln, nach allen Seiten hin. Vergessen wir nie, daß alle Christen den einen mystischen Körper Jesu bilden; zerreißen wir das nahtlose Gewand des Heilandes nicht. Gönnen wir jeder Nation und Rasse ihre berechnigte Eigenart, ihr Eigenleben! Fort mit den verletzenden Einseitigkeiten und den Anklagen in Bausch und Bogen, wie sie sich leider noch so oft auch in gewissen katholischen Reden und Blättern finden! Fügen wir dem Begriff Heimat und Vaterland, der an sich unendlich edel und tief berechnigt ist, eine gehörige Dosis christlicher Gerechtigkeit und vor allem von christlichem Altruismus bei!

Wir müssen alle geistiger werden in dieser Hochzeit des Materialismus. Selbstloser und rücksichtsvoller gegen den Nebenmenschen muß unser Verhalten sein. Der neue Heilige, den man in der Kriegspsychose kanonisiert hat, „il sacro egoismo“, muß wieder vom Sockel heruntergenommen werden. Nießsches „Wille zur Macht“ ist tief unchristlich und unsittlich. Wir müssen sozialer und karitativer werden, ethisch-konsequenter in unserer Periode des Larismus, des Sybaritismus und des feigen Opportunismus. Unsere Moral darf für das öffentliche und internationale Leben nicht bloß im Handbuch und Katechismus stehen, sondern vor allem in der Wirklichkeit. Wir müssen innerlicher, religiöser, reiner im Streben und Handeln werden. Endlich kirchlicher, katholischer! Wir sind keine „Schule“, kein „System“, wir sind eine Kirche, ein

fortlebender Christus, eine „Gemeinschaft der Heiligen“, eine eucharistische Blutz- und Lebensvereinigung.

Werden diese Ideale bei uns zur Realität, dann werden wir die verhängnisvolle Irrlehre des „Laizismus“, des „Laienstaates“, die die tiefe Wurzel auch des heidnischen Nationalismus ist, sieghaft meistern und die echte übernationale katholische Volksverbrüderung anbahnen helfen.

Das Abstinenzgebot.

Von B. van Aken S. J., Trier.

I. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten herrschte die Gewohnheit, am Freitag jeder Woche zu fasten und sich von den Fleischspeisen zu enthalten aus Verehrung für das bittere Leiden Jesu Christi; an Samstagen, weil dieser Tag wegen des Verweilens Christi im Grabe ein Tag der Trauer ist. Im Mittelalter sehen wir das Fasten am Samstag auch in Verbindung mit der Andacht zur Mutter Gottes.

Allmählich fing man an, die genannten Fasttage in bloße fleischlose Tage zu verwandeln; zu Gregors VII. (1073 bis 1085) Zeiten scheint dieser Brauch allgemein geworden zu sein. Bis Pfingsten 1918, wo das neue Kirchenrecht in Kraft trat, galten der Freitag und etwa auch der Samstag als fleischlose Tage; rücksichtlich des Samstags waren in sehr vielen Ländern Milderungen eingetreten.¹⁾

Fasttage sind solche Tage, an denen nur eine einmalige Sättigung und außerdem morgens und abends eine kleine Stärkung erlaubt ist.

Fleischlose Tage (Abstinenztage) sind jene Tage, an denen der Genuß von Fleischspeisen verboten ist.

Fast- und fleischlose Tage sind solche Tage, an denen sowohl das Fasten als auch die Enthaltung von Fleischspeisen beobachtet werden muß.

In den folgenden Ausführungen soll nur das Abstinenzgebot dargelegt werden, wie es für die Gesamtkirche erlassen und durch die päpstliche Bewilligung vom 14. Februar 1922 für alle Diözesen Deutschlands gemildert wurde.

Wer sich über das Fasten- und Abstinenzgebot, wie es für Deutschland gilt, näher unterrichten will, der greife zu dem gründlichen Kirchenrecht von Eichmann,²⁾ das bereits in zweiter Auflage vorliegt und schnell viele Freunde unter dem Seelsorgsklerus gefunden hat.

¹⁾ Die Entstehung der Quatember und der Fastenzeit erklärt kurz, aber doch recht klar der als hervorragender Liturgiker bekannte Professor L. Eisenhofer in seinem „Grundriß der katholischen Liturgik“, 2. und 3. Aufl., Herder 1926, S. 117 f. und 120 f.

²⁾ Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechtes, 2. verbesserte Aufl., S. 429 bis 432, Paderborn 1926, Schöningh.

II. Nach dem neuen Kirchenrecht sind:

1. **nur fleischlose** Tage alle Freitage des Jahres;
2. **Fast- und fleischlose** Tage **zugleich** sind: Aschermittwoch, die Freitage und Samstage¹⁾ der 40tägigen Fastenzeit, die Quatembertage, der Vortag von Pfingsten, Mariä Himmelfahrt (14. August), Allerheiligen (31. Oktober) und von Weihnachten (24. Dezember).
3. **Bloßes Fasten** ist zu halten an allen übrigen Tagen der 40tägigen Fastenzeit.
4. An Sonn- und gebotenen Feiertagen besteht weder ein Fasten- noch ein Abstinenzgebot.

An einem gebotenen Feiertag in der vierzigtägigen Fastenzeit aber bleibt die Pflicht zum Abbruch und zur Abstinenz bestehen. Es kommt hier wohl nur das Fest des heiligen Josef in Betracht.

5. **Vigilfasten** wird nicht mehr vorverlegt (can. 1252, §§ 1 bis 4).

Der Grundsatz „pervigilia non anticipantur“ gilt nicht bloß in der vierzigtägigen Fastenzeit, sondern das ganze Jahr (Resp. Com. Pont., 24. nov. 1924). Wenn also die Vigil von Pfingsten, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, Weihnachten auf einen Sonntag fällt, so fällt der Fasttag einfach aus.

III. Das Abstinenzgebot **verpflichtet** zur Enthaltung von Fleisch und Fleischbrühe, dagegen ist **erlaubt** der Genuß von Eiern, Milchspeisen, sowie Speisewürzen jeder Art, auch mit Tierfett (can. 1250).

Kraft der päpstlichen Bewilligung vom 14. Februar 1922 darf in Deutschland auch Fleischsuppe (Fleischbrühe) an allen Tagen außer am Karfreitag genommen werden.

¹⁾ In der Diözese Namur und in den Nachbardiözesen Belgiens und Frankreichs besteht ein päpstliches Indult, wonach die Gläubigen in der Fastenzeit am Mittwoch und Freitag (statt am Freitag und Samstag) zur Beobachtung der Abstinenz verhalten sind. Der Bischof von Namur legte nun der Konzilskongregation die Frage vor, ob die Fremden in diesen Diözesen ebenfalls verpflichtet seien, die Abstinenz an den Mittwochen der Fastenzeit zu beobachten. Die Kongregation entschied unter dem 9. Februar 1924, wie folgt: Beim Abstinenzgebot ist zwischen Substanz des Gebotes und zwischen der Art und Weise (Modus), wie das Gesetz zu erfüllen ist, zu unterscheiden. Die Substanz des allgemeinen Abstinenzgebotes ist, daß in der Fastenzeit an zwei Tagen in der Woche die Abstinenz zu halten ist, während die Bestimmung der Abstinenztage der Modus ist, wie das Gesetz zu erfüllen ist. Nun sind aber Fremde gemäß can. 14, § 1, 3^o wohl zur Beobachtung der gemeinrechtlich verpflichtenden Substanz des Gesetzes gehalten, nicht aber gemäß can. 14, § 1, 2^o zur Einhaltung des in jenen Diözesen partikularrechtlich vorgeschriebenen Modus. Darum steht es den Fremden in den genannten Diözesen frei, den zweiten Abstinenztag während der Fastenzeit entweder am Mittwoch oder am Samstag zu beobachten, nur soll ein Vergeris vermieden werden (A. A. S. XVI, 94 f.). — Diese Anmerkung ist entnommen dem vorzüglichen Kirchenrecht von Prälat Dr. A. Perathoner, S. 447. „Das kirchliche Gesetzbuch“, sinngemäß wiedergegeben und mit Anmerkungen versehen von Prälat Dr. A. Perathoner, Bressanone 1926, Weger, erlebte von 1919 bis 1926 vier Auflagen, ein klarer Beweis seiner besonderen Brauchbarkeit und allgemeinen Wertschätzung.

Fleisch- und Fischspeisen können bei derselben Mahlzeit genossen werden (can. 1251, § 2).

Was als Fleisch zu betrachten ist, muß, da es sich hier um ein Kirchengesetz handelt, selbstverständlich nach dem Sprachgebrauch der Kirche und den Gewohnheiten des Landes und nicht nach den Naturwissenschaften bestimmt werden.

Herrscht in einem Lande keine Gewohnheit, dann kann man sich nach der Regel des heiligen Thomas 2, 2, q. 147, art. 8 richten, wonach als Fleisch jene Landtiere gelten, die lange außerhalb des Wassers leben und atmen, oder jene Tiere, die warmes Blut haben.

In bezug auf die Amphibien rät Benedikt XIV. an, zu vergleichen, mit welchen Tieren ihr Fleisch die größte Ähnlichkeit hat. In positiven Zweifeln kann man sich für die Erlaubtheit des Genusses entscheiden.

Als **nicht verboten** gelten: Frösche, Auster, Schalthiere, Schnecken, Schildkröten, Muscheln, Krebse, Hummer; ebenso auch Fischotter, Biber und einige Vögel, so gewohnheitsgemäß: Rohrhühner, schwarze Wasserhühner oder Bläuenten, Duckentchen, Seehunde und Walrosse.¹⁾

Würze (condimentum) ist alles, sei es flüssig oder fest, was in geringer Menge den Speisen beigelegt wird, um sie schmackhaft zu machen, wie Fett jeder Art, Butter, Schmalz, Speck in dünnen Scheibchen oder ausgelassen und dessen Ueberbleibsel (Grieben), Kunstbutter, Maggis Suppenwürze und Ähnliches.²⁾

Recht praktisch ist die Bemerkung von Genicot-Salzmans I, 442: „Nullo modo inquietandos esse censemus manducantes substantias, quovis nomine vocentur, quae, quamvis originem a carne et carnis vim nutritivam habeant, tamen gustum carnis vel iusculi amiserunt. Unde non sunt talia collocanda inter eas carnes quas prohibet lex ecclesiastica, quae primario, secundum communem aestimationem, externam speciem et gustum attendit.“

Daher darf man ruhig auch am Freitag Gelatine, Pepsin und Peptone nehmen, weil sie ganz das Aussehen und den Geschmack des Fleisches verloren haben. Pepsin = Enzym im Magensaft, das Eiweiß in salzsaurer Lösung verdaut. Das von Schweinen, Schafen, Kälbern gewonnene und getrocknete Pepsin wird arzneilich benützt. Peptone = bei der Verdauung entstehende Spaltungsprodukte von Eiweißkörpern. Das Pepton des Handels (dick, braun, bitter) wird durch künstliche Verdauung von Fleisch und Eiweißkörpern hergestellt.

IV. Das Abstinenzgebot verpflichtet gleich dem Fastengebot unter schwerer Sünde.

Welche Quantität zur Todsünde hinreiche, läßt sich schwer bestimmen. Die Ansicht, daß eine halbe Unze (15 Gramm) schon etwas Bedeutendes sei, dürfte wohl zu streng sein; viele neuere

¹⁾ Göpfert-Staab II, 207; cf. Brümmer II, 663; Vermeersch III, 873.

²⁾ Eichmann², S. 430; Vermeersch III, 873.

Moralisten halten zu einer Todsünde wenigstens zwei Unzen erforderlich.¹⁾

„Omnes in eo conveniunt gravem esse materiam, quae notabiliter nutrit; in determinanda autem quantitate, quae notabiliter nutriat, auctores valde dissident; dicendum videtur gravem esse materiam, quae duas uncias (60 gr) excedit“ (Moldin-Schmitt II, 676).

Un und für sich wird das Abstinenzgebot so oft übertreten, als ohne Grund an verbotenen Tagen (actibus moraliter distinctis) Fleisch gegessen wird.

Wer zweimal eine volle Mahlzeit genommen hat, kann das Fastengebot, das nur eine einmalige Sättigung erlaubt, nicht mehr beobachten und begeht darum nach der wahrscheinlicheren Ansicht vieler Theologen durch eine neue volle Mahlzeit keine Sünde.

Das Abstinenzgebot aber, das die Enthaltung von Fleischspeisen vorschreibt, kann immer noch beobachtet werden, auch wenn man schon Fleisch gegessen hat. Deshalb wachsen öftere kleinere Uebertretungen **nicht** zu einer schweren Sünde heran, ausgenommen der Fall, wo jemand von vornherein beabsichtigt, eine große Quantität zu nehmen.²⁾

Für gewöhnlich jedoch glauben die meisten, die das Abstinenzgebot übertreten haben, sie hätten nur einmal gesündigt, auch wenn sie wiederholt am selben Tage Fleisch gegessen haben.

V. Das Abstinenzgebot **verpflichtet** alle Getauften, die den Vernunftgebrauch erlangt und das siebte Lebensjahr vollendet haben (can. 1254, § 1).

Kinder unter 7 Jahren und dauernd Geistesranke sind also nicht an das Abstinenzgebot gebunden.

Geistesranke mit lichten Augenblicken sind an und für sich dem Gesetz unterworfen, da aber can. 88, § 3 ausdrücklich bestimmt: „Infanti assimilantur quotquot usu rationis sunt habitu destituti“, so kann man jene Geistesranken mit lichten Augenblicken als vollständig von dem positiven Gesetz entbunden betrachten, wenn sie wirklich habituell des Vernunftgebrauches beraubt sind.³⁾

VI. Die Abstinenz oder das Fleischverbot **verpflichtet nicht**, wenn jemand durch einen wichtigen Grund, wie Krankheit, entschuldigt oder vom Pfarrer oder einem bevollmächtigten Beichtvater aus einem gerechten Grund von dieser Verpflichtung befreit ist.

Am 14. Februar 1922 wurde für ganz Deutschland eine einheitliche Fastenordnung von Rom bewilligt, zunächst nur für fünf Jahre.

Am 20. Jänner 1927 wurde die für alle deutschen Diözesen bewilligte Fastenverordnung auf weitere fünf Jahre verlängert.

¹⁾ Arregui⁹ 445; Genicot-Salsmans I^o, 444; Marc-Geerstmann I¹⁷, 1228; Tanqueren II⁷, 1130; Sebastiani⁹ 355; Vermeersch III, 879.

²⁾ Genicot-Salsmans I^o, 444; Prümmer II⁹, 663.

³⁾ Vermeersch I², 282.

Für die österreichischen Diözesen wurde im vorigen Jahre ein ähnliches Fastenindult vom Apostolischen Stuhl erteilt. Das Linzer Diözesanblatt von 1927, Nr. 1, S. 4, bringt folgende Bemerkungen für den hochw. Klerus bezüglich der neuen Fastenverordnung:

„Das neue Fastenindult ist im wesentlichen dem Fastenindult angeglichen, das Pius XI. bereits am 14. Februar 1922 für sämtliche Diözesen des Deutschen Reiches gewährt hatte.

Wesentlich neu ist die Beschränkung der Verpflichtung zur einmaligen Sättigung (jejunium) auf zwei Tage (Aschermittwoch und Karfreitag), während sie für die Wochentage der 40tägigen Fastenzeit und die Quatemberfreitage nur empfohlen wird, also unter keiner Sünde mehr verpflichtet.“

Nach der Fastenverordnung für Deutschland sind:

A. Fasttage und fleischlose Tage zugleich:

1. der Aschermittwoch,
2. die Freitage der 40tägigen Fastenzeit,
3. die Freitage der Quatemberwochen,
4. der Karfreitag bis 12 Uhr mittags.

B. Nur fleischlose Tage sind: alle Freitage außerhalb der Fasten- und Quatemberzeit.

Fallen die Freitage jedoch in die Fastenzeit, in die Quatemberwochen oder auf den Vortag von Weihnachten, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen, so sind sie zugleich Fasttage.

C. Bloße Fasttage sind:

1. die übrigen Wochentage der 40tägigen Fastenzeit,
2. die Mittwoche und Samstage der Quatemberwochen,
3. der Vortag von Weihnachten, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen. Ist die äußere Feier des Festes Mariä Himmelfahrt am folgenden Sonntag, so ist am Samstag vorher zu fasten.

Wichtig sind auch folgende besondere Bewilligungen für Deutschland:

1. An den **bloßen Fasttagen** ist:

a) außer bei der Hauptmahlzeit auch bei der abendlichen kleineren Stärkung der Fleischgenuß gestattet. Diese Bewilligung scheinen viele Beichtkinder nicht zu kennen und klagen sich deshalb an, daß sie zweimal an Fasttagen Fleisch gegessen hätten.

b) Wer nicht verpflichtet ist zu fasten, weil er noch nicht 21 oder bereits 59 Jahre ist, oder weil er aus einem wichtigen Grunde, wie schwere Arbeit, schwache Gesundheit, vom Fasten entschuldigt oder befreit (dispensiert) ist, darf an den bloßen Fasttagen nicht nur zweimal — bei der Hauptmahlzeit und der abendlichen Stärkung, wie die zum Fasten verpflichteten Gläubigen —, sondern auch außerhalb dieser Mahlzeiten beliebig oft Fleisch essen.

2. Das Fastengebot und Fleischverbot **erläßt**, nicht bloß, wenn auf einen Tag, der Fasttag oder fleischloser Tag oder

beides zugleich ist, ein Sonntag oder gebotener Feiertag¹⁾ trifft, sondern auch, wenn ein anderer Tag trifft, der von der ganzen Gemeinde wie ein gebotener Feiertag begangen wird, z. B. das Fest des Kirchenpatrons, Tag einer althergebrachten Flurprozession, angelobter Feiertag, Wallfahrtstage, Ewiges Gebet.

Eichmann², S. 431, macht dazu die treffende Bemerkung: „Diese Bewilligung geht in doppelter Hinsicht weiter als can. 1252, § 4; denn sie umfaßt außerdem: a) die Fastenzeit, b) die Andachts- und Halbfeiertage; in can. 1252, § 4 werden aber beide ausgeschlossen (Päpstl. Auslegungsausschuß, 17. Febr. 1918 und 24. Nov. 1920, A. A. S. 1918, S. 170, und 1920, S. 576 ff.).“

3. Der Genuß von **Fleischbrühe** ist in Deutschland an allen Tagen mit Ausnahme des Karfreitags gestattet.

4. Folgende Personen dürfen kraft päpstlicher Bewilligung an allen Tagen Fleisch essen außer am Karfreitag:

a) Wanderer und Reisende, sowie das Fahrpersonal aller Verkehrsmittel.

Gilt das auch für die Tage, an denen das Fahrpersonal frei ist, das heißt keinen Dienst hat?

Nach can. 86 erlöschen Dispensationen von wiederkehrenden Verpflichtungen, z. B. von der Beobachtung des Fasten- und Abstinenzgebotes, vom Breviergebet, vom Gebot der Nüchternheit vor der heiligen Kommunion, wenn der für die Verleihung ausschlaggebende Grund sicher und völlig beseitigt ist, sie erlöschen nicht, wenn es zweifelhaft ist, ob der Dispensgrund entfallen ist, oder wenn derselbe wenigstens teilweise noch fortbesteht.²⁾ In unserem Falle handelt es sich um die habituelle Stärkung dieser Leute und dieser Grund besteht fort auch in den freien Tagen, also wäre ihnen an dienstfreien Tagen der Genuß von Fleisch erlaubt.

b) Die Gast- und Speisewirte, die Kostgeber und deren Hausgenossen, sowie alle, die in Gast- oder Kosthäusern speisen oder aus solchen regelmäßig ihre Kost beziehen.

Sind auch die Gastwirte vom Lande ausgenommen, obwohl vielleicht das ganze Jahr hindurch kaum ein Gast ein Essen verlangt?

Wenn die Gastwirte darauf gefaßt sein müssen, daß sie wenigstens heute anderen Leuten Speisen werden vorsetzen müssen: ja. Denn der Grund ist, daß sie nicht gezwungen werden sollen, doppelt zu kochen. Wo also die moralische Gewißheit besteht, daß ein Verabreichen von Fleischspeisen überhaupt nicht wird gefordert werden, fehlt der Grund der Dispens sicher und völlig (vgl. can. 86, und Eichmann, S. 431, Anm. 1).

Bauern stellen oft, besonders zur Zeit der Ernte, nur für einige Tage Arbeiter an. Diese wollen keine Fastenspeisen haben, darf dann die Hausfrau für das ganze Haus Fleisch kochen oder Wurst geben?

¹⁾ Welches die gebotenen Feiertage in den einzelnen deutschen Bistümern sind, gibt am besten Dr A. Koeniger an in seinem soeben erschienenen Buche „Katholisches Kirchenrecht“, S. 344 ff. Dieses Buch gehört zu der Sammlung „Herders Theologische Grundrisse“ und wird sich sicher bald beim Seelsorgsklerus einbürgern, da es nicht nur alle bis zum 1. August 1926 erlassenen Entscheidungen, Anweisungen und Erläuterungen des Papstes oder der römischen Kurie, sondern auch alle in Betracht kommenden Gesetze des Staatskirchenrechtes entweder wörtlich oder zusammenfassend wiedergibt.

²⁾ Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechtes, 2. Aufl., S. 69.

An den Tagen, wo diese Arbeiter von ihnen gespeist werden, sind die Bauern sicher Kostgeber, können also von dem päpstlichen Indult Gebrauch machen; dazu kommt, daß diese Arbeiter Schwerarbeiter und deshalb entschuldigt und nicht bloß dispensiert sind.

c) Die Personen, die in nichtkatholischen Haushalten leben und dort beschäftigt werden.

d) Militärpersonen und jene Familien, bei denen Militärpersonen wohnen und speisen.

e) Alle, die sehr schwere Arbeit zu verrichten haben.

Nach Marc-Gestermann I², 1235 sind als Schwerarbeiter anzusehen: „fossores (Arbeiter in Erz- und Kohlenbergwerken), agricolae, lapicidae (Steinhauer, Steinmetz), figuli (Töpfer), textores (Weber), lanarii (Wollarbeiter), fullones (Wasser, Tuchbereiter), bajuli (Lastträger), aurigae, nautae, remigantes, cursores, fabri, ferrarii (Schmiede), lignarii (Zimmerleute), murarii (Maurer), coriarii (Gerber), sutores, qui calceos conficiunt filo pice linito, pistofes (Bäcker, Müller), furnarii (Arbeiter an Schmelzöfen) coqui, qui in parando plures dapes multis personis tota quasi die occupantur.“

Ähnlich ist die Aufzählung bei Sabetti-Barrett²⁹, n. 338.

Gehören zu diesen „Schwerarbeitern“ auch Metzger, Sattler, Schneider, Schriftsetzer?

Der Ausdruck „sehr schwer“ dürfte doch wohl einige dieser Berufe nicht einschließen, wenn es auch in diesen Berufen viele gibt, die mit Recht als Schwerarbeiter bezeichnet werden können, so kann das doch nicht ohne weiteres von allen als solchen gesagt werden. Zudem werden in manchen dieser Berufe die schweren Arbeiten wie z. B. das Kneten des Teiges von Maschinen geleistet.

Anderer Moralisten, z. B. Genicot-Salsmans, Göpfert-Staab, Moldin-Schmitt, Brümmer zählen die einzelnen Arten von Schwerarbeitern nicht alle auf, sondern sagen allgemeiner: Arbeiter, welche sehr schwere Arbeiten oder solche Arbeiten zu verrichten haben, welche den Appetit benehmen, wie an Schmelzöfen, in Erz- und Kohlenbergwerken. Dazu kommt, daß dieselbe Arbeit für den einen leicht, für den anderen aber wirklich sehr schwer ist. Ein kluger Reichwaser wird auch diesen Umstand berücksichtigen müssen.

f) Alle, die ihre Kost für den ganzen Tag zur Arbeitsstätte mitnehmen müssen.

Ist das Abendessen eingeschlossen?

Da wohl nur sehr wenige Arbeiter oder fast keiner das Mittag- und Abendessen mitzunehmen pflegt, so dürfte es wohl nicht zum erlaubten Gebrauch der Dispens erforderlich sein, daß die Arbeiter auch das Abendessen „mitnehmen“.

Dürfen diese Arbeiter abends zu Hause Fleisch essen?

Wenn das Abendessen das erste warme ordentliche Essen ist, oder wenn sonst in der Verweigerung des Fleisches eine große Härte für diese Leute liegen würde, wäre der Genuß des Fleisches für sie gestattet, sonst nicht.

Muß die Frau für die übrigen Familienmitglieder mittags und abends Fasten speisen bereiten?

An und für sich, ja, wenn aber die Frau sonst doppelt kochen oder größere Auslagen machen müßte, nein.

In all diesen Fällen hängt, wie die Erfahrung lehrt, viel ab von der Arbeitsfreudigkeit und Kochkunst der Frau. Versteht es die Frau, recht schmackhafte warme Mehlspeisen zu bereiten, dann nehmen viele Männer, selbst wenn sie die Wahl haben, lieber Mehlspeisen als Fleisch.

Noch einige praktische Fälle.

Wenn der Hausvater oder ein anderes Familienmitglied dispensiert ist, dürfen deswegen nicht ohne weiteres auch die anderen Familienmitglieder Fleisch essen. Oft aber wird moralische Unmöglichkeit die anderen entschuldigen,

weil die Mittel fehlen, eine doppelte Mahlzeit zu bereiten oder weil der Hausvater andere Speisen nicht zuläßt.

Wird man an einem Abstinenztage zu einer Mahlzeit eingeladen, bei der es voraussichtlich Fleischspeisen gibt, so muß man die Einladung ablehnen, wenn es ohne großen Nachteil geschehen kann.

Wird wider Erwarten bei einer Tafel Fleisch aufgetragen, so wäre es gestattet Fleisch zu nehmen, wenn man andere Speisen nicht haben oder ohne großen Nachteil nicht fortgehen kann.¹⁾

VII. Vom Fleischverbot kann dispensieren:

1. der Papst für die ganze Kirche;

2. der Bischof seine ganze Diözese oder bestimmte Orte derselben in Rücksicht auf den öffentlichen Gesundheitszustand oder bei einem concursus populi (can. 1245, § 2);

3. der Bischof sowie der Pfarrer und die anderen Geistlichen mit eigenem Seelsorgsbezirk können in einzelnen Fällen und aus einem gerechten Grunde einzelne Personen oder Familien ihres Sprengels überall, Fremde dagegen nur innerhalb ihres Sprengels von der Beobachtung des Fastengebotes oder Fleischverbotes oder beider zugleich entbinden (can. 1245, § 1).

„In einzelnen Fällen“ bedeutet: nur für die Zeit, die der vorliegende Grund erfordert, für gewöhnlich also nicht über ein Jahr.²⁾ Viele Beichtkinder glauben, sie seien für immer dispensiert, darum wäre es gut, sie auf diesen Irrtum aufmerksam zu machen.

4. die Ordensoberen exempter Priestergenossenschaften haben ihren Untergebenen gegenüber dieselben Vollmachten, wie die Pfarrer ihren Pfarrkindern gegenüber (can. 1245, § 3);

5. die Beichtväter können aus eigener Vollmacht vom Fasten- oder Abstinenzgebot nicht dispensieren, wohl aber können sie in einzelnen Fällen erklären, daß genügende Entschuldigungsgründe, die von diesen Geboten entbinden, vorhanden sind. Dasselbe können auch die Ärzte und Oberinnen.

In vielen Diözesen erhalten die Beichtväter eine ähnliche Vollmacht wie die Pfarrer für ihre Beichtkinder. Wenn diese Vollmacht nicht ausdrücklich auf die Beichte beschränkt wird, kann sie auch außerhalb der Beichte angewendet werden.³⁾

VIII. Ohne Zweifel ist unsere heutige Lebensweise in vielen Beziehungen die denkbar verkehrteste geworden, die aller Natur, aller natürlichen Entwicklung geradezu Hohn spricht. Die moderne Kultur bringt ungezählte Genüsse mit sich, die der Naturmensch nicht kennt. Diese Genüsse üben auf den Menschen einen unwiderstehlichen Reiz aus, er stürzt sich auf sie mit aller Macht, auf Kosten seiner Gesundheit, ja selbst auf Kosten seines Lebens. Man verlange von Millionen Kulturmenschen, die durch den Genuß siech und elend

¹⁾ Genicot-Salzmans I, 449; Marc-Gestermann I, 1245; Göpfert-Staab II, 207; Roldin-Schmitt II, 678.

²⁾ Eichmann, Lehrbuch des Kirchenrechtes, 2. Aufl., S. 431.

³⁾ Genicot-Salzmans I, 448; Brümmer II, 664; Roldin-Schmitt II, 687.

geworden sind, sie sollen auf den Genuß verzichten und zur Wiedererlangung der Gesundheit natürlich leben, kaum einer wird Lust und Mut dazu haben, die meisten werden eher an dem Genuße zugrunde gehen.

Warum haben sie nicht mehr die Lust und den Mut dazu? Weil sie es nicht gelernt haben, sich etwas zu versagen, weil sie glauben, es geschähe ihnen schon Unrecht, wenn sie nicht alles haben und genießen dürfen, was sie sehen und begehren.

Was ist nun in unserem Falle zu tun? Wir dürfen uns in Predigt und Katechese¹⁾ nicht zu viel auf Kasuistik einlassen, sondern müssen mehr Erziehungsarbeit leisten, sonst machen wir uns eines schweren pastorellen Fehlers schuldig. Denn wenn wir in unserer Zeit immer nur die äußerste Grenze angeben, und dabei die Beurteilung der Gründe dem Publikum überlassen, so werden alle Gebote allmählich zerseht und zernagt, bis nichts mehr übrig ist. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß jeder Christ verpflichtet ist, auch die läßliche Sünde zu meiden und nach Vollkommenheit zu streben, das ist aber unmöglich ohne ein gewisses Maß von Abtötung und Selbstverleugnung. Die Aufgabe der Seelsorgspriester ist es nun, die Gläubigen zur Abtötung und Selbstbeherrschung zu erziehen. Eine schöne Gelegenheit bieten dazu solche äußerste Grenzfälle, wo man z. B. sagen könnte: Ich kann Sie in Ihrem Falle von der Abstinenz dispensieren, vergessen Sie aber nicht, daß der liebe Heiland gerade am Freitag das größte Opfer freiwillig aus Liebe zu uns gebracht hat, das Opfer seines Lebens, ich meine da verlangt es die Dankbarkeit und Liebe, daß auch wir am Freitag ein kleines Opfer für den lieben Heiland bringen. Wie oft hatten wir im Weltkrieg monatelang kein Fleisch und besaßen auch keinen Ersatz dafür, und jetzt, wo wir alles wieder haben können, nicht nur Ersatz, sondern auch volle und gleichwertige Nahrung, da dürfte es uns nicht schwer werden, wenigstens einen Tag in der Woche auf Fleischspeisen zu verzichten.

Wird man gefragt: „Ich habe am Freitag Fleisch gegessen, weil ich auf Reisen war, war das Sünde?“ dann antworte man ruhig und freundlich: Der Bischof hat den Reisenden erlaubt, am Freitag Fleisch zu essen; wenn Sie also auf Reisen Fleisch essen, begehen Sie keine Sünde. Aber erlauben Sie mir eine Frage: Ist es nicht wirklich beschämend für uns, daß Vegetarianer, sowie alle, die vom Arzt aus Diät beobachten müssen, sich auch auf Reisen genau an die vorgeschriebene Kost halten? Es wird heute wohl wenige Hotels, wenigstens in den größeren Städten, geben, wo man nicht ebenso leicht und billig Fastenspeisen wie Fleischspeisen bekommen kann.

¹⁾ Wir müssen mehr unterscheiden zwischen streng moraltheologischer Auslegung, die im Notfall dienen kann, um post factum zu entscheiden, ob schwer oder leicht gesündigt wurde, was zur gütigen Besprechung gefordert werden muß — und anderseits pastoreller Erziehungsarbeit, wo wir uns bemühen müssen, das christliche Leben zu erhalten oder es wieder herzustellen

Recht praktisch ist folgende Bemerkung von P. Mönrichs: „Der Katechet erinnere daran, daß das Fasten- und Abstinenzgebot in früheren Zeiten viel strenger war als heutzutage. Bis gegen Abend durfte man nichts genießen, nicht einmal Wasser trinken. Die Abstinenz umfaßte nicht nur die Enthaltung von Fleischweissen, sondern auch von Eiern, Milch, Butter, Fett und allem, was von warmblütigen Tieren kommt. Gleichwohl beobachteten die Christen diese Vorschriften so strenge, daß sie selbst in Notfällen von einer gegebenen Dispens keinen Gebrauch machen wollten.“¹⁾

Es wird heute viel gesprochen und geschrieben vom Urchristentum, benützen wir doch diese schöne Gelegenheit, um den Geist des Urchristentums wieder aufleben zu lassen. War die Erfüllung eines Kirchengebotes mit Schwierigkeiten verbunden, so war das für die ersten Christen ein Beweggrund, es um so freudiger zu beobachten. Waren sie durch die Treue in der Haltung der Kirchengebote dem Gespötte ausgesetzt, so freuten sie sich, für den Namen Jesu Schmach zu leiden. Sodann hat die Erfahrung, besonders im Weltkrieg, gezeigt, daß nicht derjenige, der mutig und offen seiner Pflicht nachkommt, wohl aber der, welchem es an Mut gebricht, seine Handlungen mit seiner Ueberzeugung in Einklang zu bringen, sich der Verachtung preisgibt. Wer sich seines Glaubens schämt, verdient, daß man ihn verachtet. Vergessen wir nicht, daß gerade durch die Klugheit der sogenannten Gutgesinnten, welche alles Aufsehen vermeiden und bei Andersgläubigen ja nicht anstoßen wollten, die Religion so sehr in Verfall geraten und aus dem öffentlichen Leben fast verschwunden ist. Nur durch offenes Bekenntnis kann sie zurückgerufen und in ihre Rechte wieder eingesetzt werden.²⁾

Sodann sollte man in Predigt und Katechese die Notwendigkeit und Pflichtmäßigkeit des Fastens und der Abstinenz immer wieder erklären. Sehr guten Stoff dazu findet man in der zehnten Auflage von Spirago³⁾ „Volks-Katechismus“ S. 343 bis 349, ferner im dritten Bande des Lehrbuches der Religion von Wilmers-Hontheim, S. 498 bis 507.

Auch auf die hygienischen Gesichtspunkte sollte man hinweisen und die Vorurteile zerstreuen, die gerade der Abstinenz gegenüber bestehen. Auf Grund einseitiger Ernährungsgewohnheiten hat man aus gesundheitlichen Gründen gegen das Fleischverbot Schwierigkeiten erhoben, die gerade nach den Erfahrungen des Weltkrieges nicht die Bedeutung haben, die man ihnen beilegt. Hören wir einige Fachmänner.

¹⁾ Mönrichs, Hilfsbuch zum Einheitskatechismus, 3. Aufl., S. 138, München 1927, Kösel.

²⁾ Wilmers-Hontheim, Lehrbuch der Religion, III⁷, 507.

³⁾ Spirago, Katholischer Volkskatechismus, 10. Aufl., Tingen (Ems) 1927, R. van Aken.

Capellmann-Bergmann schreibt in der 19. Auflage seiner Pastoralmedizin, S. 249 f.: „Wir wollen nur das eine Ersatzmittel nennen, das in möglichst kleiner Masse und in leicht verdaulicher Form die Eiweißstoffe (und Fette) in großem Verhältnisse bietet: die Eier. Ein mittelgroßes Hühnerei im Gewichte von ca. 50 Gramm ohne Schale enthält ungefähr so viel Eiweiß (chemisch gesprochen, nach Abzug des Wassers) als 50 Gramm gutes Ochsenfleisch. Zwei Hühnereier sind demnach als Ersatzmittel ungefähr gleich zu rechnen hundert Gramm guten, reinen Ochsenfleisches (ohne Sehnen und Fasern). Dabei ist das in leicht verdaulicher Form gebotene Fett des Eidotters nicht in Betracht gezogen, obwohl auch dessen Nährwert an sich hoch anzuschlagen ist. Es liegt somit auf der Hand, daß die Eier als Ersatzmittel des Fleisches dienen können: dies ist auch wohl der Grund, weshalb das ursprüngliche Abstinenzgebot sie verboten hatte.

Ferner ist bekannt, daß auch Personen, die Fische und ähnliche Speisen schlecht ertragen und verdauen, doch im allgemeinen Eier und Eier Speisen gut und leicht verdauen, sofern man nicht durch die Zubereitungsart die Verdaulichkeit der Eier zu sehr beeinträchtigt.

Widerwillen jedoch gegen Eier und individuelle Bekömmlichkeit sind Faktoren, die jedenfalls in Anrechnung gebracht werden müssen.

Hiernach ist klar, daß, abgesehen von solchen individuellen Umständen und von Konvaleszenten, die Fälle selten sein müssen, in denen die Abstinenz von Fleisch nicht ohne Schaden durchzuführen wäre, und wir sind der Ansicht, daß in diesem Punkte ebensowohl etwas strenge verfahren werden muß, als ein milderer Verfahren bezüglich des Fastens sich empfiehlt.“

In der 24. Auflage von „Pfarrer Heumanns Heilmittel“, Seite 155 f., heißt es: „Wir müssen also möglichst dafür sorgen, diese schädlichen Stoffe (Fleischzersehungsstoffe) rechtzeitig aus dem Körper, bezw. Blut zu entfernen, um von den schädigenden Folgen verschont zu bleiben!.

Berücksichtigen wir, daß dem Fleisch fraglos der höchste Nährwert unter den gewöhnlichen täglichen Nahrungsmitteln zugesprochen werden muß, so müssen wir uns sagen, daß das Fleisch am schnellsten die meisten Zersehungsstoffe bildet. Aus diesem Grunde sind die Fasttage, richtiger die fleischlosen Tage, eine gesundheitlich recht hoch zu bewertende Einrichtung: der Körper erhält 24 Stunden keine Fleischnahrung zugeführt, es können sich also keine neuen Fleischzersehungsstoffe (Schladen) bilden und mithin nicht in das bereits mit solchen Stoffen überreichlich belastete Blut übergehen. Das Blut und mit ihm der Körper hat mithin einen Erholungstag.“

Sofrat Dr. Krämer (München), durchaus kein Freund der Kirche, weist darauf hin, daß das Fasten den Stoffwechsel befördert und den Magen kräftigt, und bemerkt: „Es sterben mehr Menschen an Zuvielessen als an Hunger.“

Hervorragende Aerzte erklären, daß viele Krankheiten, wie bössartige Fettsucht, Gicht, Gefäßverkalkung, Nervosität u. s. w. nur entstehen durch zu viel Nahrung, besonders durch zu viel Fleischnahrung.

Warum gibt es heute so viele Sklaven des geheimen Lasters, die fast gar keine Willenskraft mehr aufbringen können? Weil sie nicht gelernt haben, sich etwas zu versagen, weil sie durch vieles Fleisshessen noch fleischlicher geworden sind.

Wollen wir die tiefgesunkene Menschheit wieder emporheben, dann müssen wir sie zur Abtötung und Selbstverleugnung erziehen durch unser priesterliches Wort und noch mehr durch unser priesterliches Beispiel.

Christus, Stifter der Kirche nach den Briefen des heiligen Paulus.

Von P. Dr. Franz Reisinger, Oblate des heiligen Franz von Sales, Ried
(Innkreis), Missionskonvikt.

Im Mittelpunkte der Darlegungen des Epheserbriefes steht die Lehre von der Kirche¹⁾ — der allgemeinen, katholischen Kirche, die Juden und Heiden zu einer höheren Einheit, dem mystischen Leibe Christi zusammenfaßt (2, 11—22); — von der einen Kirche, die keine Klassen- und Klassenunterschiede kennt, in der Christus seine Glieder durch mannigfache Bande zur lebensvollen Einheit formt (4, 3—17); — von der heiligen Kirche, Christi Braut, für deren Heiligung er sein Blut vergossen (5, 25—27); — von der apostolischen Kirche, dem heiligen Gotteshause, aufgebaut auf den Aposteln und den Propheten als dem Fundamente, in dem der Messias, Christus selbst der Eckstein ist (2, 20 f.).

Und diese Kirche ist Christi Werk; Christus hat sie zum Leben geweckt und mit ihren wesentlichen Gütern ausgestattet.

I. Grundlegung der Kirche.

Paulus hat im 1. Kapitel des Epheserbriefes seinen Lesern die Fülle der Segnungen beschrieben, die ihnen in Christus zuteil geworden; — nochmals läßt er auf dem tiefschwarzen Hintergrunde ihrer vordristlichen Vergangenheit die Schönheit und Größe der

¹⁾ St. Thomas Aqu., ... Tertio consideratur gratia Christi secundum affectum unitatis, quem in ecclesia facit. Agit ergo Apostolus primo quidem de institutione ecclesiasticae unitatis in epist. ad Ephes. (Ad Romanos, Prol., ed. Marietti S. 3); — vgl. Jac. Maria Bosté, Comm. in ep. ad Eph. (Romae 1921), 36—52; J. Méritau, L'Ecclesiologie, de l'ep. aux Eph., Rev. bibl. 7 (1898), 343—369; B. S. Griffith Thomas, The doctrine of the Church in the epistle to the Ephesians. Expositor VII, 2 (1906), 318—339.

Gabe Christi aufleuchten (2, 1—10), um dann den Werdegang der Kirche gleichsam in drei Bildern vorzuführen: die trostlose Vergangenheit, Christi Erlösungstat am Kreuze, endlich das heilige neue Gottesvolk, die Kirche, als Christi Werk (2, 11—22).

A. Die zwei Völker.¹⁾

„Gedenket, daß einst ihr, die Heiden im Fleische, die Unbeschnittenheit benannt von der sogenannten mit Händen am Fleische gemachten Beschneidung, (gedenket,) daß ihr zu jener Zeit ohne Christus wart, entfremdet der Bürgerschaft Israels und fremd den Bündnissen der Verheißung, ohne Hoffnung und ohne Gott in der Welt“ (2, 11 f.).

Das war ja das bittere Verhängnis des Heidentums: „Obwohl sie Gott erkannten, verherrlichten sie ihn doch nicht als Gott, noch dankten sie ihm. Vielmehr verfielen sie mit ihren Gedanken auf Nichtigkeiten, und ihr unverständiges Herz verfinsterte sich. Sie wollten weise sein und sind Toren geworden. Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit Abbildern von vergänglichen Menschen, von Vögeln, vierfüßigen und kriechenden Tieren. Darum gab sie Gott durch die Gelüste ihres Herzens der Unlauterkeit preis . . .“ (Röm 1, 21—25; siehe 18—32).²⁾ So hatten sich die Heiden selbst vom wahren Gott entfernt und waren den Verheißungen Gottes fremd geworden. Sie gehörten nicht zum Volke Gottes, waren ausgeschlossen von der Bürgerschaft Israels und allen Vorrechten, die jenem zukamen: „Kindschaft, Herrlichkeit, der Bund, die Gesetzgebung, der Gottesdienst, die Verheißung, die Väter . . .“ (Röm 9, 4 f.; siehe auch Röm 3, 1 f.). Ohne Christus und ohne Aussicht auf einen künftigen Messias, der sie aus dunkler Nacht in eine schönere Zukunft hinüberführte, ohne Hoffnung und ohne Kenntnis des wahren Gottes, so lebten die Heiden in müder Resignation dahin: „Verzweiflung und Gottlosigkeit bilden . . . die letzten Stufen der verhängnisvollen Tragik, zu der sich die Geschichte der Menschheit im Heidentum verfinstert hatte.“³⁾

So lag das Heidentum siech darnieder, schändlichen Lastern ergeben und durch eine tiefe Kluft vom Gottesvolke getrennt.

Dieses selbst, das Judentum, wies wohl manch edle Züge auf. Paulus bezeugt, „daß sie Eifer für Gott haben, nur fehlt die rechte Einsicht“ (Ro 10, 2). Tatsächlich hat das Judentum die großen Vorzüge, die ihm Gott gegeben, mißverstanden, vergrößert, aus

¹⁾ Die Uebersetzung der neutestamentlichen Texte meist nach P. Konstantin Rössch, Das Neue Testament übers., Paderborn 1924.

²⁾ Vgl. dazu L. Murillo, El Veredicto de S. Pablo sobre la religiosidad del paganismo, Biblica, 3 (1922), 301—323, 424—437.

³⁾ Franz A. v. Henle, Der Ephesierbrief des heiligen Apostels Paulus, Regensburg 1908, 138.

dem seelisch-sittlichen Bereiche ins Sinnlich-Körperhafte verzerrt. Dagegen hatten schon die Propheten erfolglos gekämpft. Daran scheiterte auch Christi Wirken unter den Juden.

Die großen Vorzüge des auserwählten Volkes waren die Verheißungen, das Gesetz, der Messias.

Die Verheißungen sprachen nun die Juden nur der leiblichen Nachkommenschaft Abrahams zu. Nur der Jude, der beschnittene Jude sollte ihrer teilhaftig werden. Paulus mußte gegenüber ähnlichen auch von Judenthristen in den galatischen Gemeinden verbreiteten Anschauungen den Beweis führen, daß jeder Gläubige und der Gläubige allein der wahre Nachkomme Abrahams und Gegenstand der Verheißungen sei (Gal 3, 6—18; siehe Röm 4; 9, 6—13), und daß die fleischliche Beschneidung vor Gott wenig sei, wogegen die Beschneidung des Herzens, d. h. Gnade, Glaube und Liebe (Röm 2, 25—29; 3, 30; Gal 5, 6; 6, 15) vor ihm allein Wert besitze.

Der Messias sollte die Verheißungen verwirklichen, und die Juden träumten von einem mächtigen Fürsten, der die verhassten Römer verjagen und das irdische Paradies auf Palästina herabzaubern würde. Jesus kam aber als Verkünder der frohen Botschaft für die Armen und Sünder, als Lehrer der Unwissenden, als Erlöser aus Sündennot, als Errichter des geistlichen Himmelreiches. Dem selbstgenügsamen Pharisäertum konnte ein solcher Messias nicht zusagen, und so „stieß sich Israel an dem Steine des Anstoßes“, wie geschrieben steht: „Siehe, ich setze in Sion einen Stein des Anstoßes, einen Felsen zum Falle, wer aber auf ihn vertraut, wird nicht zuschanden werden“ (Ro 9, 33).

Der Jude glaubte keines Erlösers zu bedürfen. Er war ja gerecht. Er hatte das Gesetz. Peinlich genaue äußere Beobachtung desselben und der vielen Klauseln, die rabbinische Juristenweisheit hinzugefügt, war sein Ideal. Gott gegenüber glaubte er auf seinen Schein pochen zu können, und würdigte so die Rechtfertigung zu einem Handel: Leistung gegen Leistung herab. Auf demütige Gesinnung gegen Gott und Liebe gegen alle seine Mitmenschen kam es ihm nicht an.

Paulus hält diesen hochmütigen Gesetzesfrommen ihr wahres Antlitz entgegen. Sie, die strengen Richter und Mörgler, sind gerade so Sünder wie die verachteten Heiden (Röm 2—3, 20). Das Gesetz kann ja gar nicht die Rechtfertigung geben (Ro 7; Gal 3, 21); Gott hat ihm auch nicht diese Aufgabe zugewiesen; sein einziger Zweck war vielmehr, Zuchtmeister der Juden auf Christus hin zu sein (Gal 3, 24) und sie in Gewahrsam zu halten für den zu offenbarenden Glauben (Gal 3, 23).

Das war also die Lage der Menschheit, als Christus auftrat: Zerklüftet in zwei einander entgegengesetzte Welten und beide in die Knechtschaft der Sünde geschlagen (cf. Ro 3, 9. 19).

B. Christi Befreiungstat am Kreuze (Eph 2, 13—19).

So war es einst. (13) Jetzt aber seid ihr, wiewohl einst ferne, durch Christus Jesus, durch Christi Blut nahe gebracht worden. (14) Denn er ist unser Friede. Er hat die beiden Teile vereinigt und hat die trennende Scheidewand beseitigt, da er die Feindschaft durch sein Fleisch, (15) das Gesetz mit seinen Vorschriften und Bestimmungen aufhob. — Er wollte als Friedensstifter die beiden Teile in seiner Person zu einem neuen Menschen umschaffen, (16) und beide in einem Leibe mit Gott versöhnen, indem er in seiner Person die Feindschaft am Kreuze vernichtete. (17) So kam er und verkündete frohe Friedenskunde euch in der Ferne und frohe Friedenskunde euch in der Nähe. (18) Durch ihn haben wir beide in einem Geiste Zutritt zum Vater. (19) So seid ihr denn nicht mehr Fremde und Beisassen, sondern Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes."

Zwei Hindernisse mußten überwunden werden, sollte das alles umfassende heilige Gottesvolk erstehen, das die Propheten verkündet, erstens das Gesetz, das den Heiden den Zutritt zum Volke Gottes verwehrt, zweitens die Sünde, die Juden und Heiden zu Feinden Gottes gestempelt hatte. — Durch seinen Opfertod am Kreuze vernichtete Christus das Gesetz und befreite die Menschheit von der Sündenknechtschaft.

a) Vernichtung des Gesetzes. Das Gesetz war der wahre Urheber des Risses, der in der Menschheit klappte, das Gesetz, aus Geboten bestehend (ὁ νόμος τῶν ἐντολῶν, gen. appos.), die in der Form zwingender Befehle (ἐν δόγμασι) auftraten (Eph 2, 15). Dieses Gesetz nennt Paulus zunächst „die trennende Scheidewand“ τὸ μεσότοιχον τοῦ ὀρθου, eigentlich die Zwischenwand, die eine Einfriedung war (τοῦ ὀρθου ist gen. appos.), denn diese von Gott gesetzte Scheidewand war ja gewissermaßen die Kerkermauer des Judentums: ὑπὸ νόμον ἐφρουρούμεθα συγκλειόμενοι: unter dem Gesetze wurden wir als Eingekerkerte gefangen gehalten (Gal 3, 23). Das war seine gottgewollte Aufgabe. Nicht so die zweite Eigenschaft, die ihr Paulus beilegt, τὴν ἐχθρὰν,¹⁾ die Feindschaft, d. h. die Quelle von Feindseligkeiten zwischen Juden und Heiden, da die ersten auf die Heiden, die Sünder, verächtlich herabsahen und die Heiden es ihnen mit Haß und Unterdrückung zurückzahlten.

Die Scheidewand hat Christus niedergelegt (ἀβύσσος) und damit die Feindschaft beseitigt, er hat das Gesetz mit seinen Geboten ent-

¹⁾ τὴν ἐχθρὰν. Hier sicher von der Feindschaft zwischen Juden und Heiden. Es kann hier (W. 14) nicht die Feindschaft der Juden und Heiden gegen Gott gemeint sein (gegen Joh. Chrysost.), weil diese hier ganz aus dem Zusammenhang fallen würde. „Die Feindschaft“ zwischen die „trennende Scheidewand“ und das „Gesetz mit seinen imperativen Geboten“ oppositionell gestellt, kann nichts anderes bedeuten als die Feindschaft zwischen Juden und Heiden, die durch das Gesetz voneinander getrennt waren.

kräftet (απαρρησας), d. h. seiner bindenden Kraft beraubt, und so den Frieden zwischen beiden Völkern begründet.

Dies geschah durch seinen Opfertod am Kreuze. „Durch Christi Blut seid ihr nahegebracht worden.“ (13) „Durch sein Fleisch“ hat Christus die Scheidewand, die Feindschaft entfernt (14), „in seiner Person die Feindschaft am Kreuze getötet“ (16).

So vollzog Christus am Kreuze das Todesurteil des Gesetzes. Es war ja die „Magna Charta“ des Alten Bundes gewesen. Seine einzige Bestimmung war, auf Christus vorzubereiten, „Zuchtmeister auf Christus hin zu sein (Gal 3, 24), die Juden in Gewarksam zu halten für den Glauben, der geoffenbart werden sollte“ (Gal 3, 23). Seine Geltungsdauer war durch seine Bestimmung begrenzt. „Christus ist das Ende des Gesetzes“ (Rö 10, 4). Am Kreuze hebt der Neue Bund an, damit sinkt der Alte Bund mit seinen Gesetzen und Einrichtungen in den Staub. „Das Schattenbild der künftigen Güter mußte dem wahren Bilde der Wirklichkeit weichen“ (Heb 10, 1). Die Zeit der strengen Bevormundung ist vorüber, die Kindschaft Gottes mit der treibenden Kraft der Liebe und dem Ideal der Nachfolge Christi tritt an die Stelle des harten Kerkermeisters (siehe Gal 3, 23—4, 7). — Damit ist das Ende des Gesetzes bestimmt, keine Scheidewand trennt mehr das Volk Gottes von den anderen Völkern, die gesamte Menschheit kann am verheißenen Heile teilnehmen.

b) Befreiung von Sünden knechtschaft. Diese war das zweite und größte Hindernis. Ein Gottesvolk von der Sünde geknechtet, ein Gottesvolk durch Sündenschuld gottfremd und gottfeind, ist ein Unding. Daher war der Hauptzweck des Kreuzestodes Christi die Versöhnung der Menschheit mit Gott und dadurch die Befreiung von Sünden knechtschaft.

(15) „Er wollte als Friedensstifter die beiden Teile in seiner Person zu einem neuen Menschen umschaffen und (16) beide in einem Leibe mit Gott versöhnen, indem er in seiner Person die Feindschaft am Kreuze vernichtete. (17) So kam er und verkündete frohe Friedenskunde euch in der Ferne und frohe Friedenskunde euch in der Nähe. (18) Durch ihn haben wir beide in einem Geiste Zutritt zum Vater“ (Eph 2, 15—18). Christus vernichtet die Feindschaft zwischen Juden und Heiden (14), er „ermordet“ noch die Feindschaft zwischen Gott und der Menschheit (16). Christus ist „unser Friede“ (14) im weitesten Sinne des Wortes. Die Verbrüderung der Menschen untereinander und die Versöhnung der geeinten Menschheit mit Gott (16a), die Aufhebung der Feindschaft zwischen Mensch und Mensch und zwischen Gott und Mensch (16b), und daher die frohe Friedenskunde, verkündet den fernen Heiden und den nahen Juden (17), der Zutritt zum Vater durch den einen Geist, der jeden Christo eingegliederten Menschen, ob Jude oder Heide, beseelt (18) — all diese unermesslichen Güter verdanken wir dem Opfertode Christi (16).

Unsere Versöhnung mit Gott durch Christi Tod am Kreuze gehört zu den Leitgedanken der Predigt Pauli. „Juden und Heiden, alle stehen unter der Herrschaft der Sünde“ (Ro 3, 9); wir waren alle „Feinde Gottes“ (Ro 5, 10), „Gott entfremdet und durch böse Werke mit ihm verfeindet“ (Col 1, 21), „von Natur Kinder des Zornes“ (Eph 2, 3). — Nun aber hat uns Christus mit Gott „durch den Tod seines menschlichen Leibes versöhnt“ (Col 1, 22), und das, trotzdem wir seine Feinde waren (Ro 5, 10 f.). „Er hat sich selbst für uns hingegeben, um uns von aller Ungerechtigkeit zu erlösen und so ein reines Volk, das in guten Werken eifrig ist, sich zu eigen zu machen“ (Tit 2, 14). Er hat alle Sündenschuld getilgt, um uns „heilig, fehlerlos und untadelhaft vor ihn hinzustellen“ (Col 1, 22); denn er hat „die Kirche geliebt, und sich für sie hingegeben . . . um sie herrlich zu bereiten, ohne Fleck, ohne Runzel . . . heilig, untadelhaft“ (Eph 5, 25–27). — Die Sklavenketten der Sünde sind gefallen, das neue, reine Gottesvolk, durch Christi Blut geheiligt, ist am Kreuze geboren.

C. Die Kirche.

Dieses Gottesvolk, die durch Christus geeinte, mit Gott versöhnte Menschheit ist die Kirche. Das dritte Volk, „tertium genus“, wie die Christen von den Heiden benannt wurden,¹⁾ ist eine Neuschöpfung Christi (ὡς τοὺς δύο κτίσῃ ἐν αὐτῷ εἰς ἓνα κινὸν ἀνθρώπων; Eph 2, 15), ein neuer Mensch (15), ein Leib (ἐν ἐνὶ σώματι) (16), ein Volk, in dem auch die Heiden Mitbürger mit den Heiligen sind (συμπολιταὶ τῶν ἁγίων; R. 19), Gottes Volk, in dem die bekehrten Heiden Gottes Hausgenossen sind (οἰκετοὶ τοῦ θεοῦ; R. 19), Gottes Haus, „aufgebaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten, während Christus der Eckstein ist, in dem der ganze Bau sich zusammenfügt und im Herrn zu einem heiligen Tempel emporewächst“ (20–22).

Wir haben hier verschiedene Bilder, die klar auf die Kirche hinweisen.

Christus baut seine Kirche auf dem Felsen Petrus auf (Mt 16, 18). Von diesem Ausspruche Christi stammt das Bild von der Kirche, dem Hause und Tempel Gottes her, das Paulus hier und öfter ausführt oder andeutet. — So setzt er das Haus Gottes gleich mit der Kirche Gottes: „ . . . Du sollst wissen, wie man sich im Hause Gottes zu verhalten hat. Es ist ja die Kirche des lebendigen Gottes, die Säule und Grundfest der Wahrheit“ (1 Tim 3, 15; cf. 2 Tim 2, 19–21; Tit 1, 7; Hebr 3, 6; Act 9, 3; 1 Pet 2, 5). Er spricht von der Korinthergemeinde als dem Bauwerke Gottes (θεοῦ οἰκοδομή; 1 Co 3, 9), dem Tempel Gottes (ναὸς θεοῦ 3, 16. 17), zu dem er als umsichtiger Baumeister den Grund gelegt hat (3, 10–15),

¹⁾ Siehe Ab. Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten I³ (Leipzig 1915), 260–267.

während andere darauf weiterbauen. Vom Aufbau (οικοδομή) des Leibes Christi schreibt Paulus auch Eph 4, 12. 16. — Der neutestamentliche und besonders paulinische Begriff von der „Erbaunung“ (οικοδομή, οικοδομεῖν), im Profangriechisch unbekannt, in der Septuaginta nur gottgewirktes irdisches Wohlergehen bezeichnend, geht sicher auf dieses Bild von der Kirche, dem Hause Gottes zurück, weshalb es auch meistens von der Beförderung christlichen Tugendlebens innerhalb der Kirche gebraucht wird.¹⁾

Die bekehrten Heiden sind Hausgenossen Gottes, Mitbürger der Heiligen (2, 19), bilden also Gottes Familie und Gottes Volk. Zweimal bezieht Paulus ausdrücklich Prophetenworte über das Gottesvolk auf die Kirche (2 Cor 6, 16; Röm 9, 25 f.; vgl. auch Hebr 8, 8—12; 1 Pet 2, 9 f.), einmal spricht er vom Volke, das Christo eigen ist (Tit 2, 14). Er stellt die Kirche als drittes Volk den Juden und Griechen gegenüber: „Gebt nicht Anstoß weder Juden noch Heiden noch der Kirche Christi“ (1 Cor 10, 32; vgl. auch Ro 10, 12—14; Gal 3, 26—28; 1 Cor 12, 13 . . .). Dem Ausdruck ἐκκλησία τοῦ θεοῦ liegt ja auch der Gedanke zugrunde, daß die Kirche das wahre Volk Gottes und Erbe seiner Verheißungen sei.²⁾

Seine klassische Bezeichnung für die Kirche gebraucht aber Paulus, wenn er schreibt, daß Christus beide, (Juden und Heiden) in einem Leibe mit Gott versöhnen wollte (2, 16). Das ist ja die Paulus eigentümliche Vorstellung von der Kirche: ein kraftdurchdrungenes Lebewesen, das Heiden und Juden, Herrn und Sklaven in sich aufnimmt und zur mystischen Einheit formt (Eph 4, 3—17),³⁾ das trotz seiner naturnotwendigen Einheit doch seinen Gliedern die mannigfaltigsten Verwendungen zuteilt (1 Cor 12, 12—30; Röm 13, 4—8), dessen übernatürliches Leben von Christus stammt, daher es „Christi Leib“, ja Christus selbst genannt werden darf.

So bildet sich Christus aus der in sich zerrissenen und mit ihrem Gott zerfallenen Menschheit ein neues reines heiliges Volk, seinen mystischen Leib. Ein heiliger Tempel wächst empor, es ist die Kirche Gottes. Christi Opfertod am Kreuze ist ihre Geburtsstunde. Mystik und Theologie des Mittelalters haben sich mit Vorliebe in den schönen Gedanken vertieft, daß die Kirche aus dem Herzen des am Kreuze gestorbenen Heilands hervorgegangen ist.⁴⁾ Die vorausgegangenen

¹⁾ Siehe Zorell f. v., Cremer-Kügel, Bibl.-theol. Wörterbuch der neutest. Gräzität¹⁹ (1915), 782—784.

²⁾ Siehe Gal 37—29; Ro 4, 11, 16—18; 9, 6—9; vgl. J. Weiß, Das Urchristentum, 482—485.

³⁾ In einem Geiste sind wir alle zu einem Leibe getauft worden, ob Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie (1 Co 12, 13).

⁴⁾ Siehe Martin Grabmann, Die Lehre des hl. Thomas v. Aquin von der Kirche als Gotteswerk, Regensburg 1903) 225—233.

Erörterungen zeigen, daß die mittelalterlichen Denker auf den Pfaden Pauli gewandelt sind. Christus, das Haupt der Kirche, ist auch „der Erlöser seines Leibes“ (Eph 5, 23), den „er sich mit seinem Blute erworben hat“ (Apg 20, 28). (Schluß folgt.)

Wie bringe ich meine Pfarrkinder in den Sonntags=Gottesdienst?

Von P. Johannes Capistran O. M. Cap., Immenstadt.

Folgende Gedanken sollen eine Anregung zu einer fruchtbaren Diskussion sein. Wenn viele Seelsorger ihre praktischen Erfahrungen mitteilen, wird ein wertvolles Resultat herauskommen. — Ein ordentlicher Seelsorger hat tieferen Einblick, ein weitgereister, außerordentlicher Seelsorger, ein Volksmissionär, hat ein weiteres Gesichtsfeld. Beide können sich glücklich ergänzen. Wenn man in zehn bis zwölf Diözesen, in hunderten von Pfarreien tätig war, hat man ein riesiges Vergleichsmaterial. Man sieht hier Gutes, und bedauert, daß man anderswo keine Ahnung von dieser besseren Praxis hat.

Eine der vordringlichsten Fragen bleibt: Wie bringe ich meine Gläubigen an Sonn- und Festtagen in die Kirche?

Die Zeiten und Menschen sind anders geworden. Wie hat sich das Bild mancher Pfarrei verändert — und der Kirchenbesuch verschlimmert! Früher reine Landpfarreien, heute gemischte Bevölkerung, Arbeiter, Sommer- und Winterfrischlinge! Die Gemeinde wird größer, die Kirche leerer! Was kann man da machen? Der Prediger schreit sich die Lunge heraus, tobt, daß die Leute so heidnisch sind — leider hören es die nicht, die es angeht und das ewige Boltern treibt empfindliche Besucher der Kirche auch noch fort. Wie packe ich die Leute?

Erste Frage: ist mein Gottesdienst modern, den modernen Zeiten und Leuten angepaßt? Die Kirche ist konservativ, aber nicht starr und tot, nicht absolut gegen ruhigen Fortschritt: Neuer Cod. jur. can., neue Orden, Vereine, Feste. Warum also starres, fast mittelalterliches System in gottesdienstlichen Feiern? Freilich, wenn du, lieber Herr Pfarrer, in der glücklichen Lage bist, daß 95% deiner Schäflein regelmäßig in Munt und Predigt gehen, dann bleibe bei der guten, alten Ordnung. Wenn aber zwei Drittel oder ein Drittel nicht beigeht, etwa auf dem Kirchhof steht, oder im Gasthaus ist oder beim Sport oder beim Holzstehlen oder den Samstagball ausschläft et similia — muß man da nicht alles aufbieten „ut impleatur domus mea“ (Luk. 14, 23)?

Es ist die Zeit gar nicht mehr ferne, da werden auch bei uns, wie in Amerika berufene und geeignete Apostel hinausgehen auf

„die Straßen und Plätze der Stadt“, dann „auf die Wege und Bäume“, um die Menschen zum himmlischen Gastmahl zu laden, ja „hereinzunötigen“ (Luk. 14. 21—23). Inzwischen müssen wir alles anbieten, um den Gläubigen dieses zweite Kirchengebot möglichst leicht und lieblich zu gestalten. Vielleicht ist der Gottesdienst nicht zur richtigen Zeit angesetzt. In den Industriegegenden Saar, Ruhr, beginnt der Gottesdienst meist $\frac{1}{2}$ 10, 10, oft $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, in Städten noch später. Ist deine Pfarrei zum Industrieneuland geworden, muß man damit rechnen, daß die Arbeiter am Sonntag gründlich ausgeschlafen wollen. Die Bauern wollen möglichst früh ihre „Kirch“. Dann eben Doppelgottesdienst, beide zur richtigen Zeit. In Nord- und Westdeutschland ist Vinieren Selbstverständlichkeit. Ein Priester zwei Gottesdienste. Zwei Priester vier Gottesdienste. Drei Priester fünf bis sechs Gottesdienste.

Der Gottesdienst muß mit absoluter Pünktlichkeit beginnen und enden, und zwar nach Bahnzeit. Radio gibt Zeit auf Sekunde. Die Verschleppung ist „Haupt- und Todsünde“ gegen Gottesdienst. Beispiel: Schon 10 Minuten über die Zeit. Ich will endlich an den Altar. „Halt, Herr Vater, gebens noch ein bißchen zu, die Leute kommen noch. — Da kommen noch ein Paar! Da drüben kommt auch noch wer. Auf den warten wir noch!“ — Was Wunder, wenn die Leute sagen, das nächste Mal kommen wir später. Es geht ja doch nicht an. Und so vergrößert sich das Elend mehr und mehr. Also, auf die Sekunde! Dann tummeln sich die Leute, weil sie wissen, es geht aufs Pünktchen. Auch wenn noch Beichtfinder da wären.

Dann kurz, ja nicht schleppend und endlos lang. Lieber ist mir die ganze Pfarrgemeinde eine Stunde in der Kirche, als die halbe Gemeinde zwei Stunden, während die andere Hälfte größtenteils draußen ist, zu spät kommt, zu früh fortgeht, mit der Begründung, der Herr Pfarrer macht „zu lang“. Freilich, wenn die ganze Gemeinde $1\frac{1}{2}$ bis 2 Stunden aushält, liegt nichts daran, obwohl viele innerlich dabei mehr verlieren als gewinnen. Namentlich können die Kinder schwer so lange aushalten. In Städten, in Industriegegenden oder in Pfarreien, wo viel Fremdenverkehr, wird man es äußerst begrüßen, wenn der Hauptgottesdienst für gewöhnlich — gibt Ausnahmen — eine Stunde, sicher $1\frac{1}{4}$ Stunde nicht überschreitet. Ein Zelos wendet ein: Wozu diese Konzessionen an den Zeitgeist, die Bequemlichkeit? Einmal, weil die Leute williger und vollzähliger kommen, dann, weil eine kurze, begeisterte, freudige Herzenserhebung mehr wirkt, als ein zur Langeweile oder Ueberdruß und Ärger reizender Gottesdienst. Wir müssen mit den wirklichen, nicht idealen Christen rechnen.

Der Gottesdienst beginne feierlich, nachdem etwa fünf Minuten zuvor kräftig zusammengeläutet wurde. Ob das ein feierlicher Beginn ist, wenn nach dem Zusammenläuten von einem Duzend frommer Seelen ein langer Rosenkranz gemurmelt wird, möchte ich mehr als bezweifeln. Wenn sogenannter Sammelrosenkranz, dann nur

vor dem Gottesdienst, mehr privat und nur dann, wenn wirklich die ganze Gemeinde bis zum Schluß desselben sich sammelt, äußerlich und innerlich. Wenn aber bloß fünf alte Weiber, wie jüngst in einer mittleren Stadt, diesen Rosenkranz beten, dann hat er sich eben überlebt. Die Gläubigen benützen dann diesen Rosenkranz als Ausrede für ihr Zuspätkommen, oft bis weit in das Amt hinein.

Je höher der Festtag, desto feierlicher, erhebender sei der ganze Gottesdienst von Anfang bis Schluß. Je länger und schleppender der Hauptgottesdienst, desto offenkundiger die Abwanderung in eine kurze Früh- oder Spätmesse. In Städten und Industriepfarreien kann man diese Tatsache allgemein beobachten, zum größten Schaden der Seelen. Dem Nebel wird am besten gesteuert, wenn alle Gottesdienste annähernd gleich lang oder besser gleich kurz werden. Also Früh-, Spät-, Kindermesse durch einen kleinen Vortrag um fünf bis zehn Minuten länger, Hauptgottesdienst durch weise Beschränkung kürzer. Nur die Leute, namentlich Jungmännerwelt, Gebildete, Kinder nicht langweilen und nicht die Kirche ihnen verleiden.

Wie soll ich den Hauptgottesdienst kürzen? Verschiedene bisher übliche Nebendinge weglassen; den sogenannten Pronaus knapp fassen. Ja aber, es ist doch Tradition, Diözesanvorschrift, Wunsch einiger Betschwestern u. s. w. Das sind Schwierigkeiten, aber übersteigbare. Frömmere bleibt Privatandacht vor und nach unbenommen. Und ich bin überzeugt, daß jeder seeleneifrige Ordinarius wünschen wird, daß lieber die gesamte Pfarrei gemessenem Gottesdienst beiwohnt, als daß die Männerwelt dem Hauptgottesdienst ganz oder teilweise ferne bleibt, weil er diesen modernen Menschen zu lang dauert. Ich war in Industriepfarreien, wo die gesamte Arbeiterschaft mit Freude dem eine gute Stunde dauernden Gottesdienst beiwohnte; in anderen Gegenden dauerte der Gottesdienst über zwei Stunden; die Männer rauchten gemütlich nach der Predigt draußen ihr Pfeifchen. Mit Alba und Stola ging ich schon hinaus, um sie hereinzunötigen. Antwort: „Wir kommen schon; es dauert noch lange genug.“ Sapiienti sat!

Wie kann man in einer Stunde Gottesdienst halten? Auf den Schlag Asperges. Beginn des Hochamtes. Nach dem Evangelium Predigt, etwa 20 Minuten, mit Evangeliumvorlesen und Verkündigung und Gebeten höchstens 25 Minuten. Falls der Chor nicht gerade eine Schubert- oder Brucknermesse aufführt oder nicht schleppend zieht und der Celebrans nicht ein „Pater Langsam“ ist, kann in 60 bis 70 Minuten Schluß sein. In Gegenden, wo das ganze Volk Choral singt — glückliches Volk! — ist das Amt in gut einer halben Stunde möglich. Falls ausnahmsweise an hohen Festen eine große Messe aufgeführt wird, kann man auf der Kanzel entsprechend kürzen; auch ist zu hoffen, daß der Musik wegen ausnahmsweise die Gläubigen länger aushalten. Wie das Credo in manchen Pfarreien behandelt oder mißhandelt wird, um die Messe zu kürzen, davon

schweigen wir. Das beste wäre, bei langen Messen das Kredo frischweg choraliter zu singen.

Zum allerwichtigsten rechne ich die Frage: Wie kommen wir mit dem Wort Gottes, der Predigt, an alle Gläubigen heran? Es ist zum weinen, zu sehen, wie der Prediger beim Hauptgottesdienst die leeren Stühle anpredigt und der Großteil der Gläubigen jahraus, jahrein in einer Stillmesse der Predigt ausweicht. Darum wandern die Massen vielerorts langsam, aber sicher dem Heidentum zu. Hier gibt es nur ein Mittel, und das kirchliche Rechtsbuch weist mit Nachdruck darauf hin (Cod. jur. can. 1345): In allen Messen an Sonn- und Festtagen predigen, sowohl in Pfarr- als Klosterkirchen, wenn auch nur fünf Minuten, und zwar intra missam, so daß kein Kirchenbesucher dem Wort Gottes auskommen kann. Dies ist in vielen Diözesen, besonders preussischen, restlos durchgeführt. Ich bin bereit, etwaige Einwendungen zu widerlegen. Diese Predigtordnung bedeutet für den Seelsorger eine Erleichterung. Er kann das gleiche Thema wiederholt behandeln, im Ante 15 bis 20 Minuten, in anderen Gottesdiensten 7 bis 10 Minuten, höchstens 12, durch Uebergehen eines Punktes oder Beispiels. An größeren Kirchen kann ein Priester alle Vorträge übernehmen, am nächsten Sonntag ein anderer. Also die Vorbereitung und Stoffbietung bedeutend vereinfacht. Und sollte es wirklich ein Opfer bedeuten bei jeder Messe Gottes Wort zu verkünden, der ausdrückliche Wunsch der Kirche (Optandum est . . . Cod. 1345) und die Sorge für das Seelenheil werden jedem eifrigen „Seelsorger“ Ansporn sein. Namentlich sollte es keine Kindermesse an Sonntagen geben ohne kurze, packende Ansprache, und dabei werden naturgemäß auch Brosamen für die Erwachsenen abfallen.

Es ist durchaus nicht der Fall, daß kurze, fesselnde Vorträge, im Anschluß ans Evangelium, manche Kirchenbesucher abschrecken würden; für solche Tauffeinkatholiken wäre es wahrlich nicht schade. Im Gegenteil, gerade unsere oberflächlichen Messebesucher wären für eine solche Ansprache, schon der Abwechslung wegen, sehr dankbar. Und wie würden wir unseren Wirkungskreis erweitern, wenn wir diese Schäflein erfassen könnten. Das Wort Gottes ist auch heute noch ein „zweischneidiges Schwert“. Wegen der Säumnigen sei der Vortrag intra missam.

Nebenbei bemerkt, könnte auch ein Pfarrblatt jedem katholischen Haus gratis zugestellt (durch lokale Annoncen läßt sich dies erreichen), für viele Schläfer ein Weckruf zum Gottesdienst und zur Predigt werden. Ich kenne solche Pfarrblätter in manchen Pfarreien. Die betreffenden Seelsorger sind gewiß bereit, ihre Erfahrungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Diese Zeilen schrieb ich mit brennendem Herzen angesichts der furchtbaren gegenwärtigen Glaubens- und Sittenlosigkeit. Und da

der Glaube vom Anhören des Wortes Gottes und die Gottseligkeit vom eifrigen Besuch des Gottesdienstes abhängt, halte ich das für eine Kernfrage der Seelenrettung, die Menschen des 20. Jahrhunderts an das Wort Gottes und den Gottesdienst heranzubringen.

Dauer der Mission.

Von P. Franz Gnam C. Ss. R., Gurf.

Ein Aushilfspriester sagt zu einem Pfarrer: „Hochwürden haben, wie ich höre, voriges Jahr Mission halten lassen. Hat sie etwas genützt?“ „Nicht gar viel, gerade, daß die Leute nicht schlechter geworden sind.“ Derselbe Priester kommt später in eine andere Diözese und da sagt ihm ein Pfarrer: „Ich habe schon zweimal Mission halten lassen; aber gemerkt habe ich nicht das mindeste, daß die Gemeinde besser geworden wäre.“ Ähnliches werden wohl auch andere Seelsorger mit Betrübnis konstatieren müssen. Die Ursachen des geringen Nutzens einer Mission werden verschiedene sein. Hier soll nur auf eine hingewiesen werden: Die Kürze der für die Mission angesetzten Zeit. Wie lange soll eine Mission dauern? Sehen wir zuerst, wie erfahrene Missionäre diese Frage beantworten.

a) Im Leben des hl. Vinzenz von Paul, des Stifters der Missionspriester, schreibt Galura: „Keiner aus den Seinigen sollte unvorbereitet auf Sendungen ausgehen, weil jener auffällige Spruch nicht standhält: Es ist alles gut für die Bauern. Er wollte, daß sie langsam in die Sache gehen, nichts übereilen oder nur obenhin machen, sondern zuwarten, bis das Volk recht auf den Weg des Herrn geführt und in allem wohl unterrichtet ist. Zu dem Ende schrieb er den größeren Orten fünf oder sechs Wochen Zeit, den mittelmäßigen vier Wochen und den kleineren wenigstens vierzehn Tage zur Sendung vor. Er war der Meinung, weniger könne nicht genug sein, um die geistigen Bedürfnisse einer Gemeinde kennen zu lernen, die Halsstarrigen zu bekehren und alles, was zu einem christlichen Wandel nötig sei, zu erklären (Seite 120). Und etwas später heißt es: Vinzenz befahl, die Beichtstühle nicht eher zu betreten, als bis das Volk zur Beichte bereitet und in dem, was zu einer guten Beichte erfordert wird, hinlänglich unterwiesen wäre. . . . Nach der Mission mußten die Sendungspriester noch einige Tage in dem Orte verbleiben, um das Volk in dem gemachten Vorsatz zu stärken, die ängstlichen Seelen zu trösten, denselben die etwa entstandenen Strupel zu benehmen und die Beichten derjenigen anzuhören, die unter der Sendung entweder verhindert gewesen oder sich zur Zeit noch nicht haben bequemen wollen. Denn es geschah oft, daß einige Sünder die ganze Zeit der Sendung verstoßt geblieben und erst zuletzt an dem allgemeinen Kommunionstage gerührt wurden, die Gnade Gottes zu suchen (Seite 126 und 127).

b) Ein etwas jüngerer Zeitgenosse des hl. Vinzenz von Paul ist der große Missionär der Normandie, der hl. Johannes Eudes, geb. 1601, gest. 1680, Stifter der Missionskongregation von Jesus und Maria (Eudisten). Seine Ansichten über die Dauer der Missionen hat der Heilige ausgesprochen in einem Briefe an den Bischof von Rennes: „Damit eine Mission eine wirkliche sittliche Besserung bewirke und die Laster und bösen Gewohnheiten zerstöre, ist es nötig, daß sie mindestens sechs bis sieben Wochen dauere. Selbst in den kleinsten Landpfarren verwenden wir auf eine solche sechs Wochen. Sonst übertüncht man nur das Laster, heilt es aber nicht; man reißt das Unkraut aus, läßt aber die Wurzeln zurück. Man bewirkt Aufsehen, aber wenig Frucht.“ (Die Tugenden des ehrw. Dieners Gottes Johann Eudes, von P. Hérainbourg, deutsch von Josef Jarosch, Wien 1874. Seite 294). Die Mission von Rennes, welche durch diesen Brief bewirkt wurde, dauerte über vier Monate.

c) Ähnliche Vorschriften gab der große Volksmissionär, der heilige Alfonsus. „Der Missionsobere soll sich hüten, aus Verlangen, möglichst viele Missionen zu halten, die einzelnen zu überstürzen. Die Missionen an kleineren Orten sollen auf zehn oder wenn möglich auf zwölf Tage ausgedehnt werden; an größeren Orten soll soviel Zeit verwendet werden, als nötig scheint und für gewöhnlich soll die Mission nicht eher geschlossen werden, als bis allen Wünschen entsprochen und die Gewissen durch die Beichte beruhigt sind.“ Die Zeit von zehn bis zwölf Tagen wird für kleinere Orte nicht zu viel sein, wenn die übrigen Vorschriften des Heiligen beobachtet werden sollen: „Die Missionäre sollen, wenn es ratsam ist, die Honoratioren des Ortes, wenn nötig sogar die einzelnen Familien, am Anfange der Mission besuchen und sie zur Mission freundlich einladen. Die Gläubigen sollen alle bei den Missionären beichten; wenn sie nicht bei den Missionären beichten, nützt die Mission wenig; denn wer einmal bei den Beichtvätern des Ortes sakrilegisch gebeichtet hat, der wird auch zur Zeit der Mission nicht vor einem neuen Sakrileg zurückschrecken.“ Das braucht aber Zeit; denn wenn die Missionäre sich nicht den einzelnen in Ruhe und nach ihren seelischen Bedürfnissen widmen können, werden die Pfarrer nach der Mission um so größere Schwierigkeiten haben.

Daher verlangt der Heilige auch, daß vor den Generalkommunionen die Gewissen zum größten Teil beruhigt seien und zur Beilegung von Feindschaften und Aergernissen genug Zeit gegeben werde; sonst würden statt des Nutzens aus den Missionen die größten Uebel entstehen; die Beichten müßten überstürzt werden, viele Seelen blieben in ihren Gewissensängsten und es würde Anlaß zu vielen Sakrilegien gegeben. — Für größere Orte ist es demnach unmöglich, schon im vorhinein genau anzugeben, wann die Mission zu Ende sein wird.

Alle drei heiligen Missionäre Vinzenz von Paul, Johann Eudes und Alfonsus verlangen auch aus Rücksicht auf Seele und Leib der Missionäre, daß die Mission länger dauere. So fordert der hl. Alfons: Bei jeder Mission muß immer eine halbe Stunde Morgenbetrachtung gemeinsam gehalten werden; es muß täglich der Rosenkranz gebetet werden, eine Besuchung des Allerheiligsten nachmittags gemacht werden, es muß eine entsprechende Vorbereitung auf die heilige Messe und selbst beim größten Konkurs wenigstens eine Viertelstunde Danksgiving gemacht werden, es muß vor dem Schlafengehen gemeinsam Gewissensforschung gehalten werden und schließlich wird auf den Missionen ebensoviel Zeit zur Nachtruhe gegeben wie zu Hause (Constitutiones et Regulae C. Ss. R.) Ähnliche Bestimmungen traf der hl. Johann Eudes: „Ich empfehle Ihnen die Gesundheit unserer teuren Mitbrüder. Veranlassen Sie die Mission so, daß alle zur selben Stunde aus der Kirche zurückkommen, um gleichzeitig ihre Mahlzeit einzunehmen . . . und daß man sich überhaupt um 9 Uhr abends zurückziehe, um sich die nötige Ruhe zu gönnen.“ (Hérambourgh-Jarosch, S. 293.)

Es kommt öfter vor, daß eine Mission nur acht Tage dauert. Am Sonntag Vormittag fangen die beiden Missionäre an und am nächsten Sonntag vormittags fängt der eine von ihnen schon in der Nachbargemeinde an, indessen sein Mitbruder in der ersten Pfarrei am Sonntag nachmittags oder Montag früh schließt und dann nachkommt — und so wird es in einer ganzen Reihe von Gemeinden gemacht und die betreffenden Missionäre können nach wenigen Jahren sagen, daß sie schon über 100 Missionen mitgemacht haben. Was aber ist die Frucht? Es ist, wie es oben der hl. Eudes gesagt hat: man übertüncht das Laster, heilt es aber nicht. So hat einmal ein Kaplan zu einem Missionär gesagt: „Wissen Sie, das Ganze ist ein großer Tam-Tam und heraus schauen tut nichts.“ Das hat dem Missionär zwar nicht wohl getan, aber er mußte dem Kaplan recht geben. Es mag ja sein, daß die Gläubigen am Schlusse der Mission, für die Missionäre begeistert sind, es mag sein, daß ihr Christentum ein wenig aufgefrischt ist: aber die Gemeinde gleicht doch einem Haus, das auf Sand gebaut ist, und wie die Stürme kommen, so bald es heißt Opfer bringen für den Glauben und für christliche Zucht und Sitte, da fällt das Haus zusammen; und dies ist ganz natürlich. Die ganze Missionswoche verging fast mit Festlichkeiten; von den acht Tagen wurden an vier Tagen Generalkommunionen gehalten, es war die feierliche Predigt und Abbitte vor dem Allerheiligsten, es war die Kreuzpredigt und die Predigt von der Mutter Gottes — alles recht schön und notwendig — aber was hilft das, wenn das Fundament fehlt, das in den ersten Predigten gelegt werden sollte. Da ist vielleicht gleich am zweiten Tage die Predigt vom Seelenheil — eine der wichtigsten Predigten — aber sie wird fast vor leeren Bänken gehalten. Da ist die Predigt von der Todsünde, von der Hölle, von der Beichte, von der Flucht der nächsten Gelegenheit, und die Zahl der Zuhörer

ist nur sehr langsam gewachsen. Was nützt es, wenn die Gläubigen zu den Festlichkeiten kommen, wenn sie nicht vorher heilsam erschüttert sind, wenn nicht ein ernster Abscheu vor der Sünde, ein wirklicher Bruch mit dem sündhaften Leben, ein heiliger Lebensernst vorhanden ist? Das bischen Rührung fällt bei der kleinsten Versuchung. Man beginnt die Generalbeichten und Kommunionen bei den Kindern; ganz recht: diese sollen Apostel für ihre Eltern werden. Aber was kann man sich denn von Kindern versprechen, die nach dem Nachmittagsunterricht in die Kirche geführt werden, zerstreut und darauf bedacht, möglichst bald nach Hause zu kommen — die Beichtlehre wird bei ihnen nicht viel fruchten und die kurze Ansprache bei der Generalkommunion am nächsten Tag deswegen auch nicht — und damit ist die Mission für die Kinder auch schon vorüber und doch bedürften nach den heutigen Schulverhältnissen die Kinder selbst schon einer eigenen Mission.

Warum erzielen die geschlossenen Exerzitien, wenn sie halbwegs mit Ernst gegeben und gemacht werden, so große Erfolge? Weil alle Wahrheiten im psychologischen Aufbau zusammenhängend dem Exerzitanten vorgetragen werden und ihm Zeit gelassen wird, dieselben auf sich wirken zu lassen. Bei den Missionen ist auch eine Predigt von der anderen abhängig, es wird gewissermaßen ein Generals Sturm auf das Herz des Sünders gemacht — aber nur jenes, der allen Predigten und Unterrichten und Feierlichkeiten beiwohnen kann und wirklich beiwohnt. Viele aber, sehr viele können gar nicht — selbst beim besten Willen nicht — zu allen Unterrichten u. s. w. kommen; es gibt Fabrikarbeiter, Dienstboten, Mütter u. s. w., denen es schon ein großes Opfer kostet, auch nur einmal im Tage zu kommen. Daher muß die Mission um so länger dauern, damit den Missionären Zeit und Gelegenheit gegeben wird, in späteren Predigten immer wieder auf die früher behandelten Wahrheiten zurückzukommen, was ja auch für die notwendig ist, die das frühere gehört, aber sich zu wenig zu Herzen genommen haben. Ferner wird es in vielen Gemeinden eine Gruppe von Leuten geben, die sich absichtlich von der Mission fern halten, eine Art Clique, eine Opposition; und doch sollen auch diese gewonnen werden; es braucht drei, vier oder fünf Tage, bis der eine oder andere wenigstens aus Neugierde in die Predigt geht, es braucht viele Anstrengung, bis er den Mut findet, sich vom Oppositionsblock zu trennen — und tut er es doch, so sind für ihn schon die grundlegenden Predigten verloren — für ihn und seine Gesinnungsgenossen fängt die Mission erst an, wenn sie für die übrigen schon fast zu Ende ist; die Folge davon ist, daß diese Nachzügler, auch wenn sie zu den heiligen Sakramenten gehen, doch nicht ganz bekehrt sind und somit ein Sauerteig, ein Keim des Unglaubens, der Unsittlichkeit in der Gemeinde zurückbleibt.

Betrachten wir die vielen glaubensfeindlichen Zeitungen, die bis in die entlegensten Täler verbreitet sind. Gelingt es

nicht, diese noch in der Zeit der Mission zu entfernen, die Gläubigen zu bewegen, daß sie diese Blätter abbestellen und gute christliche Blätter sich anschaffen — so bleiben nach dem Weggang der zwei katholischen Missionäre vielleicht 100 oder noch mehr Missionäre des Feindes zurück, die Tag und Nacht darauf ausgehen, die Früchte der gehaltenen Mission zu vernichten. Sollen aber diese Blätter entfernt werden, so muß wieder gesagt werden, daß eine Mission von zwölf Tagen, wie sie der hl. Alfons oder von vierzehn Tagen, wie sie der hl. Vinzenz von Paul für ihre Zeit forderten, auch für die kleinsten Ortschaften unbedingt nötig ist, zumal wenn man bedenkt, daß diese Heiligen noch viel einfachere Verhältnisse vor Augen hatten, namentlich so gut wie gar keinen Kampf gegen schlechte Zeitungen, keine oder fast keine religionsfeindlichen Organisationen, schon gar nicht die spezifisch modernen Kampfmittel des Unglaubens (Kino, Leihbibliotheken u. s. w.) kannten. Für größere Orte werden drei Wochen, ja sogar vier Wochen und zwar gleichzeitig in allen Kirchen nötig sein, sonst laufen die sogenannten „Frommen“ von einer Kirche zur andern und nehmen den übrigen, für die die Mission hauptsächlich nötig wäre, die Plätze weg und täuschen die Geistlichkeit über die wirkliche Teilnahme der Bevölkerung.

Freilich werden solche länger dauernde Arbeiten in mancher Hinsicht weniger angenehm scheinen als solche, wo die Missionäre gewissermaßen im Triumphzug von einer Pfarre zur anderen ziehen — es werden die Missionäre an entlegenen Orten sich längere Zeit aufhalten müssen, sie werden, wenn die Pfarrei Filialen hat, auch dort öfter Predigten und Katechesen halten müssen — aber solche Missionen werden dann auch nachhaltiger wirken, sie werden mehr Segen bringen und mag sich so die Zahl der Missionen vermindern, der Lohn des eifrigen Missionärs wird um so größer sein. Man sage nicht: dann werden viele Orte ohne Mission bleiben, die sie auch nötig haben; gewiß — aber wenn an weniger Orten ordentlich, mit nachhaltigem Erfolg Mission gehalten wird, so werden die Gläubigen dieser Orte selbst zu Missionären werden für ihre Umgebung, namentlich wenn für die einzelnen Stände eine ganze Woche zur Mission bestimmt wird; denn dann wird ja, wenigstens indirekt, jede Familie durch drei bis vier Wochen beständig von der Mission beeinflusst; sonst aber wird nirgends dauernde Frucht erzielt.

Es könnte gegen unsere These eingewendet werden: daß das Volk in Tirol noch so gut katholisch ist, ist zum großen Teil zurückzuführen auf die sogenannte „ewige Mission“, die seit 1718 bis über die Aufhebung der Gesellschaft Jesu hinaus in allen Teilen Tirols abgehalten worden ist; die einzelnen Missionen dauerten fast allgemein nur acht Tage, man nannte sie vielfach die „heilige Woche“. (Siehe Hattler: Missionsbilder aus Tirol.) Dagegen läßt sich sagen: Laut Stiftungsbrief der ewigen Mission „wurde es den Missionären selbst

überlassen, aus dem Konturs und der Anzahl auch Eigenschaft des Volkes zu erkennen und zu ermessen, wie viel Tage an einem Orte die Mission dauern solle“ (ebendort Seite 25), ferner war im allgemeinen die Beteiligung eine sehr gute (Seite 50), die Mission wurde im allgemeinen vom Volk freudig erwartet und trotz vielfacher Sittenlosigkeit war das Volk noch fest im Glauben (Seite 98), Punkte, in denen unsere Zeit gewiß ungünstiger gestellt ist.

Wie aus der Einleitung dieser kurzen Abhandlung ersichtlich ist, hatten wir hauptsächlich solche Orte vor Augen, wo die Mission wirklich notwendig ist und wir glauben, auch die angeführten großen Missionäre setzen solche Orte voraus; wo aber das Volk ohnehin treu kirchlich gesinnt ist, keine größeren Unordnungen herrschen, das Wort des Seelsorgers allen heilig ist, dort werden gewiß auch kürzere Missionen genügen. Die Mission ist eine Kur, die eben so lange gebraucht werden muß, bis sie dem Patienten genützt hat. Ist sie aber einmal ohne Erfolg angewendet worden, so wird es schwer sein, sie bald wieder zur Anwendung zu bringen, denn dann hat das Mittel auch noch den Reiz der Neuheit verloren. Es liegt uns auch ferne, die längere Dauer allein für das Allheilmittel anzusehen; es müssen auch noch alle übrigen Mittel gebraucht werden: ernste Arbeit und Gebete der Missionäre, Geschiedlichkeit und Tatkraft, günstige Zeit, Vorbereitung und Nacharbeit von Seite der Seelsorger.

Wir schließen mit einem kurzen Bericht über eine segensreiche Mission großen Stiles, die erst im Jahre 1924 gehalten wurde; sie wurde in Nancy von 43 Redemptoristenpatres gleichzeitig in allen Kirchen der Stadt gegeben; sie begann am Samstag vor dem dritten Fastensonntag und endete am Ostersonntag, dauerte also volle vier Wochen. Schon am 1. Jänner hatte der Bischof ein Hirtenschreiben in allen Kirchen der Stadt verlesen lassen, worin die Mission angekündigt wurde; es wurden für alle Pfarren Gebete um glücklichen Erfolg der Mission angeordnet und so schon das Interesse beständig wachgehalten und gesteigert; es wurde für die Zeit der Mission jede Geldsammlung in den Kirchen verboten, ebenso die Einhebung der kleinen Beträge für die jedesmalige Benützung der Kirchenstühle, wie sie sonst üblich ist; es wurden alle anderweitigen religiösen Veranstaltungen in den drei der Mission vorhergehenden Monaten untersagt; schließlich wurde vom Bischof verordnet, daß während der ganzen Dauer der Mission — wenige Tage abgerechnet — nur die Missionäre beichtthören sollten. Die Einleitungspredigten waren an die gesamte Bevölkerung gerichtet, die erste Woche aber ganz für die Kindermission bestimmt; nur wurden auch die Standesunterweisungen für Arbeiter und Dienstboten und für Frauen besserer Stände gehalten. In der zweiten Woche wurden in den Predigten die ewigen Wahrheiten behandelt; in der dritten Woche die Pflichten des christlichen Lebens, Ehestand, sündhafte Gelegenheit, christlicher Mut und Ueberwindung der Menschenfurcht; Betätigung des Glau-

bens in verschiedenen Lebenslagen, schließlich das Gebet. Die vierte Woche galt den Männern; sie allein hatten Zutritt zu den großen Abendpredigten. Nebenbei wurden für einzelne Gruppen eigene Exerzitien gehalten, so für die Elsaß-Lothringer in deutscher Sprache, für die Garnison von Nancy, für die Lehrlinge, für die Obdachlosen; die Dienstmädchen hatten auch eine Woche lang eigene Vorträge, täglich von 12³/₄ bis 1¹/₄. Am Dienstag waren ihrer 550, am Freitag schon 940. Auch die Siechen wurden nicht vergessen.

Durch einmütiges Zusammenwirken von Bischof, Klerus und Missionären wurde auf dieser Mission überaus viel Gutes gewirkt; namentlich entwickelten auch die Kinder einen rührenden Eifer, ihre Angehörigen zur Mission zu bringen; auch die Männerwelt entsprach vollauf den in sie gesetzten Hoffnungen. Mögen die Früchte dauernd sein, wie sich zwei Werke wenigstens bis zum Kriege blühend erhalten haben, die eine ähnliche Mission in derselben Stadt im Jahre 1898 ins Leben gerufen hatte: eine eigene Messe für die Männer und eine Bruderschaft von Männern zur Ueberwindung der Menschenfurcht in der Erfüllung der Christenpflichten. Diesen zwei Werken war es zu danken, daß in den 16 Jahren bis zum großen Krieg das christliche Leben in Nancy in Blüte stand, wie nicht bald in einer anderen Stadt. (Analecta C. Ss. R. 1925.)

Es mag jemand einwenden: das wäre alles schon gut und recht; aber wo soll ich die Kosten hernehmen für die Missionäre? Gewiß auch ein wichtiger Punkt — aber die Erfahrung hat gezeigt, daß sich überall noch gute Leute gefunden haben, die einsahen, daß die Missionäre auch nicht von der Luft leben können und daß sie auch für die Zeit, wo sie gerade nicht Mission halten, Nahrung und Kleidung brauchen; man soll sich im vorhinein deswegen nicht viele Sorgen machen; tun die Missionäre das Ihrige, so wird sich auch die Bevölkerung der Worte des Evangeliums erinnern: dignus est operarius mercede sua. Wenn neben den anderen Bedingungen auch diese Winke befolgt werden, wird es nicht so leicht vorkommen, daß der Seelsorger klagen muß: Ich habe schon zweimal Mission halten lassen, aber nicht die mindeste Besserung bei meinen Pfarrkindern bemerkt — oder wie eine einfache Frau vor kurzem schrieb: „Es dürfte halt alle Jahre Mission abgehalten werden in unserer Pfarrei — wär' nicht zu viel.“

Israels Aufenthalt in Aegypten im Rahmen der Profangeschichte.

Von Dr. H. Stiegler.

1. Einleitung.

Vor 60, 70 Jahren stand man den alttestamentlichen Berichten ganz anders gegenüber als heute. Für die damaligen Menschen waren sie völlig alleinstehende Nachrichten; im ganzen Orient sprach

nur die Bibel zur Nachwelt, sie erzählte von Phöniziern, Moabitern, Assyriern, Babyloniern und Aegyptern, die Völker selbst aber, von denen sie berichtete, schwiegen, aus ihrem Mund wußte man keine Silbe von ihren Geschicken. Erst das vergangene Jahrhundert brachte in dieser Beziehung eine entscheidende Wendung: man förderte die zum Teil unter der Erde vergrabene Kultur dieser Völker wieder zu Tage, man entzifferte ihre uralten Inschriften und Urkunden und so begannen diese längst verschollenen Völker nach langen Jahrtausenden wieder zu sprechen und uns von ihrem Tun und Treiben, von ihren Siegen, ihrem Glanz und ihrer Größe zu erzählen und das zu ergänzen und zu bestätigen, was die Bibel schon seit langem über eben diese Völker berichtete. Heute stehen die biblischen Gestalten: Abraham, Moses, David nicht mehr isoliert da, sondern ihr Geschick und die Geschichte ihrer Völker gliedern sich organisch ein in die Geschichte Vorderasiens und Aegyptens.

Kannten wir früher fast nur die Geschichte des israelitischen Volkes unter seinen verschiedenen Führern und Herrschern, so sind wir heute mehr oder weniger genau über die gleichzeitigen Schicksale der erwähnten Völker unterrichtet. Wir wissen aus den Profanberichten, wie es z. B. zur Zeit Abrahams und Moses' um Aegypten und um Babylon stand, und warum es, menschlich gesprochen, dem David möglich war, sein Reich so außerordentlich weit nach Osten auszudehnen; wir können sagen: die Geschichte des israelitischen Volkes, sein Aufstieg, seine Größe und sein Niedergang sind, menschlich gesprochen, mit der gleichzeitigen Geschichte Vorderasiens und Aegyptens so eng verknüpft und von ihr so bedingt, daß man Israels Geschichte in rohen Umrissen geradezu aus der Geschichte der Nachbarnvölker herauskonstruieren könnte.

Die folgenden Ausführungen haben nicht den Zweck, neue Forschungsergebnisse zu bringen, sondern das Milieu zu zeichnen, in welchem sich die betreffenden biblischen Ereignisse abgespielt haben, zu zeigen, wie sich die biblischen Berichte in die gleichzeitige Profangeschichte einordnen. Der Bibelgläubige wird selbstverständlich die Erzählungen der Heiligen Schrift mit den Profanberichten niemals auf eine Stufe stellen; die Bibel bleibt immer Gottes Werk und die Profangeschichte Menschenwerk. Aber für die Beurteilung der biblischen Geschehnisse ist es von allergrößter Wichtigkeit, sie auf den ihnen eigenen Kulturboden zu stellen und sie im Rahmen der gleichzeitigen weltgeschichtlichen Ereignisse zu betrachten. Tut man dies nicht oder zu wenig, so kommt man zu schiefen Urteilen, man steht wirklichen Schwierigkeiten hilflos gegenüber oder sieht Schwierigkeiten, die im Licht der Geschichte keine Schwierigkeiten sind. Die Bibelexegese wird um so raschere und wertvollere Fortschritte machen, je besser wir die semitische Kulturwelt mit ihren Unterschichten sowie die gleichzeitige Profangeschichte kennen lernen. Bekanntlich war die Entwicklung Israels zu einem freien, kräftigen

Staatswesen nach menschlichem Ermessen ermöglicht durch die Tatsache, daß die zerfallende ägyptische Weltmacht von der neuen Weltmacht Assyrien nicht sofort abgelöst wurde, sondern daß diese Ablösung erst mehrere Jahrhunderte später erfolgte. In die Zwischenzeit nun, zwischen dem Niedergang Aegyptens und dem Aufstieg Assyriens fällt die Entwicklung und Größe Israels hinein (zirka 1100 bis 860). Dann kommt der Niedergang entsprechend dem Wachsen der assyrischen Macht unter Salmanassar III. (859 bis 825). Nur einmal noch, unter Jeroboam II. (785 bis 745) gelangt das Nordreich zu bedeutender Macht, und die assyrischen Quellen lassen auch erkennen warum: es war dies die Zeit eines vorübergehenden Niederganges (unter Salmanassar IV. 782 bis 773, Assurdajan III. 772 bis 755 und Assurnirari II. 754 bis 745).

Wenn wir uns nun der größten Gestalt des israelitischen Volkes, Moses, zuwenden und fragen, wann er gelebt hat und wie sich seine Zeit und die Zeit vor ihm, die Einwanderung und der Aufenthalt der Israeliten in Aegypten in die Profangeschichte eingliedert, so müssen wir von der Eroberung Samarias durch Salmanassar V. ausgehen. Diese fand, wie wir aus den assyrischen Quellen ersehen, im letzten Jahr Salmanassars V. statt. Da wir nun aus den babylonisch-assyrischen Urkunden die Regierungen der einzelnen Könige in den Euphratländern wissen und da diese Urkunden außerdem genau angeben, im wievielten Regierungsjahr des betreffenden Königs ein Ereignis, z. B. ein Kriegszug stattfand, so können wir berechnen, wieviele Jahre zwischen zwei Ereignissen liegen. Freilich fehlt uns da noch der feste Punkt, von dem aus wir eine Beziehung zu unserer Zeitrechnung herstellen können. Aber auch dieser hat sich gefunden: Im assyrischen Epithymenkanon ist nämlich eine Sonnenfinsternis verzeichnet, die mit der Sonnenfinsternis vom 15. Juni 763 identifiziert werden konnte. Von diesem festen Punkt aus läßt sich nun auch das Jahr der Eroberung Samarias berechnen (722) und von da aus aufwärts und abwärts mehr oder weniger genau auch andere biblische und profangeschichtliche Tatsachen: demgemäß verlegt man den Tod Salomos in das Jahr 930 (Hommel) und der Beginn des Tempelbaues ist das Jahr 966 (4. Regierungsjahr Salomos, 3. Kön. 6, 1.). Nach Josephus Flavius begann der Tempelbau im 11. Regierungsjahr Hiram's, der nach griechischen Angaben 155 Jahre vor der Gründung Karthagos die Regierung antrat: $814 + 155 = 969$; das wäre also 958. Der Auszug aus Aegypten fiel somit nach der ersten Berechnung in das Jahr 1446 ($966 + 480$), nach der zweiten acht Jahre später 1438 ($958 + 480$). Es ginge über den Rahmen unserer Ausführungen hinaus, dem nachzugehen, wie die Differenz von acht Jahren zu erklären ist; für unser gestecktes Ziel ist sie belanglos, denn beide Berechnungen führen in die Zeit Amenhoteps II. hinein (1447 bis 1420), in die Zeit der größten Machtentfaltung Aegyptens. Zählen wir 430 Jahre zurück (Ex. 12, 40), so gewinnen

wir das Jahr der Einwanderung: 1876, das zur Blütezeit des mittleren Reiches unter den Amenemhet und Sesostris gehört.

2. Die Einwanderung.

Wie gliedert sich nun der diesbezügliche biblische Bericht in die betreffenden Partien der ägyptischen Geschichte ein?

Die Annahme der Einwanderung von Asiaten stößt namentlich zu jener Zeit auf keine Schwierigkeiten. Es ist im Gegenteil eine veraltete Anschauung und ein großer Irrtum, zu glauben, daß sich Aegypten wie durch eine chinesische Mauer von der Außenwelt abgeschlossen habe. Im Gegenteil, wir finden schon in den ältesten Zeiten, im alten Reich, fortwährend Bestrebungen, Beziehungen zu den Nachbarländern anzuknüpfen, weil sie eben eine Menge von Produkten hatten, die Aegypten selbst nicht erzeugte. Und die Kriegszüge — vielfach eher Raubzüge zu nennen — hatten nicht bloß den Zweck, diese unruhigen Nachbarn fern zu halten oder sie für Ueberfälle zu züchtigen, sondern namentlich auch, ihr Gebiet der Ausfuhr nach Aegypten zu erschließen. Schon um 3000 erfahren wir aus einer Darstellung von einem Kampf gegen die Libyer. Sehr früh schon finden die Aegyptier den Weg nach dem „Gottesland“ Punt (Somaligebiet); von dort her holten sie Myrrhen, Gummiharz, wohlriechende Holzarten u. dgl. Auch die Beziehungen zu Nubien und den Völkern südlich davon sind sehr alt. Aus Nubien und dem Sudan bezog man schon unter Psopej I. (6. Dynastie im 3. Jahrtausend) Gold, Straußenfedern, Ebenholz und Pantherfelle.

Zu einer Eroberung der dortigen Länder kam es damals noch nicht, wohl aber mußten diese Völker die Herrschaft der Aegyptier respektieren und König Merner I. (6. Dynastie) begab sich sogar selbst nach dem ersten Katarakt, um dort die Huldigung der afrikanischen Häuptlinge entgegen zu nehmen. Ein Relief stellt den König auf seinen Stab gestützt dar, während sich die nubischen Fürsten vor ihm verneigen; die Beischrift besagt: „Der König kam selbst und erschien hinter dem Bergland, um zu sehen, was im Bergland ist; und die Häuptlinge von Mazoi, Irret und Wawat leisteten ihm Gehorsam und priesen ihn sehr.“¹⁾

Aus dem Innern Afrikas bezog man noch eine andere kostbare Marität, nämlich Zwerge (im mittleren Afrika gibt es auch heute Pygmäen). Einen solchen Zwerg brachte z. B. der Fürst von Elephantine, Her-chuf dem jungen König Psopej II. aus dem Süden mit. Nebenbei bemerkt ist dieser König ein Kuriosum, er wurde 100 Jahre alt und regierte über 90 Jahre. Wir besitzen den kindlich ergötzlichen Brief, den die damals noch kleine ägyptische Majestät auf die frohe Kunde, daß Her-chuf einen Zwerg mitbringe, dem Heimkehrenden entgegen sandte; er soll ja auf den niedlichen Zwerg

¹⁾ Breasted-Ranke, Geschichte Aegyptens, 1910, S. 129 unten.

achtgeben, namentlich wenn sie auf dem Nil herunterfahren, daß er nicht ins Wasser fällt; er freue sich auf ihn schon unsagbar, er muß dann vor ihm tanzen!¹⁾

Aegypten hob im alten Reich sogar Regimenter unter den Negern aus und verwendete sie gegen die räuberischen Beduinen, die im Nordosten wiederholt Einfälle machten; Una, die rechte Hand Psopejs I., der von sich eine ganze Biographie hinterlassen hat, ist mit solchen Negerregimentern nicht weniger als fünfmal gegen die Beduinen ins Feld geschickt worden; das waren also die Senegalneger und Zuaven der alten Aegypter.

Noch älter scheinen die Beziehungen Aegyptens zur Sinai-Halbinsel und zu Vorderasien überhaupt zu sein. Eine Statue Königs Semerchet, der räuberische Beduinen züchtigt, läßt erkennen, daß die Aegypter damals schon (1. Dynastie) mit den Nachbarn auf Sinai Kämpfe auszufechten hatten.²⁾ Diese Gegend übte schon in den ältesten Zeiten auf die Herren im Nilland eine große Anziehungskraft aus: sie holten von dort Malachit und Kupfer. Der Verkehr mit Sinai, Palästina und dem Libanon (Zedern) zieht sich durch die ganze ägyptische Geschichte hindurch. Ganz besonders rege waren die Beziehungen zum Sinaigebiet unter der 12. Dynastie, also zur Zeit der Einwanderung Jakobs. Unter Amenemhet III. (1849 bis 1801) wurde sogar eine brauchbare Kolonie für die Bergarbeiter bei Sarbut el Châdem eingerichtet und zu diesem Zweck wurde eine große, in Felsen gehauene Zisterne geschaffen und im 44. Regierungsjahr des Königs feierlich dem Gebrauch übergeben.³⁾

Es waren namentlich in jenen Zeiten friedliche Zwecke, die die Aegypter und ihre asiatischen Nachbarn mit ihrem gegenseitigen Verkehr verfolgten: der Austausch von Produkten. Im Grabe des Chnum hotep (zirka 1900) in Beni Hassan (am Nil zirka 28° nördl. Br.) wird die Ankunft von 37 Semiten geschildert, die anscheinend duftende Toiletteartikel zum Kaufe anbieten:⁴⁾ das ist ein Seitenstück zum Bericht in Gen. 37²⁵: „Während sie aßen, sahen sie ismaelitische Kaufleute von Galaad her kommen, deren Kamele Tragakauth-Harz, Balsam und Ladanum trugen und nach Aegypten gingen.“

Bei dem ziemlich un kriegerischen Charakter der Aegypter des alten und mittleren Reiches ist anzunehmen, daß sie die Ausbeutung der fremdländischen Produkte (Bergbau auf Sinai u. ä.) nicht so sehr durch ihre Militärmacht, als vielmehr durch Zugeständnisse ihrerseits ermöglichten. Da mag es nun keine so große Seltenheit gewesen sein, daß sie irgend einem asiatischen Stamm, der sich gerade in Bedrängnis befand, in ihrem Lande Asyl und Wohnplatz gewährten; ein solcher Fall liegt auch vor, wenn die Bibel berichtet, daß der

¹⁾ Ab. Erman, Aegypt. Chrestomathie, 1904, Nr. LXII.

²⁾ Breasted-Ranke, Gesch. Aeg., S. 43 und 46.

³⁾ Breasted-Ranke, Gesch. Aeg., S. 175 oben.

⁴⁾ Breasted-Ranke, Gesch. Aeg., S. 172 Mitte.

Pharao dem Patriarchen Jakob und den Seinen in Gessen Wohnsitz angewiesen habe.

Daß auch die einzelnen Züge der Josefgeschichte echt ägyptisches Kolorit aufweisen, namentlich das Kämterwesen (Mundschenk, Mundbäcker), die Stellung der Frau (Verführungsgeschichte) u. s. w. braucht als allgemein bekannte Tatsache nicht weiter besprochen zu werden. Männer zu verführen, scheint überhaupt eine spezielle Passion ägyptischer Frauen gewesen zu sein. Es sei da namentlich hingewiesen auf die bekannte, im Papyrus d'Orbiney enthaltene Geschichte von den beiden Brüdern Inpu und Bata; auch hier versucht die Frau einen Jüngling, den eigenen Schwager, zu verführen; da sie ihr Ziel nicht erreicht, beschuldigt sie den Unschuldigen des Vergehens, der dann vor dem Machezorn seines Bruders die Flucht ergreifen muß.

Bezeichnend ist in dieser Beziehung die Warnung eines ägyptischen Weisen: „Die Frau gleicht einem tiefen Wasser, dessen Strudel man nicht kennt. Eine Frau, deren Gatte fern ist, sagt täglich zu dir: ‚Ich bin hübsch‘, wenn sie keine Zeugen hat; sie steht da, dich mit dem Netz zu fangen. Eine Todsünde ist es, wenn er auf sie hört.“¹⁾ Das gleiche besagen die Worte des Weisen Ptah-hotep: „Wenn du in ein Haus hineingehst als Herr, als Bruder, als Freund und willst die Freundschaft inniger machen, dann hüte dich, einer Frau zu nahen, da ist es für dich nicht gut.“²⁾

Wir wenden uns nun der politischen Gestaltung Ägyptens zu jener Zeit zu. Das älteste Ägypten (Dynastie 1 bis 6, 4000 bis 2500) war ein straff zentralistischer Beamtenstaat. Einzelne hohe Beamte nun setzten es durch, daß ihr Amt wie ein Erbteil auf ihre Söhne überging; außerdem wurden sie von den Königen, namentlich in der 6. Dynastie und bis in die 12. hinein mit reichen Schenkungen bedacht.

Der Wunsch, sein Amt auf seine Kinder vererben zu können, findet sich in Grabinschriften zum Ausdruck gebracht. So lesen wir z. B. auf dem Grab des Mehuaneh aus eben dieser Zeit: „O ihr alle, die ihr noch auf Erden seid . . . die ihr an diesem Denkmal, das ich gesetzt habe, vorübergeht, es mögen euch eure heimischen Götter lieben, möget ihr eure Kämter auf eure Kinder vererben . . . wenn ihr sprecht (betet): ‚Ein Opfer möge Osiris geben der Seele des Königsverwandten Mehuaneh‘ — seine Stimme sei wahr!“ (Seine Rechtfertigung vor dem Totenrichter Osiris möge als richtig befunden werden — ständiger, formelhafter Zusatz bei Nennung von Verstorbenen).³⁾

Ein lehrreiches Beispiel, wie in jener Zeit einzelne Familien durch Kämtervererbung und königliche Besohnungen zu Reichtum und Einfluß gelangten, bietet das Grab des schon erwähnten Chnum-

¹⁾ Breasted-Kaufe, S. 84 Mitte.

²⁾ Erman, Ägypt. Chrestom., Nr. IV, D.

³⁾ Erman, Ägypt. Chrestom., Nr. XXXIV, B.

hotep,¹⁾ des Fürsten von Menat Chufu. Wir lassen einen ganz kleinen Auszug jenes Teiles der Grabinschrift folgen, der uns das Emporkommen seiner Familie unter drei aufeinander folgenden Königen Amenemhet I. (Sehetepibre), Sesostris I. (Cheperkare) und Amenemhet II. (Nubkare) schildert. (Der eingeklammerte Name ist jedesmal der offizielle Herrschername, durch den die vielen Amenemhet, Sesostris u. s. w. in den Inschriften sicher auseinander gehalten werden können):

„Seine Majestät Nubkare, Sohn des Re, Amenemhet (II. 1935 bis 1903) setzte mich als Erbfürsten, Gaugrafen, Vorsteher der östlichen Wüste ins Erbe meines (Groß-)Vaters und meiner (Groß-)Mutter in Menat Chufu ein, sowie es auch meinem (Groß-)Vater und meiner (Groß-)Mutter kraft eines königlichen Dekretes seiner Majestät Sehetepibre, des Sohnes des Re, Amenemhet (I. 2000 bis 1970) geschah. Dieser hatte ihn zum Erbfürsten, Gaugrafen, Vorsteher der östlichen Wüste eingesetzt.

(Später) machte er ihn auch zum Erbfürsten und Gaugrafen . . . und Chef des Gazellengaues.

Er setzte dessen Sohn Nechet — seine Stimme möge wahr sein — den Herrn der Ehrwürdigkeit (= †) in die Herrschaft über sein Erbe in Menat Chufu ein entsprechend der großen Gunst, die er beim König genoss und laut des königlichen Dekretes seiner Majestät Cheperkare, des Sohnes des Re, Sesostris (I. 1970 bis 1935).

Atom selbst, Nubkare (Amenemhet II. 1935 bis 1903) machte mich zum Gaugrafen in Menat Chufu im 19. Jahr seiner Regierung.“²⁾

Auf diesem Wege entwickelte sich in der bezeichneten Periode (6. Dynastie bis hinein in die 12.) aus dem Beamtenstand der Adel, der immer zahlreicher und mächtiger wurde und zu gewissen Zeiten das Königtum ganz an die Wand drückte. (cf. Kaiser und Fürsten in Deutschland.) So ist namentlich im Zeitraum 2720 bis 2100 das alte unbeschränkte Königtum verschwunden und dafür herrschen im Lande einzelne Adelsgeschlechter, Gaugrafen, die aus den Beamten des alten Reiches hervorgegangen waren. Allmählich bringen es darunter zwei zu größerer Bedeutung: die Fürsten von Herakleopolis (südlich vom Fayum) und die von Theben; sie führen einen langjährigen Kampf um die Oberherrschaft, aus welchem die Thebaner als Sieger hervorgingen. Einer der sechs Mentuhotep dieser thebanischen (11.) Dynastie führte die Einigung Ägyptens wieder herbei.

Damit war selbstverständlich die Macht der adeligen Gaugrafen noch lange nicht beseitigt. Der Kampf gegen sie war unter anderem auch deshalb schwierig, weil die Könige des öfteren auf sie angewiesen

¹⁾ In Herders Konversations-Lexikon, Band I, ist unter Ägypten (Malerei) ein Teil dieses Grabes dargestellt: Der Jagdsport des Toten (nach Spalte 160).

²⁾ Erman, Ägypt. Chrestom., Nr. XLVII.

waren und sich namentlich im zähen Ringen um die Einigung des Reiches auf einzelne mächtige Lehensfürsten stützen mußten (vgl. wieder Deutschland im Mittelalter). Erst Sesostris III. (1887 bis 1849) gelang es, ihre Macht gänzlich zu brechen.

Was nun in der Heiligen Schrift von der Erhöhung Josefs erzählt wird, scheint der Schlußstein zum großen Werke der Amenemhet und Sesostris zu sein, zur völligen Einigung und Zentralisierung des Reiches. So wird der biblische Bericht im Widerschein der damaligen innerpolitischen Entwicklung des Landes in seiner ganzen Tragweite erst recht verständlich. Der Pharao (nach unserer Annahme Sesostris III. 1887 bis 1849) macht Josef zum ersten Minister seines Reiches. Bezeichnend sind die Worte, die der ägyptische König bei dieser Gelegenheit spricht: „Ich bin der Pharao, ohne dich wird im ganzen Lande Aegypten niemand Hand und Fuß rühren.“ Gen. 41, 44. Das ist die Sprache des Absolutismus der ältesten Pharaonen, eines (Cheops oder Chefren aus der 4. Dynastie, auf deren Wink hin sich tatsächlich viele Tausende von Händen rührten, welche die Riesenwerke jener Zeit, die Paläste, Tempel und Pyramiden erbauten. Eine solche Sprache hätten Könige der 9. und 10. Dynastie nicht führen können, so nur konnte ein Sesostris III. und Amenemhet III. (1849 bis 1801) nach der Zentralisierung Aegyptens sprechen. „Ich bin der Pharao und du bist mein Minister, ich, der allmächtige Pharao stehe hinter dir, ich decke mit meiner uneingeschränkten Herrschaftsgewalt alles, was du unternimmst — dagegen darf kein Gaugraf seine alten Rechte geltend machen.“

Es wäre ein voreiliges Urteil, zu sagen, die Geschichte Josefs läßt sich nur in der Regierung Sesostris III. und eventuell Amenemhets III. unterbringen und passe in keine andere Epoche der ägyptischen Geschichte hinein; das soll mit diesen Ausführungen nicht behauptet werden; behauptet sei nur das eine: Wenn wir auf Grund profanhistorischer Daten an der Hand der biblischen Angaben die Regierungszeit Sesostris III. oder allenfalls Amenemhets III. als die Zeit der Einwanderung bezeichnen, so paßt der biblische Bericht ausgezeichnet in das Milieu des erwähnten Zeitalters hinein.

Es hätte ja eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, die Erhöhung Josefs in die Hyksoszeit zu verlegen; denn diese waren Asiaten wie Josef und seine Brüder und mochten wohl Buzüge aus Asien als erwünschte Stärkung ihrer Position in Aegypten freudig begrüßen; sie werden ihnen auch aus demselben Grunde gewisse Vorrechte eingeräumt haben. Aber bei einer solchen Annahme kommt man mit den profanen wie biblischen chronologischen Angaben ins Gedränge. Denn läßt man die Hyksos unmittelbar auf das Ende der 12. Dynastie folgen und setzt man gleichzeitig die Einwanderung der Israeliten an, also zirka 1780, so ergeben sich für die spätere Zeit ganz unmögliche Daten: Der Auszug hätte dann im Jahre 1350 stattgefunden und das 4. Regierungsjahr Salomos, der Beginn des Tempelbaues wäre

870, sein Todesjahr 36 Jahre später 834. Vom Tode Salomos bis zum Tode Achabs zählt man etwa 77 Jahre, also 757; dieser König hätte nach dieser Annahme also von 779 bis 757 (22 Jahre) regiert, was ganz unannehmbar erscheint, wenn wir uns erinnern, daß Salomanassar III., der den König Achab als seinen Zeitgenossen und Gegner bezeichnet, von 859 bis 825 regiert hat. Und selbst wenn wir nach der Septuaginta die Zeit zwischen Auszug und dem Beginn des Tempelbaues mit nur 440 Jahren angeben, so ergibt sich immer noch eine ganz unmögliche Regierungszeit Achabs: 819 bis 797. Jede spätere Annahme ergibt selbstverständlich noch unwahrscheinlichere Resultate. Nimmt man als Beginn der Hyksos Herrschaft 1680 an, wonit man sicher der Wahrheit viel näher kommt, so lassen sich die daraus erfließenden Daten mit der übrigen Chronologie erst recht nicht in Einklang bringen. Man mag die Sache wenden wie man will, die verschiedenen zur Verfügung stehenden Daten: Bibel, Profangeschichte, darunter Josefus und griechische Angaben führen alle in die Zeit Sesostris III. oder (bei Annahme der 440 Jahre der Septuaginta) Amenemhet III. zurück und schließen die Möglichkeit einer Einwanderung unter den Hyksos als zu spät gänzlich aus.

Es ist sicherlich von Interesse die Persönlichkeit und das Wirken dieser zwei Zeitgenossen Josefs und Jakobs etwas näher kennen zu lernen. Sesostris III. (Chakawre) ist mit seinem Nachfolger Amenemhet III. die hervorragendste Gestalt unter den Königen der 12. Dynastie, einer der größten Könige Aegyptens überhaupt. Außer der Brechung der adeligen Nebenregierungen stellen sein Hauptwerk die erfolgreichen Kriege gegen Nubien dar. Seine Unternehmungen in diesen Gebieten bedeuten den Abschluß der Bemühungen der früheren Könige dieser Dynastie. Oberhalb des ersten Kataraktes wurde ein Kanal 80 m Länge, 10 m Breite und 8 m Tiefe durch den Felsen gehauen und dann nach diesen unerläßlichen Vorbereitungen bezwang er die nubischen Stämme bis Semneh und Kummeh am zweiten Katarakt und stellte rechts und links vom Nil je einen Grenzstein auf, von denen der eine (heute im Berliner Museum) folgende Inschrift trägt, die wir hier folgen lassen:

„Südgrenze, errichtet im Jahre 8 unter seiner Majestät, dem König von Ober- und Unterägypten Chakawre (er lebe immer und ewig!), um zu verhindern, daß sie je ein Südländer überföhreite zu Wasser oder zu Lande, zu Schiff oder mit Herden von Südländern; ausgenommen sind Südländer, welche kommen, um Handel in Ften zu treiben oder die einen Auftrag haben, wobei ihnen alle freundliche Behandlung zuteil werden soll — aber keines Südländers Schiff darf für alle Zeiten an Semneh vorbei nordwärts fahren.“¹⁾

Sesostris III. sah sich wiederholt zu Strafexpeditionen gegen die nubischen Nachbarn veranlaßt. Er legte außer den schon be-

¹⁾ Erman, Aegypt. Chrestom., Nr. XLIX, A.

festigten Plätzen noch drei Festungen an und errichtete einen Stein, der noch eindringlicher einschärfte, daß hier die Grenze des Reiches ist. Außerdem stellte er dort seine Statue auf, gleichsam — wie er das in der Inschrift auch zum Ausdruck bringt — um den unruhigen südlichen Nachbarn immer nahe zu sein und sie vor Uebergriffen zurückzuschrecken. Es sei auch diese zweite Inschrift teilweise mitgeteilt, weil sie im Zusammenhalt mit der ersten besonders lehrreich ist:

„Jahr 16, 3. Wintermonat, da seine Majestät die Südgrenze bei Semneh errichtete. Ich verschob die Grenze weiter nach vorn als meine Väter, ich tat mehr als mir aufgetragen war . . . diese Leute (die Südländer) haben keine Kraft, sie sind schwach an Schenkeln und Herzen. Meine Majestät hat sie gesehen. Ich habe ihre Frauen erbeutet, habe ihre Leute fortgeführt, ich ging zu ihren Brunnen, ich schlug ihre Stiere, ich schnitt ihre Gerste ab und legte Feuer daran und so wahr mein Vater lebt, wer diesen Grenzstein, den meine Majestät errichtet hat, erhält, ist in Wahrheit mein Sohn, wer ihn aber zerstört und für ihn nicht kämpft, ist nicht mein Sohn. Seine Majestät hat seine Statue an der Grenze errichten lassen, damit ihr glücklich lebt an der Grenze und für sie kämpft.“¹⁾

Die erste angeführte Inschrift stammt aus dem 8. Regierungsjahr Sesostris III., diese letztere aus dem sechzehnten; man merkt es aus dem Ton: der König muß in den letzten acht Jahren bedeutende militärische Erfolge errungen haben. Die erste Inschrift ist leidlich zahm gehalten, es ist alles vermieden, was die Südländer unnötig reizen könnte. In der Inschrift aber, die acht Jahre später an der gleichen Stelle angebracht wurde, kehrt der König ganz den unwiderstehlichen, siegreichen Feldherrn hervor, er verhöhnt die Feinde als schwächliche Memmen, er rühmt sich des Schadens und der Schmach, die er ihnen angetan und stellt noch dazu sein Standbild auf die ihnen aufgezwungene Grenze hin, so daß sie jederzeit an Ägyptens Macht und an die eigene Schwäche erinnert werden.

Sesostris III., der auch Libyen und Palästina bekriegte, gehört zu jenen Herrschern, die im Gedächtnis des Volkes noch lange fortlebten; er wurde von der Nachwelt zum Heros und zum Gott erhoben. In einem ägyptischen Liede wird er gepriesen als der „Schützer des Landes, der Erweiterer der Grenzen, der Züchtiger der Fremdvölker, der beide Länder (Ober- und Unterägypten) mit seinen Armen umfaßt.“²⁾

Amenemhats III. (ni maa. t ro) Tätigkeit auf Sinai wurde schon erwähnt. Im Zusammenhalt mit den in der Genesis erwähnten sieben Mißjahren, die infolge des Ausbleibens der gewohnten Nilüberschwemmungen eintraten, ist es interessant zu erfahren, daß unter Amenemhet III. bei Semneh am zweiten Natarakt von königlichen Beamten alljährlich die Höhe des Nilstandes am Uferfelsen

¹⁾ Erman, Ägypt. Chrestom., Nr. XLIX, B.

²⁾ Erman, Ägypt. Chrestom., Nr. IX.

bezeichnet wurde, so daß im Laufe der Jahre ein Wasserstandsmesser zustande kam. Aus dem jeweiligen Stande des Nils konnte man dann erfahrungsgemäß beurteilen und im Vorhinein berechnen, in welchem Ausmaß die Ueberschwemmung im eigentlichen Aegypten stattfinden wird und welcher Ernteertrag zu erwarten ist, und wie hoch die Steuern anzusetzen sind. Diese Wasserstandszeichen bei Semneh sind noch heute erhalten (Breasted S. 175 unt. f.).

Aegypten litt eben immer infolge dieser Unsicherheit „was der Nil bringt“, wie es auf einem Grabe heißt, und mußte durch verschiedene Vorkehrungen, zu denen auch der Nilmesser in Semneh gehörte, bestrebt sein, diese Unsicherheit und Unberechenbarkeit zu verringern und das kostbare Ueberschwemmungswasser möglichst auszunützen. Diesem Zwecke dienten auch die großartigen Bauten im Fajûm, zur Regelung des Bewässerungssystems, die Amenemhet III. zum Abschluß brachte (birket el qurun, der Mörisssee der Alten). 11.000 km² ackerbaufähiger Boden wurde durch dieses Riesemwerk dem sonst unter Wasser stehenden Depressionsgebiet abgewonnen; „neuere Berechnungen haben gezeigt, daß Wasser genug angesammelt werden konnte, um unterhalb des Fajûms während der 100 Tage niedrigen Nilstandes vom 1. April an die Wassermenge des Flusses zu verdoppeln (Breasted-Ranke pg. 177 f.).

Man hat den Eindruck, als ob die sieben unfruchtbaren Jahre zur Zeit Josefs von den Herren Aegyptens als ein drohendes Mene-tekell empfunden worden wären, die erwähnten Vorkehrungen zu treffen, bezw. die zu diesem Zwecke in Angriff genommenen Werke zum Abschluß zu bringen, um in Zukunft ein ähnliches Unglück zu verhüten oder seine schlimmen Folgen auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Hungersnöte infolge niedriger Nilstände hat es sicherlich öfter gegeben. Von einer solchen berichtet z. B. Amenemhet, der Fürst des Gazellengau's, ein Verwandter des schon erwähnten Chnemhotep, der ein hoher Beamter Sesostris I. war (also 100 Jahre vor Josef) in seinem Grabe in Beni Hassan: „Im 3. Jahre war eine Hungersnot. Ich nährte die Menschen, ich schaffte ihnen Speisen, es war kein Hungernder im Gau. Ich gab der Witve gerade so wie der Verheirateten, bei allem, was ich gab, stellte ich nicht die Kleinen hinter die Großen zurück.“¹⁾

Welch furchtbare Katastrophen das Ausbleiben der Nilüberschwemmung herbeizuführen vermag, ersehen wir aus der lebendigen Schilderung des arabischen Schriftstellers Abdul Latif (1162 bis 1231 n. Chr.), zu dessen Lebzeiten Aegypten von diesem Unglück heimgesucht wurde. Sie ist eine prächtige Illustration zum biblischen Bericht über die sieben unfruchtbaren Jahre und Josefs Rettungswerk.

Die angezogenen Stellen finden sich in dem berühmten Werke Abdul Latifs: „Memorabilia Aegypti.“ Nachdem er im ersten Kapitel

¹⁾ Erman, Aegypt. Gramm., 2. Aufl., S. 15*, V.

des zweiten Buches die regelmäßigen Ueberschwemmungen des Stromes, ihr Ausmaß, ihren Verlauf, ihre Ursachen mit einer Genauigkeit und Methode geschildert hat, die auch einem modernen Gelehrten zur Ehre gereichte, beschreibt er dann im zweiten Kapitel desselben Buches die Schrecken und Greuel des Unglücksjahres 597 n. d. Hirsch — es war dies etwa zwölf Jahre vor seinem Tode: er schildert als Augenzeuge. Im Jahre 596 n. d. H. erreichte die Ueberschwemmung nur zwölf Ellen 21 Zoll; das ist, wie der Schriftsteller sagt, der niedrigste Wasserstand seit der Hirsch, während die Normalhöhe 18 Ellen ist. Er schildert dann die furchtbaren Folgen dieses Ereignisses (2. Buch, 2. Kapitel „Ueber die Ereignisse im Jahre 597“, Ausgabe von Jos. White, 2. Aufl., Oxford 1800, S. 210):

Und so kam denn das Jahr 597, das den Menschen alle notwendigen Lebensbedingungen vorenthielt. Die Leute gaben alle Hoffnung auf die Ueberschwemmung auf, die Lebensmittelpreise stiegen, das Land verdornte: die Bevölkerung sah das Unglück voraus. Aus Furcht vor dem Hunger wanderten die Leute aus, die Bewohner des schwarzen, bebauten Landes flohen, . . . viele zogen nach Syrien, Marokko, nach Hejas und Yemen und zerstreuten sich nach allen Richtungen hin nach Art der Sabäer . . . der Hunger wurde immer größer und der Tod wütete unter ihnen . . . Die Menschen aßen Leichen, verwesende Kadaver, Hunde, Mist und Kot. Ja sie aßen sogar kleine Kinder . . . Im Monat Ramadan fand man einen Mann, dessen Fleisch man von den Knochen gelöst und verzehrt hatte. Er war gebunden, wie die Sköche ein Tier zu binden pflegen. . . . Wohin der Wanderer nur kam, überall stieß sein Fuß oder sein Auge auf Tote — man war schließlich nicht mehr imstande, die Toten zu begraben und ließ sie allenthalben liegen.

Der Autor schildert dann das Schicksal der Flüchtlinge:

„Es liefen nacheinander Nachrichten ein, daß Syrien ein Saatefeld und Erntefeld von Menschen geworden sei, daß es Vögel und Löwen auf Menschenfleisch zu Tische geladen habe und daß die Hunde, welche sie bei ihrer Auswanderung begleiteten, ihr Fleisch freissen. Die ersten, welche auf diesem Wege zugrunde gingen, waren Leute aus dem östlichen Unterägypten, indem sie auf der Suche nach Lebensmitteln nach Syrien kamen und sich in diesen ausgedehnten Gebieten wie die Menschenrecken verbreiteten: bis zu dieser Stunde hat ihr ununterbrochenes Hinsterben noch kein Ende gefunden . . .

Er schließt seine ergreifende Schilderung des Jammers und der Greuel des Jahres 597 n. d. Hirsch mit den Worten: „Wir erhoffen Trost von Gott dem Hochgebenedeiten, denn er mißt seine Gnaden zu nach seiner Güte und Freigebigkeit.“

Wer diesen Bericht liest und das unermessliche Elend betrachtet, das damals infolge des Ausbleibens der Ueberschwemmung über das Nilland kam, dem wird es erst recht klar, wieso Josef — auch

abgesehen von der führenden Hand Gottes — mit einem Schlag der populärste Mann von Aegypten werden konnte, der erste nach dem König; das Volk und der König wußten eben, was ihnen bevorzustanden wäre, wenn der Mann aus Kanaan nicht eingegriffen hätte. Tausende und aber Tausende sahen in ihm ihren Retter und wir verstehen es vollauf, daß ihn der König das „Fundament des Lebens“ nannte und daß ihn das Volk, obwohl er ein Fremder war, mit diesem Namen begeistert begrüßte.

Dem Berichte Abdu'l Latifs zufolge waren von der Hihrah an bis auf seine Zeit (wenigstens) schwache Nilüberschwemmungen ziemlich häufig. Im Jahre 356 n. d. H. z. B. stand der Fluß sogar um 4 Zoll tiefer als im Unglücksjahr 596, sechs mal erreichte er nur 13 Ellen, gegen zwanzigmal nur 14 und noch viel öfter nur 15 Ellen.

Auch der syrische Gelehrte und Schriftsteller Barhebraeus (1226 bis 1286 n. Chr.) weiß von einer solchen Katastrophe im Jahre 462 n. d. H. zu berichten und schildert ähnliche Greuel wie unser arabischer Gewährsmann.

Von Amenemhet III. stammt das unter dem Namen Labyrinth bekannte Weltwunder im Fajûm, dem Lieblingsitz dieser Könige. Das Wort Labyrinth ist aus einer phonetisch ungenauen Wiedergabe des offiziellen Namens dieses Herrschers hervorgegangen: Ne maa re = „zugehörig zur Wahrheit ist Re“; daraus haben die Griechen Lamares und Labares, auch Ramares gemacht. (Das l, n und r werden auch im Aegyptischen selbst oft vertauscht, ebenso m und b.) Es war ein Riesenbau von etwa 300 Meter Länge und über 200 Meter Breite; Strabo, der ihn noch gesehen hat, berichtet, daß jede Zimmerdecke aus einem einzigen Stein bestanden habe.

Die Kunst jeglicher Art feierte überhaupt in dieser Periode ihre Triumphe, obwohl man über die Kunst des alten Reiches im allgemeinen nicht hinauskam, ja sie in manchen Stücken nicht einmal erreichte. Die Literatur hat unter diesen großen Herrschern ihre Glanzzeit: es ist dies die Zeit der klassischen Orthographie und des klassischen Stils der ägyptischen Sprache. Aus dieser Zeit stammt auch das Robinson-Motiv, das ägyptische Märchen vom Schiffbrüchigen auf der Schlangeninsel.

Als Gott lebt Amenemhet III. unter dem Namen Pramares im Gedächtnis des Volkes fort (der offizielle Name Ne maa re mit vorgelegtem bestimmten Artikel p, siehe oben!). Ihre Ruhestätte, ihr „Haus der Ewigkeit“ haben diese Könige in den Pyramiden westlich vom Nil bei Lisht und Dahsûr; sie sind viel bescheidener als die eines Cheops oder Chefred aus der 4. Dynastie. — Soviel also über die äußere und innere Gestaltung Aegyptens zur Zeit der Einwanderung und namentlich über die zwei großen Zeitgenossen Josef's Sesostris III. und Amenemhet III.

Die Einwanderung Israels und wohl so mancher anderer semitischer Stämme geschah zu einer Zeit, da Aegypten gefestigt

da stand, und solange es die damalige Machtfülle inne hatte, brauchte es diesbezüglich nichts zu fürchten. Aber mit der Zeit wandte sich das Blatt: Der Andrang der Aiaten wurde immer größer, der Widerstand der nach Amenemhet III. niedergehenden Macht der Pharaonen immer schwächer, bis endlich ganze Scharen von Aiaten das Nilland überschwemmten und auf den Trümmern der ägyptischen Pharaonenherrschaft ihre eigene aufrichteten. Die neuen fremdländischen Herrscher heißen Hyksos: Herrscher der Hirten: heka sos. Sie erwiesen sich aber nicht als kulturfeindliche Barbaren, sondern übernahmen das Kulturerbe der Ägypter und pflegten es. Ihr größter König ist Chian, er nennt sich ganz nach ägyptischer Art „Sohn des Re“, „der gute Gott“, sein Thronname ist echt ägyptisch Seweserenre, „der, welchen Re stark gemacht hat“. Er scheint ein großes Reich regiert zu haben: außer ganz Ägypten große Teile Vorderasiens; er nennt sich den „Unarmer der Länder“. Skarabäen mit seinem Namen wurden in Gaza, Bagdad und sogar auf Krete gefunden!

Ihre überlieferten Personennamen kennzeichnen sie als Semiten, also als Stammesgenossen der in Gessen sitzenden Israeliten. Es ist keine leere Vermutung, wenn wir annehmen, daß sich die Kinder Israels unter der jedenfalls wohlwollenden Protektion der Hyksos-herrscher ungehindert entwickeln konnten. Uebrigens dürften die Bewohner von Gessen nicht die einzige asiatische Kolonie gewesen sein; am Eingange des Nahräms wurde nämlich ein Friedhof aufgedeckt, dessen Gräber auf eine fremde Ansiedlung schließen lassen.

Sonst wissen wir von der Hyksoszeit, die etwa bis 1600 währte, bitter wenig. Die nationalistischen Ägypter der folgenden Periode waren jedenfalls bemüht, die Spuren der schmachvollen Fremdherrschaft möglichst zu verwischen.

(Fortsetzung folgt.)

Priesters Mühen um die Heidenmission.

Von P. Beda Danzer O. S. B., St. Ottilien (Oberbayern).

Wenn das Rundschreiben Papst Benedikts XV. Maximum illud vom 30. November 1919 über die Ausbreitung des katholischen Glaubens auf dem Erdkreis nicht die gewünschte, allseitige Beachtung fand, mag man diese betrübliche Erscheinung dem Wirrwarr zuschreiben, den der blutige Krieg hinterlassen hat. Nicht mehr zu entschuldigen ist es aber, wenn die jüngste Missionsenzyklika Rerum ecclesiae vom 28. Februar 1926 von Papst Pius XI. nicht alle katholischen Kreise aufrüttelte zur äußersten Kraftanstrengung für das Werk der Glaubensverbreitung. Schon Papst Benedikt XV. hatte die Christen mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, „welch heilige Pflicht sie haben, die heilige Sache der Heidenmission zu unterstützen. Denn Gott hat einem jeden seinen Nächsten anempfohlen.

Dieses Gebot verpflichtet um so schwerer, je größere Not den Nächsten drückt . . . Daher erfüllen alle, welche zur Erleuchtung der Heiden nach ihren Kräften beisteuern, insbesondere durch die Unterstützung des Missionswerkes, in einer höchst wichtigen Angelegenheit ihre Pflicht und bringen Gott in der wohlgefälligsten Weise für die Wohltat des Glaubens ihren Dank dar". (S. 31 der Ausgabe von Herder u. Co., Freiburg, Br.) Geradezu heiliges Ungestüm spricht aus den Worten Pius XI.: „Damit indessen das bei den Christgläubigen bereits stark geweckte Interesse für das Missionswerk noch stärker zum tätigen Handeln angefaßt werde, rufen Wir euch, ehrwürdige Mitbrüder, laut um Beistand an. Eure Mitwirkung erbitten Wir uns zur Hilfe und wollen Wir ausdrücklich herangezogen wissen.“ (S. 9 der Ausgabe von Herder u. Co., Freiburg, Br.) Darauf begründet der Heil. Vater diese Pflicht eingehend und schreibt dann zum Schluß: „Wenn sich einer solchen Pflicht schon keiner aus der Gemeinschaft der Gläubigen entziehen darf, sollte es der Klerus dürfen?“ Nachdem Gottes Stellvertreter auf Erden so deutlich die Gewissenspflicht jedes Katholiken betont hat, für die Heidenmission nach Kräften sich zu betätigen, darf keiner mehr beiseite stehen und denken: Das geht mich nichts an. Es gibt nach Pius XI. keine Not, keine Sorge, die der Heidenmission vorgehen dürfte, selbst nicht der eigene Priesterangel und die Notlage der Heimatdiözesen (S. 19 a. a. D.). An den Seelsorgern und den im unmittelbaren Verkehr mit den Gläubigen stehenden Geistlichen liegt es nun, „durch Wort und Schrift zu erreichen“ (S. 13), daß die ausgesprochene Verpflichtung sich auch auf der ganzen Linie in die Tat umsetze.

Nun hat es allerdings schon bisher nicht an Bearbeitern des Themas: Seelsorger und Mission gefehlt, z. B. Dr P. Maurus Galm O. S. B. in „Missionswissenschaftlicher Kurs in Köln für den deutschen Klerus“. Münster W. Aschendorff. 1916, S. 151 ff. u. a., aber es scheint doch hierbei das Hauptgewicht auf Werben, Sammeln, Beten gelegt zu sein. Nur vorübergehend ist da und dort der Gedanke leise gestreift, daß die Mission auch Leute, besonders Priester, braucht. Die Laienkräfte wird man in diesem Zusammenhang durchweg nicht erwähnt finden. Als Mann der Praxis geht Papst Pius XI. (S. 17) gerade darauf ein. Es ist die wirksamste Unterstützung, die der Priester der Heidenmission erweisen kann, wenn er ihr Berufe zuführt und sie ausbilden hilft. Seit 1920 sind allüberall neue Missionsseminarien entstanden, in Bayern hat sich z. B. ihre Zahl fast verdreifacht: 13 im Jahre 1914, gegen 36 heute. Das Deutsche Reich zählt zur Zeit an 120 derartige Anstalten, ungerechnet die Anstalten der etwa 30 weiblichen Gesellschaften; selbst Staaten, die früher keine Missionshäuser hatten, wie z. B. die Schweiz, Tschechoslowakei u. s. w. haben jetzt eigene, nationale Anstalten zur Heranbildung des Missionsnachwuchses. Aber auch die Zahl der den deutschsprachlichen Missionsgenossenschaften überwiesenen Gebiete, zur

Zeit 45, hat sich gegen 1914 (38) stark vermehrt. 77 Millionen Heiden leben in diesen Gebieten, darunter nur 707.000 Katholiken. Also ein ungeheurer weites Arbeitsfeld, das keine „Arbeitslosigkeit“ kennt. Daheim aber sind alle Berufe überfüllt. Drum, Priester, halte Umschau, leuchte hinein in die Kinder- und Jünglingsherzen! Vielleicht hat unser lieber Herrgott etwas in eine Seele hineingelegt. Der Priester, selbstredend auch der wahrhaft religiöse Lehrer, jeder, dem an Gottes Reich etwas liegt und der in Berührung mit der Jugend kommt, soll sehen, ob er nicht Berufe findet: Priesterberufe, Laienberufe. Ein hartes Stück Arbeit, das Geduld fordert; denn der Beruf soll nicht von außen hineingehämmert werden; den zarten Wurzeln muß nachgegangen werden, die in die tiefste Seele hineingreifen. Wieviel Täuschung, wie manche bittere Enttäuschung! Und hat der Priester endlich einmal eine solche Seele gefunden, dann steht eine neue Aufgabe vor der Tür. Den Jungen ins nächste Missionsseminar schicken, wo dann die Patres Beruf und Anlagen auf Herz und Nieren prüfen, das ist etwas; gewiß, aber doch nur etwas Halbes. Hast du, Priester, wirklich nicht Zeit und Geschick, den Jungen vorzubereiten für die 2. oder 3. Klasse? Aber nicht bloß in Latein, nein auch in Deutsch und Rechnen nach dem Plan und den Büchern der Anstalt, in die er später eintreten soll? Jedes Schuljahr, das der Bub gewinnt, spart dem Kloster 600 bis 700 S. Auch ein Almosen für die Mission! Und noch etwas; daheim kann man so schon feststellen, ob genügend gute Anlagen, ernster Beruf und moralische Qualitäten vorhanden sind. Stellt sich heraus, daß es Strohfeuer, Abenteuerlust war, daß die Begabung für Fremdsprachen nicht hinreichend ist (vgl. Benedikt XV. a. a. O., S. 25), dann hat man dem Kloster Zeit und Geld und Mühe gespart und dem Jungen die Schande, als untauglich wieder heimkehren zu müssen. Das ist ein sehr ernster Punkt. Das Seminar entfernt im ersten Jahr mit Rücksicht auf die verschiedene Vorbildung in der Elementarschule nur die absolut Unfähigen; bei den andern entscheidet man sich erst nach zwei bis drei Jahren mit einiger Sicherheit. So ein Junge geht dann oft nicht mehr gerne zur harten Arbeit des Waters zurück und vermehrt das geistige Proletariat, die fragwürdigen Existenzen. Der Heimatgeistliche im Verein mit dem Lehrer entscheidet da wohl in der Mehrzahl der Fälle leichter als die Seminarvorstände, die neu an den Jungen und seine Verhältnisse herantreten und ihn erst studieren und ernstlich und lange prüfen müssen, ob er den Anforderungen zu genügen vermag, die im späteren Berufe an ihn herantreten werden.

In diesem Zusammenhange sei auf einen Punkt hingewiesen, der immer mehr an Bedeutung gewinnt, besonders für die Missionshäuser, es sind das die Spätberufe.¹⁾ Ueberall macht sich ein Zurück-

¹⁾ Vgl. hierzu Ritter von Lama in „Allgemeine Rundschau“ (München), 1927, S. 313 ff.

gehen der Berufe zum geistlichen Stande gegenüber der Vorkriegszeit bemerkbar, nicht so sehr freilich in der Zugangsziffer zu den Seminarien, die im allgemeinen gestiegen ist — besonders im Hinblick auf die stark vermehrten Missionsanstalten — als vielmehr in der Zahl der Weihesakandidaten, die mancherorts um 30 bis 50% geringer ist als ehemals. In Deutschland allein ist die Zahl derselben von 3443 im Jahre 1920 auf 2898 im Jahre 1924 gesunken.¹⁾ Angesichts dieser Tatsache darf man die Mehrarbeit, die Spätberufe machen, nicht so schwer in die Waagschale werfen. Diese Berufe sind bei Ausdauer sicherer und auch dankbarer als die meisten der gewöhnlichen Berufe, bei denen von der ersten bis zur letzten Klasse sich alles reibungslos nach dem berühmten Schema F abwickelt. Es nehmen ja nahezu alle Missionshäuser ihre Zöglinge in reiferem Alter auf als es das für die unterste Klasse des Staatsgymnasiums vorgeschriebene ist, aus dem sehr einfachen Grunde, weil schon das Zusammenleben in einer Erziehungsanstalt allein an den Zögling höhere Anforderungen stellt, als der Durchschnitt der Zehn- und Elfjährigen seelisch aufbringen kann. Hat dann das Seminar — und das ist bei allen Missionsseminarien der Fall — für einen bestimmten Zweck zu erziehen, vielleicht sogar noch in einen besonderen benediktinischen, franziskanischen u. s. w. Ordensgeist einzuführen, bezw. langsam darauf vorzubereiten, dann ist natürlich die Anforderung an die jugendliche Seele noch höher. Deshalb werden ältere Knaben sich meist besser einleben, auch wenn sie nicht mehr die volle Schniegelsamkeit des Kindesalters besitzen als jüngere. Letztere bleiben nur zu leicht an der Oberfläche, sind auch später nicht mehr so leicht zum „Hinausfahren in die Tiefe“ zu bringen, weil ihnen alles schon lange Gewohnheit, aber kein Erlebnis ist. Nun muß allerdings auch zugegeben werden, daß die Arbeit mit Spätberufen groß und verantwortungsvoll ist. Die Missionsanstalten können sich im allgemeinen nicht im wünschenswerten Umfang mit ihnen beschäftigen, einmal, weil dadurch der eigentlichen Heidenmission im Lehrpersonal zu viel wertvolle Kräfte entzogen werden, und dann, weil dadurch nur zu leicht eine gewisse Unruhe und berufsschädliches Streben in die jüngeren Laienbrüder der Genossenschaft hineingetragen wird. „Warum der? Warum nicht auch ich?“ ist nur allzu menschlich. Auch Studenten des regelrechten Lehrganges, der durchweg durch das Gymnasialabsolutorium abgeschlossen wird, sind ähnlichen Versuchungen zugänglich. So ist also gerade hier für den Seelsorger wieder ein weites Betätigungsfeld für die Mission: Prüfung und Ausbildung von Spätberufen. Zweierlei ist hier vor allem zu beachten; nämlich, daß der Bursche nicht eher seinen augen-

¹⁾ Vgl. hiezu: „Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge“ 1926, S. 118 ff. — „Die Pforte“ (München) 1926, Nr. 3, und „Prediger und Katechet“ (Regensburg, vorm. Manz) 1925/6, S. 610 ff. — „Ambrosius“ (Donauwörth) 1919, III, S. 42 f.

blicklichen Beruf verlasse, als bis volle Klarheit über seine Eignung zum Missionsberuf und über seine spätere Aufnahme in ein Missionshaus vorhanden ist. Das ist eine Erschwerung der Arbeit für beide Teile, gewiß, aber eine unbedingt notwendige Sicherung der Zukunft des Bewerber. Der zweite Punkt betrifft dann die Vorbereitung selbst. Da heute grundsätzlich alle Missionsgenossenschaften für ihre Priesterantrittskandidaten das Abitur des Staatsgymnasiums verlangen, so darf man sich auch für die Vorbereitung kein geringeres Ziel setzen (vgl. Benedikt XV. a. a. O., S. 23). Nur in einzelnen Fällen, z. B. bei fertigen Lehrern, Technikern jeder Art mit Fachschulbildung u. s. w. sieht man mit Recht vom humanistischen Abitur ab, zum Teil auch von Griechisch. Gerade aus solchen Gründen ist bei der Vorbereitung ein vorheriges Einvernehmen mit der künftigen Anstalt des Kandidaten wichtig. Junge Lehrer und Lehrerinnen und ähnliche gehobene Berufe sind jedem Missionshaus ein höchst erwünschter Zuwachs und eine wirkliche Missionstat. Man sehe eine so hochgeschraubte Forderung nicht als Willkürakt der Missionshäuser an, sondern bedenke, daß alle Missionäre, die heute in der Schule wirken — und das ist das wichtigste Arbeitsfeld der Mission — sich den von der betreffenden Landesregierung vorgeschriebenen öffentlichen Prüfungen unterziehen müssen. England fordert beispielsweise in seinen Kolonien von den Lehrkräften nicht bloß völlige Beherrschung des Englischen (auch von den Laienbrüdern), sondern auch außer dem Gymnasialabsolutorium die englische Universitäts-Abschlußprüfung oder den deutschen Dr. phil. Japan und China sind England in diesen rigorosen Forderungen für das Lehramt an Eingeborenen-Elementarschulen gefolgt. Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die protestantischen amerikanischen Missionäre diese Forderungen schon längst für ihre Mitglieder aufgestellt haben.

Kommt ein Geistlicher in die Lage, für die Unterbringung eines Spätberufes sorgen zu müssen, so suche man vor allem die Frage zu klären: Will der Bittsteller Welt- oder Ordenspriester werden. Seit 1921 haben wir nämlich in dem „Klemens-Hofbauer-Werk“ in Bielefeld in Westfalen und in Aschaffenburg (Unterfranken) zwei Anstalten, die satzungsgemäß Weltpriester-Spätberufe ausbilden. Ueber 2600 Aufnahmegesuche sind schon eingelaufen — gewiß ein Zeichen für die Zeitgemäßheit solcher Anstalten und für das Vorhandensein latenter Priesterberufe. Für Oesterreich kommt als solche Anstalt das Canisiuswerk in Wien, I., Neutorgasse 17, in Betracht. Die Anstalt von Bischof Geyer in Godesheim am Rhein bildet nur Gymnasialabsolventen zu Priestern aus, die sich zur Deutschen Seelsorge in der Ueberssee verpflichten. Kommt ein Ordens-Spätberuf in Frage, so schreibe man nicht einfach an das nächste Ordenshaus, sondern suche die Neigung des Kandidaten erst zu erforschen hinsichtlich der späteren Betätigung. Auskunft hierüber und über alle Eintrittsbedingungen bietet das praktische Büchlein von Heinrich

Reiter „Die Bedingungen zum Eintritt in die religiösen Männerkongregationen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz“. (Regensburg, Reiter, 1897 — für weibliche Genossenschaften ist ein eigenes Büchlein vom selben Verfasser und im selben Verlage erschienen). Das ist deshalb notwendig, weil viele junge Leute sich über das Wie gar keine Gedanken machen, wenn sie nur überhaupt zum Priestertum gelangen. Hinterher kommen dann die Schwierigkeiten, die nicht selten mit dem Austritt aus der Genossenschaft endigen. Damit wird der Orden geschädigt, das Glück des Einzelnen gefährdet und den Bischöfen nichts weniger als Freude bereitet. Darum muß die Frage „welcher Orden?“ erst gründlich überdacht werden, um einem späteren Uebertritt in den Weltpriesterstand vorzubeugen, dem immer ein gewisses Odium anhaftet. Ist diese Frage geregelt, dann kann man sich erst an ein Ordenshaus wenden. Adressen für Oesterreich finden sich in Alf. Zack, Oesterreichisches Klosterbuch (Wien, I., Singerstr. 7. Heinrich Kirsch), für Bayern in Vor. Radlmaier, Verzeichnis der Erziehungsanstalten (Donauwörth. V. Muer. 2. Auflage in Vorbereitung). Im allgemeinen nehmen die alten Orden und die Jesuiten keine Spätberufe; die Benediktinermisionäre von St. Ottilien in Oberbayern nur, wenn die Bewerber bereits eine Lebensstellung als Lehrer, Ingenieure, Aerzte u. ä. inne haben. Die neueren Kongregationen wie Steyler, Salvatorianer, Salesianer, Mariannhiller (in Reimlingen, Württemberg), Pallottiner u. a. haben eigene Anstalten für solche Spätberufe. Jedes Haus und jeder Angehörige dieser Kongregationen gibt auf Anfrage bereitwilligst Auskunft über die zu erfüllenden Aufnahmebedingungen.

Bei der Werbung um künftige Missionsberufe denkt man fast ausschließlich an Missionspriester und Missionsschwestern; man vergißt die unentbehrlichen Laienbrüder.¹⁾ Ein arbeitswilliger und tüchtiger, religiös gefestigter Laienbruder ist die rechte Hand des Missionärs, recht verstanden, der Mittelpunkt, von dem alle Arbeitsleistung ausgeht und geregelt wird, er kann zum Teil einen Missionspriester ersetzen. Was helfen die herrlichsten Gedanken, wenn kein Finger sich rührt, sie in die Tat umzusetzen? Ehe der Missionspriester auf der neu zu begründenden Station zu wirken beginnen kann, muß fast immer der Bruder Maurer, Zimmermann, Ziegelschläger u. s. w. die nötigsten Anlagen herstellen, um Leben und Gesundheit der Europäer nicht nutzlos zu gefährden, um durch Viehzucht, Ackerbau, Plantagenanlage den Unterhalt der Station wenigstens in greifbarer Zukunft zu sichern, um Kirche und Schule für das herbeikommende Volk zu bauen. Fremde Kräfte sind immer teuer und vielfach überhaupt nicht zu haben, abgesehen davon, daß sie für An-

¹⁾ Vgl. hiezu: Festenberg-Padisch S. J., Im Dienste des Meisters. Düsseldorf 1926, Schwann (M. 1.—).

lagen nach Europäerart besten Falles Handsinger und Lehrlinge sind. Aus dieser Erkenntnis haben gerade die ältesten deutschen Missionshäuser Stenl und Sankt Ottilien eine Brüderschar, die jene der Patres um ein Mehrfaches übertrifft. Bei den Brüdern kommt oben-
 drein noch der günstige Umstand hinzu, daß sie vom ersten Augenblick ihres Eintrittes an schon werbendes Kapital sind, indem sie in der Oekonomie oder den Werkstätten des Missionshauses arbeiten, während der Student ein Jahrzehnt und darüber ein zehrendes Kapital darstellt. Tritt ein Bruderkandidat mangels an Beruf aus, so hat das Kloster in den seltensten Fällen einen Schaden; anders beim Studenten. Da ist — rein materiell gesprochen — der Verlust um so größer, je später er austritt, wenn auch moralisch der Austritt vielleicht als Gewinn zu buchen ist. Für den Bruderkandidaten ist bei einem Austritt erst recht kein Verlust da, falls er freiwillig unterdessen die etwaigen Versicherungsbeiträge im verlangten Mindestmaß an die Kassen abgeführt hat; er hat religiös gewonnen, hat wirtschaftlich im eigenen und vielleicht noch in einem verwandten Berufe gelernt. Manche Missionshäuser, wie z. B. St. Ottilien, haben auch eine Art Brüderseminar eingeführt, in das Zöglinge nach Abschluß der Volksschule oder Fortbildungsschule eintreten können. Diese lernen dann in den Werkstätten des Klosters ein Handwerk, erhalten auch fachlichen Unterricht und genießen eine religiöse Erziehung. Die Einrichtung hat sich nach anfänglichen Schwierigkeiten — es waren keine Vorbilder da, deren Erfahrungen man hätte zugrunde legen können — sehr bewährt. Heute sind diese Brüderzöglinge eine schätzenswerte Unterstützung der Laienbrüder und stellen einen guten Prozentsatz von Brüdern aus ihren Reihen. Gerade aus ihnen kann man infolge der längeren Vorbereitungszeit die künftigen Organisten der Mission und zum Teil auch Hilfskräfte für den Eingeborenunterricht heranziehen. Dadurch wird für den Priestermissionär eine sehr wesentliche Erleichterung geschaffen und er von Nebenarbeiten zugunsten seiner priesterlichen Hauptarbeit freigemacht. Infolge der längeren Ausbildungszeit können diese Kandidaten auch noch ein zweites Handwerk erlernen, darin die fachlichen Prüfungen ablegen und später dann als Lehrer an Handwerkerschulen Verwendung finden. Was so ein Bruder für eine Mission bedeutet, läßt sich schwer in Worte kleiden.

Welch ein hilfsmissionarisches Arbeitsfeld eröffnet sich da für missionsbegeisterte Priester, Seelsorgsgeistliche und Präses von Jugend-, Arbeiter-, Lehrlingsvereinen u. s. w.! Es gibt, Gott sei Dank, trotz Kommunismus und Sozialismus, noch wahre Perlen edler, schöner Seelen in all diesen Kreisen. Und selbst wenn der eine oder andere einige Schritte vom geraden Pfade abgewichen, die Gnade erzeugt auch heute noch Paulus- und Augustinusseelen, wenn sie auf ein williges, reutiges Herz stößt. Man hat in diesen Vereinen Büchereien, man hält Vorträge mit oder ohne Lichtbilder, man

spielt Theater, feiert Christbaumfeiern und Namenstage, veranstaltet Generalkommunionen u. s. w. Da einem missionsbegeisterten Priester sagen zu wollen, er solle Missionsbücher oder Zeitschriften einstellen, Missionsfragen der Gegenwart im Gespräch oder Vorträgen erörtern, Missionsstücke aufführen, als Namenstagsgeschenk oder aus der Christbaumverlosung den Monatsgehalt eines Katecheten oder den Betrag für den „Kauf“ eines Heidenkinds an ein Missionshaus abführen, als allgemeine Gebetsmeinung für die Generalkommunion die Katechumenen, die sterbenden Heiden u. s. w. angeben, das alles hieße Wasser ins Meer tragen. Besonders warm sei dem Seelsorger empfohlen, sich um die Missions-Studenten seiner Gemeinde anzunehmen, sie zu Spaziergängen einzuladen, ihnen passende Lektüre zu verschaffen u. s. w., denn die Ferien bilden erfahrungsgemäß Klippen für den Beruf. Arbeitet man mit Geduld und ohne jegliche Aufdringlichkeit planmäßig in dieser Weise, besonders durch regelmäßig erscheinende Missionszeitschriften, die im Notfall irgend ein Bezieher, nachdem er sie selbst gelesen, für diesen Zweck stiftet, dann wird man nach und nach Missionsinteresse und mit der Zeit wohl auch einen Missionsberuf erwachsen sehen. Ist man erst so weit, dann hat man lebendige Beziehungen zu einem Missionshaus. Liegt es nicht zu entfernt, kann der Verein gelegentlich einmal das ehemalige Mitglied besuchen. Uebrigens wird auch ohne das ein Missionshaus eine Bitte, dasselbe besuchen zu dürfen, kaum abschlagen. Das ist dann praktischer Anschauungsunterricht über „faule Mönche“, „tote Hand“, „verdummende Klerisei“, „Kadavergehorfam“ u. a.

Außer der Weckung von Berufen steht dem Seelsorger noch ein weites Wirkungsfeld offen. Daß er dann und wann eine Missionspredigt halten wird, wozu P. Guonder, P. Freitag u. a. wertvolle Vorlagen geliefert haben, ist selbstverständlich. Aber zwei- oder dreimal im Jahr ein wolkenbruchartiger Regen wirkt nicht so befruchtend wie ein sanftes Nieseln alle vierzehn Tage. Darum werden öftere Bezugnahme auf die Heidenmission,¹⁾ Anführung von Beispielen daraus (vgl. Fischer S. Beispielsammlung, Spieler Licht und Schatten) in Predigt und Katechese nachhaltigere Wirkung erzielen.²⁾ Die Pädagogik liebt ja auch Gegensätzlichkeiten. Wo bei den regelmäßigen Schulbeichten eine kurze Vorbereitung darauf in der Schule oder Kirche gehalten wird, kann der Vergleich mit der Heidenwelt die Erkenntnis von der Abscheulichkeit der Sünde fördern oder die Reue darüber vertiefen. In der unterdessen eingegangenen Passauer Theologisch-praktischen Monatschrift 1913, S. 713 ff., sind auch Hin-

¹⁾ Vgl. „Kirche und Kanzel“, Paderborn 1926, 3. Heft; „Hac loquere“ 1926, 12. Heft.

²⁾ In diesem Zusammenhange sei auch auf meine eben im Missionsverlag von St. Ottilien (Oberbayern) erschienene Schrift hingewiesen: „Der Missionsgedanke auf der Kanzel“, Missionsgedanken zu jeder Epistel und jedem Evangelium des Kirchenjahres.

weise gegeben, wie der Beichtvater beim Zuspruch und bei Auf-
erlegung der Buße für die Mission tätig sein kann. Der Beichtvater
hat das Recht zu bestimmen, in welcher Meinung die Buße zu ver-
richten ist. Wenn der Beichtandrang nicht zu groß ist, kann man doch
leicht zur Buße hinzufügen: Für die Heidenbefehrung, für die Täu-
finge in den Missionen u. s. w. Das ganze Missionswerk ist Sache der
Gnade; die Gnade will aber erbeten sein: „Bittet und ihr werdet
empfangen.“ Zehnmal mehr als Geld braucht man in der Mission
Gebet und Opfer und Opfer und Gebet. Der Missionär braucht es,
daß er nicht zusammenbricht oder verzweifelt, die Missionskandidaten
in der Heimat brauchen es, damit sie mutig den vom Herrn gewiesenen
Weg gehen, die bekehrten Neuchristen brauchen es, damit sie inmitten
einer heidnischen Umgebung standhaft bleiben, die Heiden brauchen
es, damit das Eis ihrer Herzen schmelze. Also beten, beten! Auch
das Brevier und andere Pflichtgebete kann man ganz oder theilwei-
e für die Mission aufopfern. Geld — auch wenn es nur ein Groschen
wäre — kann nicht jeder geben, besonders bei unserer gegenwärtigen
verzweifelten Wirtschaftslage, aber beten kann jedes, vom kleinen
Kind bis zum sterbenden Greis; und an Kreuzlein, die wir geduldig
hinnehmen und Gott für das große Werk der Heidenmission auf-
opfern können, ist auch kein Mangel. Also tragen, statt klagen! —
Zu den Missionsfesten oder Missionsvorträgen, deren Veranstaltung
dem Seelsorger oft ans Herz gelegt wird, sei nur bemerkt, daß hiezu
möglichst Vereine als Veranstalter gewonnen werden sollen. Warum
soll nicht ein Verein wie die Jungfrauenkongregation zu seinem
jährlichen Hauptfeste einen Missionär als Mushilfe bestellen und
zugleich um einen Missionsvortrag am Abend bitten? So zieht
man Laien zur Mithilfe an der Seelsorge heran und zugleich sichert
man das Gelingen des Festes, weil die Mitglieder es nicht nur als
Ehrensache ansehen, vollzählig zu erscheinen, sondern auch andere
zur Teilnahme an „ihrem“ Fest mehr oder weniger dringlich einladen.
Hat man dann erst einmal einen Herrn mit Lichtbildern in der
Pfarrei, so kann man sehen, ob nicht noch ein Vortrag für die Schul-
jugend oder in einem Spital oder Waisenhaus oder dergleichen
möglich ist. Ist auch der finanzielle Ertrag hievon null oder fast null,
so ist doch den Leuten eine kleine Freude bereitet worden, ihre
Erkenntnis der Sachlage ist vertieft worden, ihr Gebetseifer, ihre
Geduld gestärkt worden.

Hüten wir uns doch, die Mission zu sehr als Geldsache hinzustellen!
Gewiß kann der Missionär ohne Geld nicht wirtschaften. Das ist oft
die bitterste Not des Missionärs, daß er, um unsterbliche Seelen
retten zu können, von dem lumpigen Geld so abhängig ist. Aber
doch bleibt die Mission zunächst immer Gottes Sache, also Gnaden Sache
und erst in zweiter Linie Menschen Sache, d. h. auch Geldsache. Aus
dem ersten Grund muß man beten, aus dem zweiten opfern. „Zu-
nächst“, so heißt es in der Missionsencyklika Papst Pius' XI. (S. 13),

„suchet, daß ihr durch Wort und Schrift bei eueren Gläubigen die fromme Gewohnheit einführt und allmählich verbreitet, den Herrn der Ernte zu bitten, daß er Arbeiter in seinen Weinberg sende“ (Matth. 9. 38), sowie für die Ungläubigen die Hilfe des himmlischen Lichtes und himmlischer Gnade im Gebete zu erflehen. Wir denken da an eine regelmäßige, ständige und dauernde Übung: denn jeder sieht, daß eine solche regelmäßige Übung viel mehr bei Gottes Barmherzigkeit gilt und vermag als die ein- oder mehrmal angeordneten Einzelgebete.“ Damit ist nicht mehr und nicht weniger ausgesprochen, als daß das Gebet für die Mission zu den täglichen Pflichtgebeten gehört. Der Heilige Vater als ehemaliger praktischer Seelsorger gebietet dann autoritativ: „Deshalb würdet ihr Unseren Wünschen entsprechend und dem Empfinden und Sinn des Volkes durchaus angemessen handeln, wenn ihr z. B. dem Marianischen Rosenkranz und sonstigen Andachten irgend ein besonderes Gebet für die Missionen und zur Beteuerung der Heiden anschließen und beifügen laßt. Für diesen nämlichen Zweck möge man besonders die Kinder und Schwestern heranziehen und begeistern. Es ist nämlich Unser Wunsch, daß in den Heimen, in den Waisenhäusern, in den Schulen und Kollegien für Kinder, desgleichen in allen Häusern oder Klöstern von Schwestern **täglich** das Gebet zum Himmel aufsteige und so auf die vielen unglücklichen Menschen, auf die zahlreichen Heidenvölker (1100 Millionen gegen 360 Millionen Katholiken!!) Gottes Erbarmung herniedersteige“ (S. 15. Vgl. dazu auch Benedikt XV. a. a. O., S. 31 f.). Auch Benedikt XV. verlangte schon, um modern zu sprechen: organisiertes Massengebet: „Zur richtigen Erfüllung dieser Pflicht ist eigens das sogenannte Gebetsapostolat gegründet worden. Wir empfehlen dasselbe hiemit allen Guten und wünschen, daß niemand von der Beteiligung an ihm sich fernhalte und daß alle ohne Ausnahme am apostolischen Werke, wenn nicht durch die Tat, so doch durch ihren Eifer teilnehmen“ (S. 33).¹⁾

Wie Benedikt XV. (S. 35), so weist auch Pius XI. (S. 19 ff.) mit Nachdruck auf die großen Vereine hin, die die nötigen großen Geldmittel beschaffen sollen: Unio clerici, Verein der Glaubensverbreitung, Kindheit-Jesuverein, Werk des heiligen Petrus. Gerade letzteres, das die Heranbildung eines einheimischen Klerus zum Ziele hat, kann nicht warm genug empfohlen werden. Wie könnte der Priester, zumal jener, der selbst durch fremde Almosen sein erhabenes Ziel erreicht hat, besser seine Dankbarkeit für den Beruf zum Ausdruck bringen, als wenn er für andere Berufene sorgt, daß auch sie dasselbe heilige Ziel erlangen? Man sage nicht, zunächst muß man für die eigene Diözese sorgen! Wer einem Missionshaus Verufe

¹⁾ Näheren Aufschluß hierüber gibt das „Kloster der Visitation“ in Solothurn (Schweiz).

zuführt, führt sie auch der eigenen Diözese zu; denn erfahrungsgemäß bilden die Missionsgenossenschaften, wenn auch unbeabsichtigt, für die Heimatdiözesen annähernd ebenso viele Priester aus, als sie ihrem eigenen Hause zuführen. Viele, die im Laufe der Studien erkennen, daß sie nicht für die Mission geeignet sind, erfassen doch mit Liebe den heimatischen Seelsorgeberuf. Wer vollends für die Heranbildung eines einheimischen Klerus arbeitet, der spart wieder der Heimat Kräfte. Wo schon einheimische Priester wirken, braucht man keinen Europäer hinsenden. Während in Deutschland auf 20 Millionen Katholiken 22.000 Priester treffen, kommen auf annähernd ebenso viele Millionen Katholiken in den Missionsländern nur 12.000 trotz der ungeheuren Entfernungen und sonstigen Schwierigkeiten. Es wäre jährlich ein Zuwachs von mindestens 500 Priestern nötig, um in absehbarer Zeit systematisch das Heidentum ausrotten zu können. Bei 8300 europäischen Priestern betrug 1925 die Zahl der einheimischen 4400, von welcher letzteren an 4000 allein auf Asien entfallen. Die wenigsten treffen auf die amerikanischen Rothäute (6) und die Ozeanier (8). Die Lage der Mission ist bei diesem Mangel an Arbeitern schon so kritisch geworden, daß Kenner der Verhältnisse schon allen Ernstes geraten haben: um eine nachhaltigere Seelsorge der schon gewonnenen Christen und eine wirksamere Missionierung der Heiden zu ermöglichen, gebe man alle afrikanischen Missionen auf und werfe alle Kräfte nach Asien, wo in kürzester Zeit zu erwarten steht, daß die Völker mit hoher einheimischer Kultur die europäische Glaubenspredigt gänzlich ablehnen werden. Andere wollen umgekehrt Afrika als „jungfräulichen Boden“ erobern und an Asien verzweifeln. Wenn man bedenkt, daß China allein bei 440 Millionen Einwohner nicht ganz $2\frac{1}{2}$ Millionen Katholiken zählt, ist das menschlich begreiflich. Im Sinne der päpstlichen Rundgebungen und vor allem im Sinne des Missionsbefehles Christi kann es aber nur heißen: Das Eine tun und das Andere nicht lassen! Jedenfalls ergibt sich aus dem Gesagten die ungeheure Bedeutung des Werkes des heiligen Petrus, der Heranbildung einheimischer Priester und Ordensleute. Durch den Weltkrieg ist der Nationalitätsgedanke in die Völker geworfen worden, die europäische „Kultur“ hat sich den Eingeborenen von der denkbar schlimmsten Seite gezeigt, so daß wirklich große Gefahr besteht, daß bei neuerlichen Verwicklungen das Missionswerk in großen Ländern zusammenbricht. Die Protestanten sind uns hierin — natürlich bei ungleich leichteren Vorbedingungen — wesentlich voran. Mit 30.000 ordinierten europäischen Missionären (gegen 8300 katholische europäische Priester!) arbeiten nicht weniger als 150.000 ordinierte einheimische Missionäre (gegen 4400 katholische einheimische Priester, 830 einheimische Brüder und 11.100 einheimische katholische Schwestern) mit, für deren Ausbildung über 100 wirkliche Hochschulen zur Verfügung stehen. Es steht zu erwarten, daß infolge der machtvollen Rundgebungen Papst Pius' XI. zugunsten

einer einheimischen Hierarchie, wie sie in der Missionsenzyklika und in der Tatsache, daß er persönlich am 28. Oktober 1926 sechs Chinesen und im Frühjahr 1927 zwei Japaner zu Bischöfen konsekrierte, der Zugang zum einheimischen Klerus sich steigert, wenn Regierung und Volk sieht, daß die Eingeborenen nicht bloß Handlanger sind, sondern bei Eignung auch in leitende Stellungen vorrücken können. 1918 bis 1923 betrug er bloß 514 Priester. Diese Steigerung ist aber nur möglich, wenn den Missionsobern die nicht geringen Mittel zum Bau von Seminarien und zum Unterhalt der Seminaristen während einer mindestens zehn- bis zwölfjährigen Ausbildungszeit zur Verfügung stehen. In China allein müssen jetzt unbedingt aus amerikanischen Anleihemitteln 25 Priesterseminarien gebaut werden. Geld aufnehmen und Zinszahlen ist daheim schon manchem zum Ruin geworden, und erst gar in Missionen auf unsicherem Boden! Von diesem Standpunkt aus muß das „Werk des heiligen Petrus“ gewertet werden, dann wird jeder Priester sein Möglichstes zu seiner Förderung tun.

Groß ist die Not der Heidenwelt und die Stunde drängt; denn da und dort will es Abend werden. Der Mohammedanismus versucht die Religion der Afrikaner zu werden. Der Buddhismus macht ernste Anstrengungen unter Japans klug berechnender Förderung sich als die Religion, wenn nicht ganz Asiens, so doch Ostasiens einzuführen. Die größten Missionsgebiete der katholischen Kirche schweben in ernstester Gefahr, ihr verloren zu gehen. Da heißt es alle Kräfte mobil machen. Wenn Holland mit seinen 2½ Millionen Katholiken 3700 Missionäre (darunter 1500 Priester) und das kleine Belgien mit seinen kaum 8 Millionen Katholiken 2800 Missionäre (darunter 1250 Priester) und selbst Spanien, wo das Missionsinteresse erst nach dem Kriege festen Fuß zu fassen begann, schon an 700 Priester in der Heidenmission draußen stehen hat, dann ist Deutschland, das bei 20 Millionen Katholiken nur 3400 Missionäre (darunter 600 Priester) an der Missionsfront hat, stark im Hintertreffen. Da tut ein Marschall „Vorwärts“ bitter not. Geborener Werbeoffizier ist hier der Seelsorger; er steht in lebendiger Verbindung mit dem Volke, kennt seine Art. Mögen die vorstehenden schlichten Zeilen in recht vielen Priesterherzen den Eifer „für die heilige Sache der Mission“ (Pius XI.) wecken und fördern, damit bald ein Hirt und eine Herde werde!

Friedrich Ozanam, ein moderner Laienapostel.

Von P. Josef Hector O. M. I., Zinnakulata Kloster Teplice in Böhmen.

In unseren Tagen erweist sich das Laienapostolat immer mehr als ein dringendes Bedürfnis, zumal in den Großstädten. Da wird es den Lesern der Quartalschrift willkommen sein, wenn wir ihnen

in kurzen Zügen das Bild eines Mannes vorführen, der auf dem Gebiete des karitativen Wirkens, wie als katholischer Universitätsprofessor, Apologet und Soziologe gleich groß dasteht und dessen Seligsprechungsprozeß eingeleitet ist. Dieser Laienapostel ist Anton Friedrich Ozanam.

Friedrich Ozanam erblickte das Licht der Welt zu Venedig am 23. April 1813. Sein Vater, zuerst Offizier in einem Husarenregiment, verließ die Armee, um sich als praktischer Arzt dem Wohle der leidenden Menschheit zu widmen. Seine Mutter war eine jener Frauen, deren Leben geräuschlos dahinfließt in treuer Erfüllung der häuslichen und gesellschaftlichen Pflichten und im Gutes tun an den Armen. Beide Eltern waren tief religiös; ein lebendiger Glaube war das schönste Geschenk, das sie ihrem Sohne in die Wiege legten.

Als Friedrich drei Jahre zählte, verließ der Vater Italien, um sich in seiner Vaterstadt Lyon niederzulassen. Dort vertrauten die Eltern den reichbegabten Knaben dem Geistlichen Rousseau zur Erziehung an, der das königliche Gymnasium als Direktor leitete. Mit dem sechzehnten Lebensjahre stand der junge Ozanam am Ende seiner humanistischen Studien.

Mit dem Bekenntnisse des Glaubens und der religiösen Betätigung sah es unter der studierenden Jugend Lyons, wie anderorts in Frankreich, damals traurig aus. Von hundert Studenten erfüllten nur einige wenige ihre österliche Pflicht, und dies meist noch heimlich. Viele wurden von ihren Professoren gefragt, welcher Religion sie angehören wollten, und sie antworteten, „sie wollten es sich noch überlegen“; andere führten Reden, „worüber die Steine erröten mußten“. Es wurde viel vom Glauben und Unglauben geredet. Kein Wunder, daß auch der junge Ozanam von starken Glaubenszweifeln geplagt wurde. „Ich zweifelte“, schreibt er in einem Briefe vom 5. Jänner 1830, „aber“, so fährt er weiter, „ich wies die Zweifel zurück. Ich las alle Bücher, worin die Religion bewiesen war, doch keines befriedigte mich vollständig. Ach, wie litt ich! Ich wollte gläubig sein. Mein Glaube war nicht fest, aber ich wollte lieber glauben ohne Grund als zweifeln, weil das Zweifeln mich zu sehr quälte. So trat ich in die Philosophie ein. Die These über die Gewißheit brachte mich durcheinander; ich glaubte einen Augenblick an meiner eigenen Existenz zweifeln zu müssen.“ Doch Gott hatte dem rechtschaffenen Jüngling einen Engel zur Seite gestellt, Moirot, Professor der Philosophie, einen Priester nach dem Herzen Gottes, den seine Schüler selbst „einen großen Seelenbildner“ nannten. Moirot verstand es meisterhaft, aus seinen Zuhörern überzeugte und praktizierende Katholiken zu machen. Er unternahm also einige Spaziergänge mit Ozanam. Sie dienten der Glaubensbefestigung des Schülers. „Moirot“, schrieb dieser zwanzig Jahre später, „brachte so viel Licht und Ordnung in meine Gedanken, daß ich von da ab mit einer sicheren Gewißheit glaubte und, von einer

so seltenen Wohlthat durchdringen, Gott gelobte, mein Leben in den Dienst der Wahrheit zu stellen.“ Diese Glaubenskrise diente also nicht allein dazu, seinen Glauben zu kräftigen und zu erwärmen, sie wurde auch der Ausgangspunkt seines apologetischen Berufes; sie stimmte ihn milde und versöhnlich gegen jene, die nicht glauben. „Man wirft mir manchmal vor“, schrieb er einmal, „ich sei zu nachsichtig gegen jene, die nicht glauben. Wenn man durch die Qualen des Zweifels hindurchgegangen, würde man sich ein Verbrechen daraus machen, jene rauh anzufassen, denen Gott die Gnade des Glaubens noch nicht geschenkt hat.“

Der Sechzehnjährige begann sofort sein Gelöbniß auszuführen. Noirot gab eine kleine Zeitschrift, „Die Biene“, heraus, wozu seine Schüler die Beiträge lieferten. Ozanam wurde ein eifriger Mitarbeiter. Die Helden und Großthaten, die eine jugendliche Phantasie entzücken, Christoph Columbus, Wittenberg, Karl der Große, die Kämpfe gegen den Islam, die Eroberung Jerusalems u. s. w. sind in Prosa und Poesie besungen. Unter allen Aufzügen aber fallen fünf auf, die, auf Grund der Philosophie und der Geschichte, die Wahrheit der christlichen Religion dartun sollten. Spinoza und die französischen Philosophen der Aufklärung werden darin vernichtet. Ozanam folgerte: „Jünglinge, die ihr so glücklich seid, im Schoße der Kirche geboren und mit der Milch ihrer Lehre genährt zu sein, bleibt ihr treu! Durch das Licht der Philosophie und des Glaubens erleuchtet, wollen wir ein herrliches Geschlecht von wahren Weisen und Christen bilden!“

Als Lesestoff schlug Noirot den Physiologen Richeraud vor, dann Bacon, Locke, Plato, Descartes und Leibniz. Ozanam frohlockte vor Freude. „Christentum und Philosophie“, schrieb er an seinen Freund, „ich habe noch nichts gesehen oder empfunden, das sich für das Wohl der Menschheit so gut miteinander verbindet. Das soll die Lösung meines Lebens sein.“ In diesen Lesestoff stellte Noirot auch — für die damalige Zeit etwas Neues — ein Studium der Staats- und Wirtschaftslehre ein, worin Ozanam später so Großartiges leisten sollte. Der strebsame Jüngling ging aber nicht ganz in diesen Studien auf. Das Beispiel seiner Eltern, sowie der Wohltätigkeitsinn einiger seiner Lehrer bewogen ihn schon damals, die Armen aufzusuchen und karitativ tätig zu sein.

Nach Vollendung seiner Philosophie, Herbst 1830, trat Ozanam bei einem Notar zu Lyon in Dienst. Das Gelöbniß, den Glauben zu verteidigen, beschäftigte ihn auch hier weiter. Er plante, später eine großzügig angelegte Apologie der katholischen Religion, ihrer Wahrheit, Schönheit und Vortrefflichkeit herauszugeben, bewiesen durch das Alter der geschichtlichen, religiösen und sittlichen Anschauungen. Zu dem Zwecke begann er das Studium der hebräischen, italienischen, spanischen, englischen und deutschen Sprache, ein Studium, das er während seiner Universitätsjahre zu Paris vervoll-

ständigte. Er rechnete aus, daß er wohl siebzehn Jahre benötigte, um sein Unternehmen zu einem guten Ende zu führen. Doch schon bald sollte sich die Gelegenheit bieten, für seinen Glauben in die Schranken zu treten. Die Saint-Simonianer, Vorläufer unserer heutigen Kommunisten, waren aus Paris ausgewiesen und ließen sich in der Arbeiterstadt Lyon nieder. Sie versammelten das Proletariat, hielten Brandreden wider Besitz und Reichthum, prophezeiten den Tod des Christentums und versprachen dafür ein irdisches Paradies. Die Katholiken setzten sich kräftig zur Wehr, an ihrer Spitze — der junge Ozanam. Er veröffentlichte 1829 eine Broschüre von hundert Seiten unter dem Titel: „Nachdenkliches über die Lehre von Saint-Simon.“ Hier finden wir schon die Richtlinien der geplanten Apologie und zugleich einen warmen Aufruf zur christlichen Verbrüderung. Nachdem er sein Auge über den Sieg der Kirche in Deutschland mit seinen Konvertiten Friedr. v. Schlegel, W. V. Halles, Friedr. S. Stolberg, Ferd. Eckstein u. a., in England, Amerika u. s. w. hat schweifen lassen, ruft er aus: „Wie kurz ist doch der Blick und wie schwach der Geist, der da glaubt, dem Christentum die Leichenrede halten zu können, weil man zu Paris einige Kreuzbilder zertrümmert oder einige Prozessionen gestört hat! Was uns betrifft, so betrachten wir die gegenwärtige Zeitlage als das Ende des Zweifels, als die Stunde, da die Ueberzeugung an die Reihe kommt.“ Und jetzt wendet er sich an die Jugend: „Jünglinge“, spricht er, „ihr habt die ganze Leere der materiellen Genüsse verkostet, ihr empfindet, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, ihr hungert nach der Gerechtigkeit, ihr habt diese Speise in den Schulen der Philosophie und bei den modernen Aposteln gesucht. Aber nichts von all dem hat euer Herz gesättigt. Seht, der Glaube eurer Väter bietet sich euch an mit vollen Händen. Wendet eure Blicke nicht ab, denn er ist edel und jung, wie ihr, er altert nicht. Ewig neu, stellt er sich an die Spitze des menschlichen Fortschrittes, um das Menschengeschlecht zu seiner Vollendung zu führen.“ Von den Jugendlichen wendet er sich an das gereifte Alter. „Ich weiß wohl“, sagt er, „daß meine Sprache schwach und mein Geist noch kraftlos ist. Von einem Achtzehnjährigen darf man kein vollendetes Werk erwarten. Schreibt also das Lückenhafte darin nicht der Sache zu, um die es sich handelt, sondern meiner Jugend und meinem Unvermögen. Glaubt ihr aber, daß ich den Kampf würdig geführt habe, was vermöchten alsdann die Katholiken selbst, wenn ihre Kinder nicht fürchten, den Kampfplatz zu betreten.“

Herbst 1831 schickten die Eltern den hoffnungsvollen Sohn nach Paris, um die Rechte zu studieren. Ozanam aber wollte nicht allein studieren, er wollte für das Christentum werben, katholische Studenten um sich sammeln, sie dem Glauben erhalten oder wiedergewinnen. Die ersten Wochen fühlte er sich vereinsamt, weit von seiner Mutter, in einer Pension, in der die Tischgenossen „keine Christen und keine Türken“, das Abstinenzgebot übertraten. Er fühlte sich „ohne Stütz-

punkt in diesen Wirbel der Leidenschaften und menschlichen Irrtümer hineingeworfen“. Doch machte er bald Bekanntschaft mit hervorragenden Katholiken. Chateaubriand, Ballanche, Lamennais vor seinem Abfall, Lacordaire und Andreas Ampère wurden seine Freunde. Ampère, der zehn Jahre mehr den Naturwissenschaften als seinem Gott gedient hatte, war 1815 zum praktischen Christentum zurückgekehrt. Er veranlaßte den aufstrebenden Jüngling bei ihm Wohnung zu nehmen. Sein Sohn, Johann Jakob, ebenfalls ein gläubiger Christ, betrachtete ihn als seinen jüngeren Bruder. Unstreitig ist, daß beide, Vater und Sohn, auf Friedrich den nachhaltigsten Einfluß ausübten. Wußte der Vater ihn mehr für Gott zu begeistern — oft nahm er sein Haupt in seine Hände und rief aus: „Wie groß ist Gott, Ozanam, wie groß ist Gott!“ — so weckte der Sohn in ihm das Verlangen und den Mut, neben dem Rechtsstudium auch das der Literatur zu betreiben und dieses Fach an der Sorbonne zu belegen.

Und doch gab es für Ozanam Stunden der Leere und der Traurigkeit. Es fehlten dieser Apostelseele gleichgesinnte Genossen. „Wie gerne möchte ich Jünglinge um mich sammeln, die denken wie ich“, schrieb er an einen Freund, 29. Dezember 1831, „es gibt deren viele, aber sie sind zerstreut wie das Gold auf dem Düngerhaufen, und schwer ist die Aufgabe für den, der die Verteidiger unter eine Fahne scharen will.“ Er fand diese Genossen zu den Füßen des Katheders. Ungläubige Professoren an der Sorbonne oder sonstwo gossen das Gift ihrer Lehre bald in dreister, bald in gleißnerischer Weise über das Christentum und die Kirche aus. Da war einer z. B., der das Papsttum eine vorübergehende, jetzt aussterbende Einrichtung nannte und den Klerus beschuldigte, stets dem Despotismus gehuldigt zu haben. Ozanam protestierte laut gegen diese Angriffe. Das machte anderen katholischen Studenten Mut, sie gesellten sich zusammen und widerlegten teils mündlich, teils schriftlich die verleumderischen Anklagen. „Das nützlichste dabei ist“, sagte Ozanam, „der katholischen Jugend zu zeigen, daß man katholisch und zugleich vernünftig, die Religion und zugleich die Freiheit lieben kann, daß man diese Jugend aus dem religiösen Indifferentismus herausreißt und sie zu ernster Diskussion erzieht.“ Die Professoren nahmen ihre unwahren Behauptungen zurück, einer meinte sogar, „die Gemüter hätten sich gewaltig geändert, die Opposition wäre ganz katholisch“.

Die tapferen katholischen Studenten trafen sich also in den Hörsälen ungläubiger Professoren. Montalembert ermöglichte ihnen zudem gastliche Zusammenkünfte in seinem Hause, aber es war immer nur ein lockeres Band, das sie umschlang, es war nicht die Zusammenfassung der Kräfte und Verbrüderung der Herzen, wie sie Ozanam vorschwebten. Endlich konnte am 1. Dezember 1832 bei einem katholischen Journalisten, Bailly, ein literarischer Zirkel

gebildet werden, zu dem „alle Meinungen“ Zutritt hatten. Die Diskussionsfreiheit ward von vornherein gewährt. Obgleich die Aufnahmebedingungen ziemlich strenge waren, war der Zulauf ein starker. Die verschiedensten Fragen wurden behandelt, die religiöse trat dabei jedesmal in den Vordergrund. Die Meinungen plagten manchmal hart aufeinander, doch das Band der Liebe hielt die Herzen zusammen. Ozanam war die Seele dieser Versammlungen. Er bestätigt es in einem vertraulichen Briefe an einen Verwandten. „Man will“, schreibt er, „mich gewissermaßen zum Führer der katholischen Jugend dieses Landes machen. Ich muß an der Spitze aller Unternehmungen stehen, ist etwas schwieriges zu tun, so muß ich die Last tragen.“

Diese literarischen Zusammenkünfte genügten jedoch dem Eifer Ozanams nicht. Er strebte religiöse Vorträge an für die akademische Jugend in der Liebfrauenkirche zu Paris, zur Widerlegung der modernen Irrtümer. Juni 1833 unterzeichneten auf seine Veranlassung etwa hundert katholische Hochschüler eine Eingabe in besagtem Sinne an den Erzbischof. Ozanam und zwei andere Studenten überreichten sie „zitternden Herzens“ dem Kirchenfürsten. Quenlen empfing sie wohlwollend, aber dabei blieb es. Im folgenden Winter reichte unser Apostel eine neue Bittschrift mit zweihundert Unterschriften ein. Der Erzbischof versprach einen „Versuch“ zu machen. Auf den Vorschlag der Bittsteller jedoch, Combalot oder Lacordaire die Fastenpredigten anzuvertrauen, ging der Prälat nicht ein, er betraute vielmehr mit den Vorträgen sieben verschiedene Redner. Der Versuch schlug fehl. Das folgende Jahr jedoch sollte sich das Verlangen der Studenten erfüllen. Lacordaire erschien auf der Kanzel von Notre-Dame. Schon sein erstes Auftreten glich einem Triumph. Ueber fünftausend Männer füllten das Schiff der Kirche.

Während Ozanam so nach außen für die Befestigung und Vertiefung der Religion unter seinen Standesgenossen seine ganze Kraft einsetzte, läuterte und heiligte Gott seine Seele durch innere Prüfungen und Leiden. Bald fühlte er sich apathisch und träge, bald unschlüssig über seine Zukunft. Skrupeln lagerten sich auf seine Seele, Ekel überfiel ihn beim Anblick des Dünkels, der Unsittlichkeit und der Lieblosigkeit, die er um sich her gewahrte. Seine Qualen nahmen noch zu, wenn er seinen Beichtvater nicht auffuchen konnte. „Ohne die Hilfe meines geistlichen Führers“, sagte er, „wäre ich entweder zugrunde gegangen oder der Melancholie verfallen.“

* . . . *

Im Kampfe um die religiöse Frage, der sich im Lesezirkel abspielte, warfen die Anhänger materialistischer Weltanschauung den katholischen Studenten mit Vorliebe vor, das Christentum sei am Aussterben. „Ihr, die ihr euch rühmt, katholisch zu sein, was tut ihr?“ so fragten sie, „wo sind die Werke, die euren Glauben bestätigen, die

uns mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllen, uns veranlassen könnten, ihn anzunehmen?“ Diese und andere verletzende Ausfälle gegen ihre religiösen Gefühle legten Ozanam und seinen Freunden die Frage nahe, ob es nicht besser wäre, statt nur Kontroversenversammlungen zu halten, die gläubigen Studenten in einen karitativen Verband zusammenzuschließen, einerseits, um ihr Glaubensleben anzuregen, andererseits, um den Gegnern den Beweis der lebendigen Werkthätigkeit des Christentums zu liefern. „Wir sind“, schrieb diesbezüglich Ozanam, „zu Paris, wie Zugvögel, vom elterlichen Hause entfernt; über uns schwebt der Geier des Unglaubens und hascht nach seiner Beute. Wir sind arme Akademiker, im Schoße des Katholizismus groß geworden und unter eine törichte und sinnliche Menge geworfen, wir sind die Söhne christlicher Mütter, wir kommen einer nach dem andern in diese Stadt, wo der Unglaube sich mit unseren Verlusten zu bereichern sucht. Es handelt sich vor allem darum, daß diese schwachen Wandervögel sich unter einem schützenden Dache versammeln, daß diese jungen Köpfe einen Zusammenschluß für die Zeit ihrer Verbannung finden, daß diese christlichen Mütter weniger Tränen zu weinen haben und daß ihre Söhne ihnen wieder so heimkommen, wie sie dieselben hinausgeschickt haben. Das stärkste Band ist die Liebe, und die Liebe kann nicht im Herzen bestehen, ohne sich nach außen zu ergießen, sie ist ein Feuer, das ohne Nahrung erlischt, die Nahrung der Liebe sind die guten Werke.“ Bailly, der Konferenzvater, billigte den Plan, aber Pfarrer Olivier, in dessen Bezirk die jungen Leute wohnten, verhielt sich mehr als kühl. Er verhehlte ihnen seinen Skeptizismus nicht und schlug ihnen vor, lieber kleinen, verlassenen Knaben Katechismusunterricht zu erteilen.

Nun beschloßen die Freunde, sieben an der Zahl, unter sich, bei den Armen Hausbesuche zu machen und ihnen Lebensmittel zu verabreichen. Mai 1833 fand die erste Vereinsversammlung statt. Als eine der wichtigsten Satzungen wurde aufgestellt, daß keiner sich dieses Vereines bedienen dürfte zugunsten seines Vermögens oder seiner weltlichen Karriere. Zweck des Vereines sollte sein der Hausbesuch bei den Armen, sein Name „Karitas-Konferenz“. Man stellte sich von Anfang an unter den Schutz des hl. Vinzenz von Paul, doch wurde erst am 4. Februar 1834 der Beschluß gefaßt, ihn offiziell als Patron zu erwählen und vor jeder Versammlung anzurufen.

Aber wo waren die Armen zu finden? . . . Schwester Rosalie — wer kennt diese unermüdliche Mutter aller Armen und Elenden von Paris nicht? — wies ihnen die zu besuchenden Familien an und stand ihnen mit Rat und Tat bei. Das Werk war also ein gemeinsames Unternehmen, aber von Ozanam und einem Freunde eingegeben, von Ozanam zur Ausführung gebracht, von ihm und Bailly organisiert.

Die Mittel, die Armen zu unterstützen, zogen die „Vinzenzbrüder“ aus dem Erlös ihrer Arbeit. Sie benutzten ihre freien Stunden

um sich mit Uebersetzungen zu beschäftigen oder Zeitungsartikel zu schreiben. Eine wöchentliche Sammlung brachte außerdem jedesmal ein nettes Sümmchen ein.

In der dritten oder vierten Konferenz wurde die Frage aufgeworfen, ob neue Mitglieder aufzunehmen wären. Nach einer langen Debatte wurde die Frage bejaht. Die Zahl erhöhte sich bald auf fünfzehn Teilnehmer. Zu Beginn des neuen Schuljahres zählte der Verein fünfundzwanzig.

Kurze Zeit nach der oben erwähnten Unterredung, war auf Pfarrer Olivier Herr Jaudet als Seelsorger an St. Stephan gefolgt. Ihrem Grundsatz gemäß, in engster Fühlung mit der kirchlichen Behörde zu arbeiten, erstatteten ihm die Mitglieder jede Woche Bericht über ihr Wirken. Aber auch er war zurückhaltend. Am 27. Juni nun lud man ihn zu einer Konferenz ein. Er erschien, seine Stirne lag in Falten; doch je länger er zuhörte, um so freundlicher wurde er, zuletzt war er die Herzlichkeit selbst und hielt eine begeisterte Ansprache.

Das neue Werk hatte anfangs viel gegen Argwohn, Verdächtigung und Widerspruch zu kämpfen, aber es rang sich durch und erwarb sich die Achtung und Gunst aller Gutgesinnten.

* Sommer 1834 erweiterte der Verein seine Tätigkeit. In einem unweit gelegenen Gefängnis waren jugendliche Sträflinge untergebracht, die jedes religiösen Beistandes entbehrten. Der Gefängnisdirektor, selbst ein lauer Christ, sah jedoch gut ein, daß nur mit Hilfe der Religion diese verkommenen Knaben gebessert werden könnten. Er gestattete also gerne, daß der Verein die religiöse Belehrung dieser armen Häftlinge übernahm. Dieses dankbare Arbeitsfeld mußte später infolge des Verbotes einer freimaurerischen Regierung wieder aufgegeben werden, dafür aber wurden Lehrlingsheime übernommen, die stets eines der bevorzugtesten Werke des Vereines geblieben sind.

November 1834 war die Zahl der Mitglieder bereits auf hundert gestiegen. Man mußte daran denken, den Verein in mehrere Sektionen zu teilen. So meinte es wenigstens Ozanam mit einem Teil der Genossen. Die übrigen bekämpften diesen Vorschlag heftig, weil dadurch das Band der Eintracht und Freundschaft gelockert würde. Man kam zu keiner Verständigung. Da übernahm Bailly die Lösung der heißumstrittenen Frage. Er ernannte zwei Kommissionen, die sich dahin einigten, daß man gleichzeitig zwei Parallelversammlungen abhalten und nach denselben sich zu gemeinsamer Beratung zusammenfinden würde. Doch bald erwies sich dieses Uebereinkommen als unpraktisch. So entschloß man sich denn, die Sektionsitzungen wöchentlich abzuhalten, die allgemeinen Konferenzen jedoch nur jedes Vierteljahr. Bei der ersten allgemeinen Versammlung legte man die Statuten schriftlich nieder. Bailly wurde zum Generalpräsidenten erwählt, Ozanam, der diese Würde abgelehnt hatte, zum Präsidenten einer Sektion.

Ozanams Eifer war mit der Gründung des Vereines nicht zufriedengestellt, er wünschte ihn über das ganze Land zu verbreiten. „Ich möchte“, sagte er, „daß alle jungen Leute von Geist und Herz sich zu einem Werke christlicher Liebe zusammentun, um dem Volke zu helfen.“ Deshalb munterte er einen jungen Mann aus Nîmes auf, daselbst eine Konferenz zu gründen. Curnier konnte am 24. Oktober melden, daß dieselbe mit sieben Mitgliedern begonnen habe. Ozanam jubelte auf: „Gott und die Armen werden Sie segnen“, schrieb er zurück, „wie sind wir froh und stolz, solche Brüder mitzählen zu können. Sie sind das erste Echo unserer schwachen Stimme, andere werden folgen.“ Zugleich stellte er den Unterschied fest, zwischen der Pariser Konferenz, die an erster Stelle dazu diente, die katholischen Studenten zusammenzuhalten und jene auf dem Lande, deren erster Zweck die sittliche und materielle Unterstützung der Armen sein sollte.

Diese Ausbreitung wünschte der Gründer im Interesse des jungen Werkes selbst. „Wir wollen nicht, erkalten“, schrieb er November 1834, „wir wollen daran denken, daß nur in beständiger Entwicklung ein Erfolg möglich ist; nicht voranschreiten heißt so viel als fallen.“ Seine Erwartungen wurden schnell übertroffen. 1836 gab es schon acht Konferenzen, darunter eine zu Rom. Was Ozanam vor allem von den Teilnehmern verlangte, war Demut und Selbstverleugnung. „Diese Armen Jesu Christi“, sagte er, „sind unsere Herren und Meister. Wir sind nicht würdig, ihnen unsere kleinen Dienste zu leisten . . . Eine einzige Sache könnte uns aufhalten oder zugrunde richten. Das wäre die Verfälschung des ersten Geistes, ein Pharisäertum, das die Posaune bläst, ein Preisgeben der schlichten Einfalt, die unsere Anfänge leitete und uns das spätere Wachstum einbrachte.“

Nach Vollendung seines Rechtsstudiums ließ sich Ozanam 1836 zu Lyon als Rechtsanwalt nieder. Dorthin waren ihm mehrere Freunde, Vinzenzbrüder wie er, vorausgeeilt, hatten daselbst eine Konferenz ins Leben gerufen und ihn im voraus zum Präsidenten gewählt. Er nahm sich derselben mit gewohntem Eifer an, hatte aber bald mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Gute Katholiken meinten, daß diese jungen Leute einer liberalen Richtung zuneigten, daß ihre Bestrebungen außerdem den schon bestehenden Werken der mildtätigen Liebe schaden könnten. Ozanam entmutigte sich nicht, umsoweniger, als der bischöfliche Administrator der Erzdiözese sich entschieden auf seine Seite stellte.

Zu Lyon dehnte der Verein seine Tätigkeit auf die jungen Leute beim Militär aus, deren Dienstzeit sich damals auf sieben Jahre erstreckte. „Wir hätten niemals geglaubt“, berichtet Ozanam, „daß unter dem Soldatenrock so manches edle Herz schlägt, so viel Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Mutter, an die Eindrücke ihrer ersten heiligen Kommunion und an die guten Ermahnungen ihres Pfarrers zu finden wäre. Aber wie sind diese guten Gesinnungen zurückgedrängt durch die Menschenfurcht! Wie wird der äußere

Abfall im Herzen verurteilt, welche Gewissensbisse, welche guten Vorsätze! Wir bieten ihnen also ein Heim, wie wundern sie sich, ihre Kameraden auch daselbst zu treffen.“

Ozanam blieb zu Lyon die Seele des ganzen Vereines. Zahlreich sind die Briefe, die er in den fünf Jahren seines dortigen Aufenthaltes an den Vereinsvorstand zu Paris schrieb. Darin betont er immer wieder Zweck und Geist des Werkes. Mit genialem Blick sieht er schon 1836 die sozialen Kämpfe der Zukunft voraus und bezeichnet die Liebe als die Versöhnerin der Klassen.

* * *

Neben seiner Praxis als Rechtsanwalt betrieb Ozanam zu Lyon seine literarischen und Sprachstudien weiter. Von hier aus sandte er seine Doktoratsthese — sein Buch über Dante und die katholische Philosophie des dreizehnten Jahrhunderts — an die Sorbonne nach Paris und verteidigte sie daselbst erfolgreich am 7. Jänner 1839. Durch diese These und noch mehr durch seine Mitwirkung — 1840 — an einem „Wettbewerb der Vereinigung der schönen Wissenschaften“, dessen Preis der Siebenundzwanzigjährige wider alles Erwarten davontrug, wurde er bekannt mit dem Unterrichtsminister Viktor Cousin und Fauriel, der an der Sorbonne ausländische Literatur dozierte. Unterdessen hatte die Stadt Lyon für ihn schon eine Professur des Handelsrechtes errichtet, die er von 1839 bis Ende des Schuljahres 1840 bekleidete. Da erging an ihn — kurze Zeit nach dem Tode seiner Mutter — ein Ruf an die Universität von Paris. Fauriel wollte einen längeren Urlaub antreten und bedurfte eines Ersatzmannes an der Fakultät. Bewerber gab es in Menge, aber der Professor, der selbst ungläubig war, wollte keinen anderen als den jungen Ozanam. So bestieg denn dieser, als erster überzeugter Katholik nach vielen Jahrzehnten, an der Sorbonne den Lehrstuhl der ausländischen Literatur. Nach Fauriels Ableben, 1844, erhielt er, auf die gemeinsame Vorstellung der ganzen Fakultät den Lehrstuhl endgültig.

Als Universitätsprofessor fuhr Ozanam fort, sich mit der Festigung und Ausbreitung des Vinzenzvereines zu befassen. Mit der größten Entschiedenheit trat er dafür ein, daß die Armen ohne Unterschied der Konfession besucht würden. Er selbst war ein vorbildlicher Vinzenzbruder. An der Türschwelle der Armen legte er sein nachdenkliches Gesicht ab, freundlich betrat er das Gemach und begann mit der größten Einfachheit sich mit seinen Schülern zu unterhalten, aufzumuntern, gute Ratschläge zu erteilen, unter Umständen auch zu ermahnen. Mit den guten Worten verband er ein diskretes Almosen. Den Mitgliedern des Vereines erteilte er die heilsamsten Belehrungen. „Fragen wir die Arbeiter nicht“, sprach er, „ob sie die Almsüß besucht haben, sondern ob ihre Kinder in die Schule gehen, unterhalten wir uns mit ihnen über ihre Verhältnisse, ihre Kinder, ihre Pflichten. Sprechen wir nur dann von der Religion, wenn es sich wie von selbst

ergibt, um einen Kummer zu stillen oder auf die Vorlesung hinzuweisen. Wenn die Armen uns gut und teilnahmsvoll finden, kommen sie schon selbst mit Fragen und vertraulichen Mittheilungen. Ein ungestümer Eifer könnte statt Christen Heuchler hervorbringen."

Nach Rücksprache mit Jauriel entschied sich Ozanam über die Nibelungen zu lesen. Zu diesem Behufe machte er eine Reise nach Deutschland, um dort, an Ort und Stelle, die Heldentaten auf sein Gemüt einwirken zu lassen. Nach seiner Rückkehr, Dezember 1840, begann er seine Vorlesungen. Zwei Jahre behandelte er die deutsche Literatur des Mittelalters, drei Jahre die italienische und Dante, von 1845 bis 1846 die Anfänge der englischen. Nun zwang ihn die Krankheit, ein Jahr auszusetzen. Er benutzte seinen Urlaub nach Italien, um die Bibliotheken von Florenz, Rom, Venedig und Monte Cassino zu durchstöbern und seine „ungedruckten Dokumente zur Abfassung der Literaturgeschichte Italiens" mit heim zu bringen. Von 1848 ab, soweit sein Gesundheitszustand es zuließ, sprach „er von der Zivilisation im fünften Jahrhundert und von der Literaturgeschichte des barbarischen Jahrhunderts."

Ozanam bereitete seine Vorlesungen stets mit der größten Sorgfalt vor. Er sammelte eine Menge Stoff, analysirte die Werke, die er studierte, schrieb eine mehrere Seiten umfassende Uebersicht eines jeden Vortrages mit genauem Text aller anzuführenden Citate und übte ihn in vorgängigem lautem Selbstgespräch ein. Der Vortrag selbst war anfangs langsam, zögernd und unsicher. Ozanam, äußerst schüchtern, zitterte und war bleich vor Aufregung. Doch bald gewann die Zwerfsicht die Oberhand, die Beredsamkeit floss anmutig und gewaltig von seinen Lippen, sie war die Frucht der inneren Ueberzeugung und Wärme im Dienste der Wahrheit. „Es steckt eine solche innere Ueberzeugung in diesem Manne", bezeugt einer seiner Zuhörer, „daß er, trotz seiner Mängel, dich überführt und tief bewegt. Wenn man ihn hört, kommen einem die Tränen in die Augen." Seine Zuhörer hingen denn auch leidenschaftlich an ihm. Vor der Vorlesung holten ihn stets einige von seiner Wohnung ab, nach dem Unterricht begleiteten sie ihn zurück. Der leutselige Professor ließ sich fast kameradschaftlich zu ihnen herab. Als er 1852 vernahm, daß seine jungen Freunde es lebhaft bedauerten, seine Vorlesungen entbehren zu müssen, erhob er sich von seinem Krankenlager und schleppte sich mühsam an die Sorbonne. „Ich will meinen Stand ehren", sprach er zu ihnen, „unser Leben gehört Ihnen bis zum letzten Atemzug, ich werde in Ihrem Dienste sterben."

Inhalt und Ziel seiner Vorlesungen finden wir in der Vorrede seines größeren Werkes über die christliche Zivilisation im 5. Jahrhundert (1851). „Ich nehme mir vor", lesen wir dort, „die Geschichte der Literatur des Mittelalters zu schreiben, vom 5. Jahrhundert an bis zum 12., bei dem ich stehen bleibe. Aber in der Geschichte der Sprachen erforsche ich besonders die Zivilisation, deren Blüte sie

sind, und in der Zivilisation sehe ich hauptsächlich das Werk des Christentums; der ganze Sinn meines Buches ist also, zu zeigen, wie das Christentum es verstand, aus den Trümmern der Römer und den Volksstämmen, die sich auf diesen Trümmern niederließen, eine neue Gesellschaft zu gründen, die fähig wurde, das Wahre zu besitzen, das Schöne zu finden und das Gute zu tun.“ Ich kenne nichts, fügte er hinzu, „was übernatürlicher wäre und die Göttlichkeit des Christentums kräftiger bewiese, als den menschlichen Geist — zu den Zeiten der Einfälle der Barbaren ins Römerreich — gerettet zu haben.“

Dasselbe, apologetische Ziel verfolgt Ozanam in dem zweiten seiner größeren Werke „Germanische Studien“. „Es handelt sich darum“, äußerte er sich, „zu zeigen, daß Deutschland seine ganze Geistesgröße und Zivilisation der christlichen Erziehung verdankt, daß seine Höhe im Verhältnis zu seiner Verbindung mit der Christenheit stand. Ohne das Christentum, das von Rom zu ihnen kam, wären die Germanen unkultiviert geblieben.“

Der Verteidigung des Glaubens dienen auch die übrigen zahlreichen Publikationen des Dieners Gottes. Doch wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem großen Soziologen zu, der die Arbeiterfrage fünfzig Jahre vor dem Erscheinen der Enzyklika „Rerum Novarum“ erfaßte und im voraus im Sinne des päpstlichen Rundschreibens löste.

* *

Der ausschlaggebende Grund für Ozanam zur Stiftung des Vinzenzvereines war, wir haben es gesehen, teils die Vorwürfe ungläubiger Studiengenossen, das Christentum versage, zurückzuweisen, teils die christlichen Akademiker durch die Werke karitativer Liebe enger aneinander anzuschließen. „Kommen wir unseren Brüdern zu Hilfe“, rief er aus, „wie Christus es getan und stellen wir unseren Glauben unter den Schutz der Liebe.“

Derselbe Beweggrund des Glaubens und der Liebe bewog ihn, schon in seinen Vorlesungen über Handelsrecht zu Lyon (1839 bis 1840) die Frage des Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer anzuschneiden. Was die Völker bewege, meinte er, sei keine Personenfrage, keine politische, sondern eine soziale Frage. Die Arbeit, ein allgemeines Weltgesetz und eine Pflicht, hat ein Recht, das dieser Pflicht entspricht, den gerechten Arbeitslohn. Entweder ist der Arbeiter zu betrachten als ein Nützlichkeitsobjekt, aus dem man um den niedrigsten Preis, soviel als eben möglich, herauszieht oder er ist ein Teilnehmer und ein Gehilfe. Im ersten Falle ist es Sklaverei. Der Nützlichkeitsarbeiter bildet einen Teil des Kapitals, er ist ein Sklave. Deshalb sucht man die sparsamste Verwendung, man beschäftigt Frauen und Kinder in der Fabrik. Die Folge davon ist die Unterdrückung der Freiheit, die Ausschaltung der gerechten intellektuellen oder sittlichen Forderungen, der Niedergang des

Familienlebens und die Begünstigung des Malthusianismus. Im anderen Falle ist der Arbeiter keine Maschine, er wird wie ein menschlicher Mitarbeiter eingestellt; deshalb sind auch die Konsequenzen anders. Da wird der Lohn den drei Faktoren entsprechen, die der Arbeiter in den Dienst der Industrie stellt, Energie nämlich, Kenntnisse und Kraft. Der Energie entspricht ein angemessener Existenzlohn; den Kenntnissen, die ein Kapital darstellen, ein Abschlagslohn, d. h. ein Lohn, der es dem Arbeiter ermöglicht, seinen Kindern eine standesgemäße Erziehung und Weiterbildung zukommen zu lassen; der Kraft, die ein Kapital darstellt, das sich aufreißt, eine Alters- und Invalidenversicherung. Neben diesem natürlichen Lohn kann es aber noch andere Arbeitsverhältnisse geben, die einen höheren Arbeitslohn oder eine höhere Pensionierung bedingen.

Mit demselben sicheren Blick spricht Ozanam weiter vom übergroßen Gewinn des Betriebskapitals oder des Unternehmens, vom Klassenkampf, von den materiellen Schädigungen und vom Niedergehen der Arbeit. „Die Liebe soll in diesen Krisen vermittelnd eintreten, aber die Gerechtigkeit soll den Kämpfen zuvorkommen.“ Die Regierung soll nur vermittelnd und nur im Notfall eingreifen. Die Arbeiter sollen wie Mitteilhaber des Unternehmens sein. Die Ansicht des englischen Volkswirtschaftlers und Moralphilosophen Adam Smith, † 1790, macht er zu der seinigen: „Eine freigebige Entlohnung würde das arbeitende Volk in seinen eigenen Augen wieder aufrichten, seine Arbeitskraft verstärken, seine Betriebsamkeit anspornen, denn, wie jede menschliche Eigenschaft, erhöht sich diese durch den Wert der Ermutigung, die sie empfängt. Die Arbeiter würden sich die Arbeit wie ihre eigene Sache angelegen sein lassen.“

Herrliche Worte findet er für die Heimarbeit seiner Vaterstadt Lyon. „Dort erhält sich der sittliche Charakter des Arbeiters“, sagt er, „im häuslichen und väterlichen Leben. Er bewahrt den Kult der Gewohnheiten, die er von seinen Vätern empfangen, er kennt die Freuden des Herzens. Es ist ja wahr, daß auch die Vereinsamung ihre Gefahren hat und daß schädliche Einflüsse auch bis in die arbeitssamen Dachkammern dringen können, aber die Energie der Guten verhindert das Vordringen dieser Uebel.“

Die staatlichen Umwälzungen von 1848 überraschten Ozanam nicht, hatte er doch lange vorher den bemerkenswerten Satz niedergeschrieben: „Die Frage, die heute die Welt beschäftigt, ist eine soziale Frage.“ Als die Revolution ausgebrochen war, bemerkte er: „Hinter der politischen Revolution steht die soziale. Die Fragen, für die das Volk sich bewaffnet hat, sind Fragen der Arbeitsorganisation, des Arbeitslohnes und der Ruhe. Diesen Fragen kann man nicht ausweichen.“ Als im Juni der Bürgerkrieg in den Straßen von Paris wütete und General Baudon, der in den Reihen der bürgerlichen Nationalgarde für die Ordnung kämpfte, schwer verwundet davongetragen wurde, rückte Ozanam an dessen Stelle. Er war es auch,

der mit seinem Freunde Cornubel dem Erzbischof Affre nahelegte, als Friedensstifter zwischen die Kämpfenden zu treten. Affre unternahm den Schritt, Ozanam wich nicht von seiner Seite, bis der Erzbischof ihm gebot, zurückzubleiben. Der Friedensversuch kostete dem mutigen Seelenhirten das Leben. Eine Kugel streckte ihn nieder. Aber auch als zwei Tage später die Ruhe wieder hergestellt war, glaubte Ozanam nicht an das Ende des Kampfes. In einem Artikel der „Neuen Zeit“ warnte er seine Mitbürger. „Die Gefahr, der ihr nicht mehr auf der Straße begegnet“, schrieb er, „hat sich in die Dachkammern der Häuser geflüchtet. Ihr habt den Aufstand niedergeschlagen, es bleibt euch ein Feind, den ihr nicht genug kennt — das Elend!“ Und eindringlich beschwor er alle sozialen Gewalten, sich wirksam des Wohles der Kleinen und Schwachen anzunehmen.

Nach diesen Umsturztagen erhob sich eine Bewegung zur Abschaffung des Almosens, das man als beschämend für die Armen und als einen Mißbrauch unter den Katholiken hinstellte. Mit der ganzen Wucht seiner Beredsamkeit bekämpfte der Diener Gottes diese unchristliche Strömung. „Wenn ihr gegen die Mildtätigkeit eifert“, rief er aus, „schließet wenigstens die Türe vor den niedrigen Seelen zu, die sich mit Wonne eurer Worte bedienen werden, schließet sie aber besonders vor den Armen, machet ihnen das Glas Wasser nicht bitter, das wir ihnen reichen. Wir gießen das bißchen Del, das wir haben, in ihre Wunden, tröpfelt die Galle und den Essig nicht hinein!“ Er seinerseits träumte von einer karitativen Agitation unter den Christen; alle, die Gott mit irdischen Gütern gesegnet, sollten den Armen beispringen, sich aber nicht begnügen mit materiellen Unterstützungen, sondern vorzugsweise sich bemühen, sie zu unterrichten und sittlich zu veredeln.

Durch seine übermenschlichen Arbeiten in den besten Mannesjahren aufgerieben, mußte Ozanam 1852, noch keine vierzig Jahre alt, seinen Lehrstuhl in Paris verlassen, um von neuem in den sonnigen Gefilden Italiens Gesundung oder wenigstens Besserung zu suchen. Aber er kannte keine Schonung. Diesmal besuchte er alle auf seinem Wege liegenden Vinzenzkonferenzen. Die Vereine von Toulouse, Marseille, Vizza, Genua, Toscana, Florenz und Livorno vernahmen sein zündendes Wort. „Unser Verein“, schrieb er an einen vertrauten Freund, „nimmt einen großen Platz in den Sorgen und Tröstungen meiner Reise ein.“ Ueberall ermahnte er und munterte auf, durchzuhalten und die Armen und Unglücklichen um Christi willen zu lieben. . . Der südliche Himmel brachte dem Gebrochenen keine Besserung. Die Krankheit schritt unerbittlich voran. Ozanam fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging. Da traf er am 1. Mai 1853 seine letztwilligen Verfügungen und brachte dem Schöpfer das Opfer seines Lebens. „Wenn ich den Rest meines Lebens“, sprach er zu Gott, „dazu verwenden würde, die Armen zu besuchen, Lehrlinge und Soldaten zu unterrichten, wäre es dir recht, o Herr, und ließeſt

du mir dann die Freude, bei Frau und Kind alt zu werden? Vielleicht willst du es nicht, mich verlangst du! Siehe, o Herr, ich komme, deinen Willen zu erfüllen!“

Herbst 1853 kehrte der Todfranke nach Frankreich zurück, um in Marseille sich niederzulegen und nicht wieder aufzustehen. Dort empfing er die heiligen Sterbesakramente. Am 8. September abends, während seine Vereinsbrüder in einem Nebenzimmer beteten und weinten, richtete der Sterbende ein letztes Mal sein brechendes Auge zum Himmel. „Mein Gott, mein Gott“, seufzte er, „erbarme dich meiner!“ und seine Seele verließ ihre sterbliche Hülle. Die irdischen Ueberreste Ozanams ruhen in Paris in der Krypta der Kirche der katholischen Universität. Dort lesen wir auf seinem Grabdenkmal die Worte: „Hic in pace Fredericus Ozanam, Conquisitor juvenum in militiam Christi, princeps in societate S. Vincentii a Paulo instituenda.“ — „Varum sucht ihr den Lebenden unter den Toten?“

Ueber die Definierbarkeit der Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Mariä noch einmal.

Von Dr. Johann Ernst, Bamberg.

Gegenüber den Einwendungen, die der mit Recht geschätzte, leider inzwischen verstorbene Münchener Franziskaner-Theologe P. Parthenius Minges in dieser Quartalschrift (1925, S. 546 bis 557) gegen den Standpunkt des Schreibers dieser Zeilen in der Kontroverse über die Definierbarkeit der Corporalis assumptio Mariae erhoben hat, dürfte zum großen Teile das, was wir in demselben Jahrgang der Theol.-praktischen Quartalschrift (S. 34 bis 45; 260 bis 273) gegenüber Mattiussi ausgeführt haben, genügen. Wir können uns daher auf zwei Punkte beschränken, die in der gegenwärtig geführten Kontroverse noch wenig eingehend behandelt worden sind. Der erste Punkt betrifft die Stellung der alten Kirche zur Frage der leiblichen Himmelfahrt Mariä, der andere die Vorbedingungen zur Dogmatisierung der Corporalis assumptio.

I.

P. Minges gibt S. 547 zu, daß für die Corporalis assumptio „ein eigentlicher Schriftbeweis nicht geführt werden kann“, ebenso, „daß man von einer apostolischen Tradition im strengen Sinne nicht reden kann“. Aber er meint als auf einen sicheren Zeugen für das hohe Alter der in der Kirche verbreiteten Tradition von der leiblichen Aufnahme Mariä in den Himmel hinweisen zu dürfen auf die wohl schon im Anfang des 4. Jahrhunderts entstandene Schrift „Transitus Mariae“, trotz ihrer Aufführung unter den Schriften, die in dem unter dem Namen des Papstes Gelasius I. gehenden De-

cretum¹⁾ als „apokryph“ bezeichnet werden, als „libri, qui ab Ecclesia non recipiuntur“.

P. Minges meint (S. 548): „Daß das Buch als apokryph erklärt wurde, sagt doch zunächst nur, daß es nicht als heiliges und inspiriertes Buch wie die biblischen Bücher gelten kann.“

Minges interpretiert das „apokryph“ des Decretum Gelasianum in dem engen Sinne, in welchem das Wort heute so ziemlich allgemein gebraucht wird. Aber im genannten Dekret hat der Ausdruck „apokryph“ einen viel weiteren und umfassenderen Sinn. Grisar schreibt in seiner „Geschichte Roms und der Päpste im Mittelalter“, I. 735: „Eine ganze Serie von Büchern wird darin als verwerflich und ausgeschlossen vom Gebrauche der katholischen Kirche bezeichnet, nicht bloß biblische Apokryphen, sondern auch andere dogmatische und historische Schriften.“²⁾ Wenn es auch vielleicht zu weit gehen mag, wenn man das fragliche Dekret als „ältesten Index librorum prohibitorum“ bezeichnet hat³⁾ — es sind in ihm Bücher aufgeführt, die nach Grisar a. a. O. „in der That untadelhaft sind und deren Verfasser sich nur einen erborgten Namen gegeben haben“ —, so ist es doch richtig, daß das Dekret den im c. 4 verzeichneten Schriften jegliche Autorität und kirchliche Geltung abgesprochen und sie wegen ihrer zweifelhaften Glaubwürdigkeit vom kirchlichen Gebrauche ausgeschlossen haben will, und das genügt, um der Annahme, als ob im Transitus Mariae eine alte kirchlich anerkannte Tradition geboten sei, das Fundament zu entziehen und die Berufung auf dieses Buch als Zeugen für eine auf die Apostel zurückgehende Lehrüberlieferung als unstatthaft und unmöglich erscheinen zu lassen.

P. Minges eignet sich S. 548 die auch von früheren Verteidigern der Definibilität der Corporalis assumptio beliebte Scheidung zwischen den „altüberlieferten Bestandteilen“ des Transitus Mariae und den ihnen beigegebenen phantastischen Ausschmückungen der alten Tradition von der Auferstehung und Himmelfahrt Mariä an, so daß die Ablehnung des Transitus Mariae durch die kirchliche Autorität nur gegen diese letzteren Bestandteile der Schrift gerichtet und erfolgt wäre.

Aber diese Unterscheidung ist willkürlich. Im Decretum Gelasianum hat sie kein Fundament. Hier wird die Schrift einfachhin als kirchliche Lektüre abgelehnt und verurteilt. Und wir meinen, als

¹⁾ Das Dekret ist später von Gratian in sein Decretum aufgenommen und so ein Bestandteil des Corpus juris canonici geworden (als can. 3. Dist. XV).

²⁾ Vgl. Hefele, Konziliengeschichte II, 621: „Sofort werden in c. 3 die libri recipiendi der Kirchenväter, in c. 4 die libri apocryphi, qui non recipiuntur, aufgeführt und es werden hier diejenigen Bücher als apokryph bezeichnet, welche die römische Kirche verwirft, mögen sie unterschoben (eigentlich apokryphisch) oder echt sein.“

³⁾ Vgl. Hefele a. a. O. S. 618.

den besseren Interpreten der Stellung des *Decretum Gelasianum* zum *Transitus Mariae* den Verfasser des wohl aus dem 8. Jahrhundert stammenden pseudohieronymianischen Traktates *De assumptione B. Mariae* (*Cogitis me*) anerkennen zu müssen, der ausdrücklich und mit Namensnennung vor dem *Transitus Mariae* warnt mit den Worten (*Migne*, P. 1. 30, 123): „Wie und zu welcher Zeit und von welchen Personen ihr (der seligsten Jungfrau) heiligster Leib von dort (aus ihrem Grabe bei Jerusalem) weggenommen oder wohin er gebracht wurde, weiß man nicht. . . Wir überlassen das ganz dem lieben Gott, bei dem nichts unmöglich ist, als daß wir auf eigene Autorität hin etwas in unbesonnener Weise entscheiden wollen.“ Noch schärfer und klarer drückt sich die mit dem genannten pseudohieronymianischen Traktat etwa gleichalterige pseudoaugustinische *Somilie* 208 aus, wo es mit unverkennbarer Sündentung auf die Verurteilung des *Transitus Mariae* durch das *Decretum Gelasianum* heißt (n. 2): „*Hodierna die ad coelos assumpta fuisse traditur virgo Maria. Sed quo ordine hinc ad superna transierit regna, nulla catholica narrat historia. Non solum autem respuere apocrypha, verum etiam ignorare dicitur haec Dei Ecclesia.*“ Und mit einem weiteren deutlichen Fingerzeig auf die kirchliche Desavouierung des *Transitus Mariae* durch das *Decretum Gelasianum* heißt es a. a. O.: „*Et quidem sunt nonnulla sine auctoris nomine de ejus assumptione conscripta, quae, ut dixi, ita caventur, ut ad confirmandam rei veritatem legi minime permittuntur.*“ Zur Erklärung des oben zitierten „*quo ordine hinc ad suprema transierit regna*“, möge nachstehender Satz a. a. O. n. 3 dienen: „*Vera de ejus assumptione sententia haec esse probatur, ut secundum Apostolum, sive in corpore sive extra corpus, ignorantes, assumptam credamus.*“ Wenn also in derselben n. 3 vor der „*mendacitas*“ des unbekannten Autors des *Transitus Mariae* gewarnt wird, so gilt diese Zensur nicht bloß dem phantastischen Beiwerk, sondern direkt dem eigentlichen Kern des apokryphen Buches, dem Berichte der Auferstehung und leiblichen Himmelfahrt Mariä selbst.

II.

P. Minges gibt, wie wir oben gesehen haben, zu, daß für die *Corporalis assumptio B. Mariae* „ein eigentlicher Schriftbeweis nicht geführt werden kann“; er gibt gleichfalls zu, „daß man von einer apostolischen Tradition im strengen Sinne nicht reden kann“ (S. 547); er billigt das Zugeständnis Scheebens, daß „die Voraussetzung nicht ausgeschlossen ist, daß das Buch (*Transitus Mariae*) an irgend eine kürzer gefaßte Tradition sich angeschlossen, was aber entfernt nicht hinreicht, um das Dasein einer solchen zu beweisen“ (S. 548); er gibt ferner zu (S. 548), daß aus der Erwähnung der leiblichen Himmelfahrt Mariä in einigen alten, nicht in der ganzen Kirche, sondern nur in einzelnen kirchlichen Provinzen gebrauchten Litur-

gien ebensowenig ein stringenter Beweis gezogen werden könne, als die so „naheliegende Folgerung“ einerseits aus der hohen Würde der Gottesmutterchaft, anderseits aus der Tatsache der Auferstehung und Himmelfahrt ihres göttlichen Sohnes für die Tatsächlichkeit dieses Privilegs auch für Maria stringenter Natur ist (S. 549 f.); er gibt „unbedenklich“ zu, daß aus der unbefleckten Empfängnis keineswegs mit Notwendigkeit die Unverweslichkeit und leibliche Aufnahme in den Himmel folge, daß diese ein besonderes Privilegium der Gottesmutter darstelle (S. 550); er gibt zu, daß „die Dezenz- und Konvenienzgründe, die den Glauben an die leibliche Himmelfahrt Mariä mitveranlaßten“, „niemals eine volle und absolute Sicherheit erzeugen können“, „zumal die leibliche Aufnahme Mariä in den Himmel meistens nur eine *pia opinio* genannt wird, auch von Benedikt XIV.“ (S. 550) — und trotzdem hält er unsere Opposition gegen die Definierbarkeit der *Corporalis assumptio* für unrichtig, weil wir „an die Definierbarkeit einer Lehre zu hohe Anforderungen stellen, die zu weit zu gehen scheinen und den Offenbarungscharakter bereits definierter Dogmen in Frage stellen“ (S. 547, 551).

Wir haben in unserem Schriftchen S. 33 uns auf die Stelle in der dogmatischen Konstitution des Vatikanischen Konzils *De fide catholica* c. 3 berufen (Denzinger-Bannwart 1792): „*Fide divina et catholica ea credenda sunt, quae... ab Ecclesia sive solemnii iudicio sive ordinario et universali magisterio tamquam divinitus revelata proponuntur.*“¹⁾

Dieser Feststellung meint Rínges S. 551 mit dem etwas schwer verständlichen Einwurf begegnen zu können: „Aus diesen Worten scheint Dr Ernst zu viel herauszulesen. Das Konzil spricht nur von bereits als Dogma erklärten Sätzen, nicht aber von solchen Lehren, die erst Dogma werden sollen.“

Wir möchten jedoch meinen, von solchen Lehren, die Dogma werden, also als „*divinitus revelata credenda*“ erklärt werden sollen, müßte erst erkannt und vorher festgestellt werden, daß sie *divinitus revelata*, ein sicherer Bestandteil der göttlichen Offenbarung sind. Das kirchliche Lehramt schafft nicht unfehlbare Dogmen, sondern dekklariert und stellt (*quoad nos*) authentisch und unfehlbar fest, was

¹⁾ Wir wollten mit diesem Zitate beweisen, daß nicht alle in der Kirche allgemein angenommenen Lehrmeinungen und Ueberzeugungen schon deswegen den Charakter einer Glaubensüberzeugung und Glaubenslehre haben und haben müssen, sondern nur solche Lehren, welche als Offenbarungswahrheiten in der Kirche allgemein geglaubt, bezw. als solche vom kirchlichen Lehramte zum Glauben proponiert werden. Denselben Zweck hatte auch das Zitat aus Kleutgen (*Theol. d. Vorzeit* I², 115 f.): „Was die Theologen einstimmig für ein Dogma erklären, ist als solches zu betrachten. ... Wir reden nicht von dem Falle, wenn die Theologen, sei es auch in Glaubenssachen, eine Meinung, die sie für begründet halten, verteidigen.“

schon vorher in der göttlichen Offenbarung, sei es explicite oder implicite, als infallible Wahrheit enthalten und gegeben war.

Weder den Theologen, noch den eigentlichen Trägern des kirchlichen Lehramtes steht regulariter das Charisma der Inspiration zu Gebote, sondern nur die Gnade der göttlichen Assistenz, die ein eigenes Suchen und Mühen um die Erkenntnis, daß eine Lehre ein sicherer Bestandteil der göttlichen Offenbarung ist, nicht unnötig macht.¹⁾

Es hat sogar Theologen gegeben, die als notwendige Vorbedingung einer infalliblen päpstlichen Lehrentscheidung ex cathedra und deren Anerkennung reifliche Ueberlegung und sorgfältiges Studium der Glaubensquellen forderten, um aus ihnen die fragliche Entscheidung zu erheben und die sichere Ueberzeugung zu gewinnen, daß die betreffende Lehre in der Schrift oder in der auf die Apostel zurückgehenden Tradition explicite oder wenigstens implicite enthalten sei. Man hat mit Recht diese Anforderung abgelehnt,²⁾ weil dadurch die Zufälligkeit einer päpstlichen Entscheidung ex cathedra praktisch illusorisch gemacht, den Widerspenstigen die Ausflucht offen gelassen würde, die wesentliche Vorbedingung einer hinreichenden Untersuchung habe gefehlt, und weil die Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes überhaupt nicht von der in jedem Falle für sich allein ungenügenden menschlichen Anstrengung im Prüfen, Ueberlegen, Beraten und Beten abhängig sein kann, sondern in dem der Kirche verheißenen Beistand des Heiligen Geistes fundiert ist. Immerhin ist in dem Obigen das natur- und ordnungsgemäße Vorgehen bei einer lehramtlichen Entscheidung, einer dogmatischen Definition gezeichnet.

Darauf beruht auch das naturgemäße, von der Kirche ex. gr. auf den letzten zwei allgemeinen Konzilien praktisch anerkannte Recht, der theologischen Wissenschaft, zu der beabsichtigten Dogmatisierung ihr *Notum* abzugeben, wenn dieses *Notum* auch kein *votum decisivum*, sondern nur ein, immerhin nicht leicht zu nehmendes, *votum consultativum* ist.

Es wäre ein offenerbarer Monsens, ja ein offenerbarer Mißbrauch der kirchlichen Lehrgewalt, wenn deren Träger von den Gläubigen eine jeden Zweifel ausschließende Zustimmung zu einer Lehre „als von Gott geoffenbart“ verlangen wollte, ohne selbst eine sichere Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß diese Lehre wirklich ein Bestandteil der in Schrift und Tradition objektiv vorliegenden göttlichen Offenbarung ist. Eine aus den Offenbarungsquellen gewon-

¹⁾ Heinrich, Dogmat. Theologie II, 229: „Es müssen die Träger des (kirchlichen) Lehramtes in ihrer Lehr- und Richterthätigkeit selbstthätig sein . . . Um daher zu lehren oder über Streitfragen, welche die Glaubens- und Sittenlehre betreffen, zu entscheiden, müssen sie jene menschlichen Thätigkeiten setzen und jene Mittel anwenden, wodurch auch jeder Gläubige die christliche Wahrheit und ihren wahren Sinn zu erkennen vermag: Gebet, Erforschung der Schrift und Ueberlieferung, Nachdenken. Da sie nicht eine neue Offenbarung oder eigentliche Inspiration empfangen, sondern lediglich das Glaubensdepositum bewahren und tren erklären sollen, so müssen sie die Quellen, worin dieses Depositum enthalten, genügend erforschen.“

²⁾ Vgl. Phillips; Kirchenrecht II, 339 f.; Nisius in der „Zeitschrift f. kath. Theol.“ 1914, S. 17 f.; Scheeben, Dogmatik I, 212.

nene Probabilität für eine Lehre kann wohl eine „*opinio pia*“ fundamentieren,¹⁾ nie aber die Grundlage für eine dogmatische Glaubensüberzeugung, für eine dogmatische infallible Lehrentscheidung bilden. Was objektiv in dem apostolischen Glaubensdepositum nur als Probabilität, als eine bloß wahrscheinliche Offenbarungswahrheit vorhanden war und ist, kann von der Kirche niemals als sichere Glaubenswahrheit definiert werden.

Nicht bloß das Verlieren einer in der apostolischen Predigt objektiv gegebenen Wahrheit, auch das Hinzufügen einer im depositum fidei nicht (auch nicht implicite) vorhandenen Lehre wäre eine Veränderung der zur treuen Bewahrung in die Hände der Kirche gelegten Offenbarungswahrheit. Gewiß kann der im apostolischen Glaubensdepositum bloß implicite gegebene Glaubensinhalt im Laufe der Zeit explizit werden, aber diese Entwicklung und Entfaltung muß mit einer gewissen Naturnotwendigkeit geschehen. Man hat zutreffend hier das Bild von der Entwicklung der Pflanze aus dem Samenkorn gebraucht.²⁾ Die ganze Pflanze und jeder Teil derselben entfaltet sich mit Naturnotwendigkeit, mit einer stringenten Logik sozusagen, aus dem Samenkorn. Was nicht bereits im Samenkorn grundgelegt und präformiert ist, ist als eine Mißbildung zu betrachten. Ebenso muß die Entwicklung des Glaubensbewußtseins in der Kirche aufgefaßt werden.

Das ist die Lehre der angesehensten Theologen älterer und neuerer Zeit.

So schreibt Scheeben (Dogmatik I, 207): „Weil es sich bei der autoritativen Lehrbestimmung zwar um einen Akt der Jurisdiktion, aber um einen Akt richterlicher Jurisdiktion handelt, so setzt derselbe naturgemäß in dem Urheber der Bestimmung eine sichere Erkenntnis der Beweise für die aufzustellende Wahrheit . . . voraus. . . . Was vor allem das Verhältnis der Erkenntnis zum Urteil selbst . . . betrifft, so wäre offenbar ohne solche Erkenntnis das Urteil ein unbefugtes und verwegenes.“³⁾

¹⁾ Minges argumentiert S. 552: „Manche Theologen fügen noch hinzu, daß die Leugnung (der *corporalis assumptio*) gottlos, verwegen, gotteschändend u. s. w., also sündhaft sei. Das würde sie doch nicht sein, wenn es sich um eine rein auf menschlicher Autorität beruhende fromme und probable Meinung nach ihrer Ansicht handeln würde.“ Daß die „fromme und probable Meinung“ von der leiblichen Himmelfahrt Mariä auf bloß menschlicher Autorität beruht, ist nach unserer Kenntnis noch von keinem Theologen, der in unserer Frage Autorität besitzt, behauptet worden, wenigstens nicht in der neueren Zeit. Die „*pia et probabilis opinio*“ von der leiblichen Himmelfahrt Mariä hat sehr ernsthaft zu nehmende theologische, also auf die göttliche Offenbarung zurückführende Gründe für sich, nur haben dieselben nach dem Urteil angesehener Theologen nicht die ausreichende Kraft, um eine sichere, jeden Zweifel ausschließende Glaubensüberzeugung zu gewährleisten.

²⁾ Vgl. Vinzenz von Lerin, *Commonitorium* c. 23, al. 31.

³⁾ Bei Matriussi *Utrum corporea Virginis assumptio ad fidei catholicae depositum spectet, disputatio* (S. 50) lesen wir: „Non ad obtinendam

Auch Suarez und Benedikt XIV. verlangen strenge Beweise als Vorbedingung für eine infallible Glaubensüberzeugung, für ein Dogma. Nach Suarez (In P. III, qu. 37, a. 4, disp. 21, sect. 2, n. 9) ist die Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Mariä deswegen nicht *de fide*, weil einmal keine Definition derselben durch die Kirche vorliegt, und weiterhin auch kein Zeugnis für dieselbe aus der Heiligen Schrift und auch keine ausreichende Ueberlieferung, welche einen unfehlbaren Glauben begründen könnte (*nec est testimonium Scripturae aut sufficiens traditio, quae infallibilem faciat fidem*). Aus demselben Grunde¹⁾ und unter Anführung des zitierten Suarezschen Textes erklärt Benedikt XIV. (De festis P. II, c. 8, n. 18) die Corporalis assumptio bloß für eine „*pia et probabilis opinio*“, wenn auch sonst so viele Gründe für dieselbe sprechen, daß es eine Verwegenheit, eine Unfrömmigkeit,²⁾ eine Anstößigkeit

definitionem (corporeae Virginis assumptionis) evidens ejus continentiae (in revelatione divina) demonstratio necessaria est. Modo enim prudens judicium de revelatione ipsa eam veritatem continente efformari queat, jus habet et potestatem, qui Ecclesiae praees, decernendi, quid credere oporteat. Ad hoc promissam habet Dei assistantiam, ne videlicet in iudicando secundum ea, quae prudenter dignoscuntur, Ecclesiam decipiat.“ Nimmt man „Evidenz“ im strengen Sinne des Wortes, nämlich als die vollkommene Klarheit des Sachverhaltes, die keinen dunkeln Rest zurückläßt und darum den Intellekt zur Zustimmung nötigt, so kann man Mattiussi beistimmen. Es ist gewiß für die Definition einer Lehre nicht jene „Gewißheit verlangt, welche allen einleuchtet und alle zur Beistimmung zwingt“ (Mattiussi a. a. D.). Es ist auch daran kein Zweifel, daß Gott nicht zulassen wird, daß die höchste Lehrautorität die Kirche um die Wahrheit betrügt. Aber nicht können wir Mattiussi recht geben, wenn er weiter konkludiert: „Etsi ergo probabiliter tantum in fidei deposito Assumptionem contineri ostenderemus, bene tamen et pie Pontificis sententiam praestolari liceret, et Pontifex eam ferendi jus haberet.“ Gewiß würde die göttliche Vorsehung eine Irreleitung der Kirche auf jeden Fall zu verhindern wissen, aber der Träger des obersten kirchlichen Lehramtes würde schwer sündigen, wenn er etwas nur wahrscheinlich im depositum fidei objektiv Enthaltene und Nachweisbares als sichere, unfehlbare Offenbarungswahrheit ex cathedra zu verkünden versuchen würde. Das Weitere über diesen Punkt siehe unter Nr. III, S. 539 ff.

¹⁾ Es ist eine verkehrte Exegese, wenn man behaupten will (vgl. „L'Assunta“ vom 15. August 1923, S. 119), Benedikt XIV. nenne bloß deshalb die Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Mariä eine „*pia et probabilis opinio*“, weil sie noch nicht definiert ist, bezw. zur Zeit Benedikts XIV. noch nicht definiert war.

²⁾ Auch Minges übersetzt (S. 557; vgl. S. 555) das „*impium*“ bei Benedikt XIV. mit „gottlos“, trotz der Remonstration in unserem Schriftchen S. 9, Anm. 2. Diese Schärfe der Bedeutung ist dem fraglichen technischen Ausdruck fremd. Das zeigt die Gegenüberstellung zu „*pia et probabilis opinio*“ bei Benedikt XIV. a. a. D. und die Gegenüberstellung in der von Benedikt XIV. a. a. D. mit Billigung zitierten Stelle aus Joh: „*Impius, blasphemus, stultus et mentis omnino expers, qui tam piam religiosamque sententiam rejicere impugnareve auderet*“, sowie die Stelle bei Suarez (a. a. D.): „*Est jam nunc tam accepta haec sententia, ut a nullo pio et catholico possit in dubium revocari aut sine temeritate negari*.“ Diese Belegstellen bestätigen die Auffassung bei Heinrich, Dogmat. Theol. II, 618:

(scandalum), eine Torheit und ein Unverstand wäre, von dieser Lehrmeinung abzuweichen.

Man sage nicht, dieser Vorbehalt und diese Vorbedingung der ausreichenden, sicheren Bezeugung gelte wohl für den einzelnen Theologen oder auch für den einzelnen Gläubigen, der vorkommendenfalls für sich (oder andere) seine Glaubensüberzeugung in diesem oder jenem Lehrpunkte zu bilden habe, nicht aber für das kirchliche Lehramt. Denn, wie wir oben gesehen, müssen die Träger des kirchlichen Lehramtes, wenn sie für die Gesamtheit der Gläubigen die dogmatische Wahrheit definieren, die Glaubenspflicht feststellen wollen, ordnungsgemäß denselben Weg gehen und dieselben Mittel gebrauchen, wie die einzelnen Theologen, bezw. Gläubigen, wenn sie für sich (oder andere) den infalliblen Glaubensinhalt und die Glaubenspflicht feststellen wollen.

P. Minges macht S. 552 ff. geltend, daß „die Kirche Lehren als Dogma definiert hat, die Jahrhunderte hindurch ausdrücklich verworfen oder mehr oder minder als häretisch bekämpft wurden“. Ja, die Bestreitung einer Lehre durch eine größere oder geringere Anzahl von Theologen auch „Jahrhunderte hindurch“ macht eine dogmatische Definition durch die Kirche allerdings nicht unmöglich, vorausgesetzt, daß die Kontroverse im Laufe der Zeit durchschlagende Argumente zu Tage gefördert hat, durch welche die betreffende These bezüglich ihres Offenbarungscharakters solche Klarheit und Festigkeit erlangt, daß sie vom kirchlichen Lehramt gegen abweichende Meinungen geschützt und endlich förmlich und feierlich als von Gott (sei es explicite oder nur implicite) geoffenbart deklariert werden konnte. Wären derartige stringente Beweise für den Offenbarungscharakter der Corporea assumptio Mariae im Laufe der durch die bekannten Anträge auf dem Vatikanischen Konzil eröffneten Dogmatisationsbewegung zu Tage getreten, so würde der postulierten dogmatischen Definition kein Hindernis im Wege stehen.

III.

Ernster zu nehmen als die Einwendungen P. Minges' ist die Einrede, welche der Münchener kenntnisreiche Theologe Nikolaus Paulus gegenüber unserem Standpunkt in der Frage über die Definierbarkeit der leiblichen Himmelfahrt Mariä in der „Zeitschrift für katholische Theologie“ 1924, S. 633 f., erhoben hat.

Paulus gibt zu, daß wir „in Anschluß an Suarez mit vollem Rechte betonen, daß weder die Heilige Schrift noch die kirchliche Ueberlieferung solche Zeugnisse darbieten, welche hinreichen, um der Lehre von der Himmelfahrt Mariä die Qualität eines Glaubensartikels zuzusprechen“, aber er bemerkt, Suarez habe der

„Die propositio impia verstößt gegen die Gott schuldige pietas, die fromme Ehrfurcht und kindliche Liebe und Dankbarkeit.“

diesbezüglichen Darlegung die „wichtige Bemerkung“ beigelegt. „Atque ideo videtur habere (sententia de corporali assumptione B. Mariae) eum gradum certitudinis, quem habet alia veritas super tractata de sanctificatione in utero matris“ (In p. III S. Thom., qu. 37. a. 4, disp. 21, sect. 2, n. 9). Von der Heiligung Mariä im Mutterschoße, d. i. von der unbefleckten Empfängnis Mariä, handelt Suarez an einer anderen Stelle desselben Werkes (In p. III, qu. 27, a. 2, disp. 3, sect. 6, n. 4) und sagt, daß dieselbe von der Kirche als Dogma erklärt werden könne, wenn dieselbe eine solche Definition für zweckmäßig erachte (posse definiri ab Ecclesia, quando id expedire judicaverit).¹⁾

Aber wie ist diese Auffassung Suarez' in Harmonie zu bringen mit der klaren Lehre des großen Theologen, daß weder Schrift noch Tradition ein genügendes Zeugnis biete, um die Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Mariä als unfehlbare Offenbarungswahrheit zu verbürgen (quae infallibilem faciat fidem)?

Um dem Leser ein selbständiges Urteil zu ermöglichen, setzen wir die ganze hier in Betracht kommende Darlegung Suarez' hieher: „Haec veritas (de immaculata conceptione Virginis) est supernaturalis, multum referens ad Ecclesiae utilitatem et pietatem, et pervenire res potest ad eum statum, in quo absque nova et explicita revelatione habeat Ecclesia sufficientia motiva ad veritatem hanc definiendam, ex implicita et tacita Dei revelatione sibi sufficienter proposita; ergo: Antecedens declaratur, quia saepe Ecclesia sua auctoritate, assistente sibi Spiritu sancto, similes controversias definivit absque nova revelatione expressa, ut potest manifestis exemplis ostendi, in quaestione de habitibus infusis, de canonica auctoritate aliquorum librorum sacrae Scripturae, de carentia omnis peccati venialis in ipsamet Virgine. Addi potest exemplum de resurrectione ejus et de gloriosa assumptione et de sanctitate nativitatis ejus, ex his enim aliqua jam sunt de fide, alia vero sunt fidei proxima, et nullus dubitat,²⁾ quia tandem possint definiri. Ad hanc definitionem satis est, ut aliqua supernaturalis veritas in traditione vel Scriptura implicite contenta sit, ut crescente communi consensu Ecclesiae, per quam saepe Spiritus sanctus traditiones explicat vel Scripturam declarat, tandem possit Ecclesia definitionem suam adhibere, quae vim habet

¹⁾ Unmittelbar vorher (n. 3) referierte Suarez die Ansicht von Cajetan und Melchior Canus: „sententiam de immaculata Virginis conceptione ... (esse) ita incertam, ut nulla ratione possit Ecclesia illam definire.“

²⁾ Die von Paulus geführte Zitation dieser Stelle ist geeignet, die Anschauung zu erwecken, als ob diese scharfe Formulierung einen direkten Bezug auf die Lehre von der Corporalis assumptio Mariae hätte. Aber Suarez sagt hier nur, wie der Kontext ausweist, daß unter den angeführten Lehrpunkten (ex his) einige bereits de fide, einige fidei proxima seien; und daß in bezug auf diese niemand zweifle, daß sie von der Kirche definiert werden können. Daß die Corporalis assumptio nicht de fide ist, erklärt Suarez ausdrücklich (In P. III, qu. 37, a. 4, disp. 21, sect. 2, n. 9). An gleicher Stelle referiert Suarez, ohne dagegen Stellung zu nehmen, die Ansichten hervorragender Theologen, wie Toftatus, Cajetan, Canus, Corduba, daß die Lehre von der leiblichen Himmelfahrt Mariä „pia sententia“, „probabilis“ oder „probabilior sententia“ sei, er kann also diese Lehre auch nicht für „fidei proxima“ gehalten haben, und noch viel weniger konnte er sagen wollen, niemand zweifle daran, daß die Kirche diese Lehre zum Dogma erheben könne.

cujusdam revelationis respectu nostri, propter infallibilem Spiritus sancti assistentiam. Quod autem haec veritas (de immaculata conceptione Virginis) hujus ordinis sit, facile hoc modo declaratur. Quia saepe in Scriptura indicata est, ut vidimus; deinde ab antiquissimis Patribus et ut creditur, etiam ab Apostolis est tradita. Ad haec universali Ecclesiae consensione paulatim recipitur, non sine magno animarum fructu, nec sine motu, ut creditur, Spiritus sancti, qui plenitudinem gratiae Virginis ita esse intelligendam, sensim Ecclesiam docet. Potest igitur hic Ecclesiae consensus ita crescere, ut tandem possit Ecclesia absolute et simpliciter rem definire.“

Wir meinen uns nicht zu täuschen, wenn wir Suarez' Gedanken dahin, wie nachstehend, auffassen.

Suarez verneint es, daß auf dem gewöhnlichen Wege und mit den gewöhnlichen Mitteln, über welche die von der regelmässigen Assistenz des Heiligen Geistes unterstützte Theologie verfügt, ein vollgültiges, sicheres Zeugnis für die Corporea assumptio als von Gott geoffenbarte Wahrheit aus der Heiligen Schrift und der kirchlichen Tradition gewonnen werden könne. Aber neben dem gewöhnlichen Wege und außer der regulären Assistenz Spiritus sancti kennt er noch einen außerordentlichen Weg und eine außerordentliche, die reguläre Assistenz ergänzende und überragende Mithilfe des Heiligen Geistes, welche keine neue Offenbarung uns gibt, aber das, was in der göttlichen, den Aposteln und der Kirche zur Bewahrung und Uebermittlung an die Menschheit übergebenen Offenbarung ursprünglich und implicite enthalten war, aber für uns mit den gewöhnlichen uns zur Verfügung stehenden Erkenntnismitteln nicht mehr erkennbar und nachweisbar (ex implicita et tacita revelatione) ist, der Kirche in außerordentlicher Weise durch eine Quasi-Inspiration oder Quasi-Offenbarung in Erinnerung ruft, im Einklang mit der zunächst den Aposteln gemachten Verheißung des Herrn: „Der Heilige Geist wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“¹⁾

Daß die „Fülle der Gnade“, die der Gottesmutter verliehen war, auch die unbefleckte Empfängnis einschlicße, war wohl in der ursprünglichen, den Aposteln übergebenen Offenbarung enthalten, aber uns aus den uns überkommenen Glaubensquellen nicht mehr erkennbar und nachweisbar, und hier hat der Heilige Geist in besonderer Weise der Kirche das alte Glaubensgut in Erinnerung gebracht.

Auf diese Weise konnte es auch geschehen, daß der Kanon der heiligen Schriften durchaus und zweifellos feststeht wie ein anderer unfehlbarer Glaubensartikel, ohne daß es der wissenschaftlichen Theologie möglich wäre, einen vollständigen, stringenten Beweis dafür zu führen, daß alle dem heutigen Kanon angehörigen Schriften

¹⁾ Jo 14, 26: „Paracletus autem Spiritus sanctus, quem mittet Pater in nomine meo, ille vos docebit omnia et suggeret vobis omnia, quaecumque dixerō vobis“ (ὁ παρακλητὴς ἅγιος πνεῦς ὃν ἐπεὶ ἐγὼ ἐξέλω).

in allen ihren Bestandteilen durch die göttliche Offenbarung als inspiriertes Gotteswort beglaubigt sind. Ist ein derartiger Lehrpunkt im Laufe der Zeit in der Kirche zur allgemeinen Anerkennung als geoffenbarte Wahrheit gekommen, so ist das ein indirekter Beweis dafür, daß derselbe wirklich von Gott geoffenbart ist, weil der Heilige Geist sonst eine solche allgemeine Glaubensüberzeugung in der Kirche nicht zugelassen hätte und nicht hätte zulassen können.

Paulus will durch seine Bemerkungen a. a. O. dem „Eindruck“ begegnen, als nähmen wir in der Frage der Dogmatisierung der leiblichen Himmelfahrt Mariä denselben Standpunkt ein wie Suarez. Wir meinen dagegen, daß ein wesentlicher und prinzipieller Gegensatz zwischen Suarez und unserer Auffassung nicht besteht. Wir sagen in unserem Schriftchen S. 33 f. ausdrücklich: „Der Beweis (aus der allgemeinen in der Kirche herrschenden Überzeugung von der leiblichen Aufnahme Mariä in den Himmel) wäre stringent, wenn diese ‚allgemeine Überzeugung‘ in der Kirche auch nur in einer gewissen Zeitperiode eine dogmatische gewesen wäre, d. h. wenn dieser ‚Glaube‘ die Zustimmung zu einer Lehre als einer von Gott sicher geoffenbarten Wahrheit oder als einer durchaus sicheren, notwendigen Folgerung aus einer Offenbarungswahrheit in sich geschlossen hätte. Aber eine solche allgemeine dogmatische Überzeugung hat weder im 7. oder 6. oder 5. Jahrhundert, wie Renaudin meint, noch zu irgend einer anderen Zeit bestanden, wie sie auch heute in der Kirche nicht besteht.“¹⁾

Uebrigens dürfte das von Suarez für die Definierbarkeit einer Lehre statuierte Prinzip von der latenten Implizität einer Glaubens- und Offenbarungswahrheit sogar noch eine Erweiterung zulassen.

Bei Scheeben (Dogmatik I, 215) lesen wir: „Es kann nur noch gefragt werden, ob der Beistand des Heiligen Geistes, welcher die mit der absoluten Rechtskraft wesentlich verbundene Unfehlbarkeit garantiert, diese dadurch bewirkt, daß er im Verfahren des Richters alle intellektuellen und moralischen Fehler verhindert, oder dadurch, daß er bei der Zulassung dieser Fehler trotz derselben das richtige Resultat herbeiführt (nach dem Sprichwort der Portugiesen: Gott schreibt auch auf krummen Linien gerade). Diese Frage braucht nicht entschieden zu werden, kann auch nicht einmal kategorisch und absolut entschieden werden. Es läßt sich nur sagen, Gott werde gemäß den allgemeinen Gesetzen seiner Vorsehung durch seinen Beistand in der Regel wenigstens die substantielle Ernstlichkeit und Richtigkeit des Verfahrens herbeiführen und so die Wahrheit des Urteils in naturgemäßer Weise aus dem Verfahren hervorgehen lassen.“

Demnach wäre die „naturgemäße“ Regel, daß die letztinstanzliche Entscheidung in dogmatischen Dingen auf hinreichenden, evidenten und peremptorischen (nicht bloß probablen) Gründen und Erweisen

¹⁾ Vgl. hierüber auch diese Quartalschrift 1925, S. 334 ff.

aus den Quellen der Offenbarung (Schrift und Tradition) beruht, wobei jedoch das ausnahmsweise Vorkommen des Gegenteiles nicht als prinzipiell ausgeschlossen, nicht in allen Fällen von vornherein als eine Unmöglichkeit sich darstellt.

Die Dogmatisierung der unbefleckten Empfängnis Mariä könnte vielleicht ein Exempel für einen solchen Ausnahmefall bieten, wenigstens wenn Minges recht haben sollte mit seiner Argumentation (S. 553 f.): „Die Heilige Schrift lehrt dieselbe (die unbefleckte Empfängnis) nicht ausdrücklich. Man wird auch kaum sagen können, daß eine in der Bibel oder Tradition begründete Wahrheit besteht, aus der diese Lehre als ‚durchaus sichere und notwendige Folgerung‘ sich ergäbe. Die Väter und Liturgien nennen Maria zwar sehr oft die Unbefleckte und ganz Reine, aber ausdrücklich sagen sie nicht, daß diese Reinheit sich auch auf die Erblünde erstrecke. Die Scholastiker kannten die einschlägigen Bibelstellen, ebenso die alten Lobpreisungen Marias, wußten auch aus dem Dogma der Muttergotteswürde die gehörigen notwendigen Konklusionen abzuleiten, aber trotzdem lehrten sie, Maria sei in der Erbsünde empfangen und erst im Mutterleibe davon befreit worden. Das taten bis Duns Scotus alle Theologen, auch die Heiligen Bonaventura und Thomas, die später zu Kirchenlehrern erhoben wurden. Wie kann man da von einer apostolischen Tradition im strengen Sinne reden? Konnten Scotus und seine Nachfolger wirklich stringente Argumente für die gegenteilige Lehre vorbringen? Bewegten sie sich nicht auch im wesentlichen nur in Dezenz- und Konvenienzgründen? Diese Gründe kannten schon Anselm, Bonaventura, Thomas und die übrigen Scholastiker. Sie konnten aber die von Seite des Dogmas von der Universalität der Erblünde und Erlösungsbedürftigkeit erhobenen Schwierigkeiten nicht aus dem Wege räumen. Scotus hob diese Bedenken und bahnte dadurch die Dogmatisierung der Immaculata an; neue Gründe, die den Älten unbekannt waren, konnte auch er nicht bieten. Und doch fand das kirchliche Lehramt diese Gründe als genügend zur feierlichen Definition. Mehr als eine *pia fides* oder *opinio pia* et *probabilis* lag anfangs auch nicht vor; sie wurde aber als hinreichend angesehen zum Beweis für die apostolische Ueberlieferung und das Enthaltensein dieser Lehre in der Offenbarung.“¹⁾

Aber wenn wir auch den Fall als möglich zugeben, daß trotz des Mangels einer ausreichenden, sicheren Kenntnis des Offenbarungskarakters einer Lehre seitens des obersten kirchlichen Richters die Assistenz des Heiligen Geistes doch der ihrer Natur nach infalliblen Lehrentscheidung die rechte Richtung gibt, so kann das, wie Scheeben sagt, nicht die Regel, nicht der ordentliche und naturgemäße Weg in der göttlichen Leitung der Kirche sein, sondern ist ein irregulärer, ausnahmsweiser Weg, und es wäre verfehlt,

¹⁾ Vgl. dagegen Scheeben, Dogmatik I, 147: „Die Art und Weise, wie eine Wahrheit in der anderen so enthalten ist, daß sie nicht bloß von derselben irgendwie umschlossen ist, sondern auch aus derselben, wenn auch mit Hilfe anderer Wahrheiten, ermittelt werden kann, ist eine vielfache: Als Stamm- oder kernhafte Wahrheiten im obigen Sinne kommen vier vorzüglich in Betracht: 1. die allgemeineren, welche andere als partikuläre, 2. die prinzipielleren, die andere als Wirkungen oder Konsequenzen, 3. die komplexen, die andere als Voraussetzungen oder Teile, 4. die praktischen, die andere als theoretische, oder umgekehrt, einschließen oder bedingen. Es läßt sich leicht zeigen, daß 3. B. bei den Dogmen von der unbefleckten Empfängnis Mariä und der Unfehlbarkeit des Papstes vor ihrer Definition der Inhalt derselben nicht nur in einer, sondern in allen diesen Weisen in anderen Dogmen bereits enthalten sind.“

aus der Möglichkeit eines solchen Ausnahmefalles für den Vertreter des kirchlichen Lehramtes das Recht ableiten zu wollen, im Vertrauen auf ein sicheres, eventuell außerordentliches und wunderbares Eingreifen der göttlichen Providenz auf bloße Probabilitätsgründe hin eine Lehre als Dogma, d. i. als unzweifelhaften Bestandteil der göttlichen Offenbarung und des apostolischen Lehrdepositums zu deklarieren. Ebenjowenig dürfte Vertretern der Theologie, denen nicht sichere, peremptorische Argumente für den Offenbarungscharakter einer Lehre zu Gebote stehen, das Recht zustehen, die kirchliche Lehrautorität auf eine Definierung solcher Lehre hindrängen zu wollen. Es wäre das wie eine Herausforderung Gottes zu einem außerordentlichen, wunderbaren Eingriff in den naturgemäßen Gang der kirchlichen Lehrentwicklung, ein Procedere, gegen das sich das Wort des Herrn richtet: „Es steht geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen.“

Pastoral-Fälle.

I. (Ehe zwischen Halbgeschwistern.) Der Redaktion wurde folgender Fall eingesandt: Jemand erzählt: „Dr med. St. hatte unerlaubten Verkehr mit einer verheirateten Frau. Das nun nachher geborene Kind betrachtet er mit Sicherheit als seine Tochter, ohne daß der Ehemann davon weiß. Dr med. St. verändert nun den Ort. Sein ehelicher Sohn kommt später in dieselbe Stadt, wo Dr med. St. ehemals war und wo diese Tochter lebt. Er lernt dieses Mädchen kennen und teilt dem Vater unter Nennung des Namens dieses Mädchens mit, daß er selbe heiraten will. Dr med. St. erschrickt bei Nennung dieses Namens, und schreibt dem Sohn, er verbiete ihm die Ehe. Der Sohn hört aber nicht auf den Vater und heiratet genanntes Mädchen.“

Zwei anwesende Priester erörtern die Sache. Der eine sagt, die Ehe ist gültig auch im Falle, daß dieses Mädchen wirklich Tochter des Dr med. St. sei und folglich Halbschwester des Bräutigams, da beide nichts wußten von der Blutsverwandtschaft in so nahem Grade. Und „*melior est condicio possidentis*“. — Der andere Priester hat dieselbe Ansicht, erklärt aber, da Dr med. St. dieses Mädchen mit Sicherheit als seine Tochter betrachtet, so sei die Tatsache beiden mitzuteilen. Und die Ehe sei als zweifelhaft anzusehen mit Rücksicht auf das Bruder-Schwesterverhältnis. Eine zweifelhafte Ehe könne aber die Kirche lösen, da die Kirche nur eine sichere Ehe nicht lösen könne, denn nur sie ist vor Gott gebunden gemäß den Worten Christi.

a) Was ist zu dem Fall zu sagen?

b) Kann die Kirche Ehen lösen, die aus irgend einem Grunde zweifelhaft sind?

Dieser Fall erinnert an einen andern, der einem berühmten Exerzitienpater vorgekommen ist. Während der Exerzitien kommt einer der

Exerzitanten, ein Priester in mittlerem Lebensalter, zu dem Vater und sagt ihm unter Tränen: Ihre zu Herzen gehenden, von Gottesliebe sprühenden Vorträge haben mich tief erschüttert, aber ich glaube nicht, daß Sie genug Vollmachten haben, um mir aus meiner verzweifelten Lage zu helfen. Kurz und etwas verb. erwiderte der Vater: ich habe mehr Vollmachten, als Sie brauchen; erzählen Sie aufrichtig ihre Schwierigkeiten! Der Exerzitant erzählt hierauf schluchzend Folgendes: Seit mehreren Jahren habe ich keine ruhige Stunde mehr. Von den schrecklichsten Gewissensqualen werde ich geplagt. Am Abend meines Primiztages kam meine Mutter zu mir und sagte: Nun bist du doch noch Priester geworden; ich dachte immer, das wäre unmöglich, denn ich muß dir ein Bekenntnis ablegen, das mir schon lange auf der Seele gebrannt hat und das ich nicht länger zurückhalten kann. Als einmal dein Vater verreist war, habe ich in einer schwachen Stunde einen Ehebruch begangen, dessen Frucht — — — du bist. Durch diese schreckliche Enthüllung war ich wie niedergeschmettert, habe aber bis auf den heutigen Tag nie den Mut gefaßt, ein Sterbenswörtchen davon zu sagen, teils aus eigener Scham, teils um den guten Ruf meiner nunmehr verstorbenen Mutter nicht zu schmälern. Ich bin also ein Ehebruchskind und infolgedessen irregulär, somit alle meine priesterlichen Funktionen große Sakrilegien.

— — — Als der Exerzitant diesen Bericht beendet hatte, schaute der Exerzitenpater ihn scharf an und sagte trocken: „Sie sind nicht mehr irregulär als ich; ich brauche gar keine besonderen Vollmachten, um sie zu absolvieren, wosfern Sie wahrhafte Reue haben, daß Sie jahrelang in diesem Zustande die priesterlichen Funktionen verrichtet haben, ohne ihren Zweifel an kompetenter Stelle lösen zu lassen. Ob Sie in Wirklichkeit ein Ehebruchskind sind, das weiß Gott allein; vor der Kirche sind Sie es nicht. Vor der Kirche gelten Sie als legitimer Sohn Ihres Vaters gemäß dem Grundsatz: ‚Pater is est quem iustae nuptiae demonstrant, nisi evidentibus argumentis contrarium probetur‘ (Cod. jur. can., can. 1115). Die Behauptung Ihrer Mutter ist allein genommen noch kein sicherer Beweis, daß Sie ein Ehebruchskind sind. Wie leicht kommen da Täuschungen vor! Da Ihre Mutter nun tot ist, können Sie auch keine weiteren Nachforschungen mehr anstellen, ohne diese und auch sich selbst zu diffamieren. Das aber brauchen und dürfen Sie nicht. Also beichten und bereuen Sie jetzt alle Ihre Sünden, ich gebe Ihnen dann die Absolution, und Sie können über alles beruhigt sein.“

Ich habe diesen Fall angeführt, um zu zeigen, wie wertvoll für die Praxis der oben angeführte Grundsatz ist. Dieser ist übrigens schon sehr alt in der juristischen Praxis. Bereits in den Digesten des 5. Jahrhunderts kommt derselbe vor (L. 5, D. II, 4). Dort heißt es bereits ganz allgemein, ohne jede Einschränkung: „Pater est, quem nuptiae demonstrant.“ Das neue kirchliche Gesetzbuch hat diesen Grundsatz wohlweislich eingeschränkt durch den Zusatz: „nisi evidentibus argumentis contrarium probetur.“ Wenn z. B. der Ehemann schon über ein Jahr von seiner Frau ehelich getrennt lebt, und die Frau dennoch ein Kind gebiert, so ist dasselbe ganz

sicher nicht legitim, auch nicht vor der Kirche oder vor dem Staate, wofern der Tatbestand bewiesen wird.

In dem zur Lösung uns vorliegenden Falle behauptet zwar der Arzt, die Tochter sei sicher sein Kind. Aber diese bloße Behauptung gilt doch sicher nicht als ein „evidens argumentum“ für die Illegitimität der Tochter. Wie kann z. B. der Arzt mit Sicherheit wissen, ob die Frau damals nicht auch mit anderen Männern geschlechtlichen Verkehr gepflegt hat? Wenn die Sache absolut sicher wäre, dann würde doch auch der betrogene Ehemann dahinter gekommen sein. So wie der Fall nun einmal liegt, gilt die Tochter kirchenrechtlich als legitimes Kind. Mithin kann man auch nicht behaupten, daß die Ehe zwischen der angeblichen Tochter und dem fremden Sohne kirchenrechtlich ungültig ist. Die diesbezügliche, allgemein angenommene Doktrin gibt Felix Cappello S. J., *De matr.*, n. 747 mit folgenden Worten richtig wieder: „*Maritus semper praesumitur pater natorum ex uxore, donec constet ipsum cum ea rem non habuisse durante toto tempore utili ad conceptionem, puta si constat tempore conceptionis fuisse absentem vel impotentem aut dissolutam fuisse vitam conjugalem a plus quam decem mensibus ante nativitatem. Id valet, etiamsi mulier confiteatur adulterium et jurejurando affirmet ex alio prolem suscepisse, imo licet adulter id ipsum confirmet.*“ Also selbst die eidliche Aussage der Mutter, verbunden mit der Bestätigung des Ehebrechers, genügen noch nicht, um die Illegitimität eines Kindes zu beweisen. Also hatte der Exerzitienmeister in seiner oben angeführten Entscheidung vollkommen recht; also gilt die Ehe in dem uns beschäftigenden Falle vorläufig als kirchenrechtlich gültig.

Trotzdem glaube ich, daß in kluger Weise Nachforschungen angestellt werden müßten, ob die Aussage des Arztes tatsächlich und sicher der Wahrheit entspricht. Solange diese Nachforschungen keinen moralisch sicheren Beweis für die Behauptung des Arztes erbracht haben, können die beiden Eheleute ruhig zusammen leben. Dem widerspricht auch nicht der *Cod. jur. can.*, *can. 1076*, § 3: „*Nunquam matrimonium permittatur, si quod subsit dubium, num partes sint consanguineae in aliquo gradu lineae rectae aut in primo gradu lineae collateralis.*“ Wohl braucht der Kodex das allgemeine Wort „permittatur“, das an sich ebensowohl für eine noch zu schließende, wie für eine bereits geschlossene Ehe gilt. Trotzdem glaube ich, daß der Kodex nur eine noch zu schließende und nicht eine bereits geschlossene Ehe im Auge hat. Wenn ein begründeter Zweifel besteht, ob die beiden Kontrahenten in gerader Linie oder im ersten Grade der Seitenlinie blutsverwandt sind, so wird keine Dispens zum Eingehen einer solchen Ehe gewährt. Das ist leicht verständlich; denn wenn etwa später der vorhandene Zweifel zur moralischen Gewißheit sich umgestaltete, so wären die Unzuträglichkeiten wirklich sehr groß. Handelt es sich aber um eine bereits geschlossene Ehe, und es entsteht dann ein Zweifel, ob die beiden Kontrahenten im ersten Grade der Seitenlinie blutsverwandt sind, dann gilt der *can. 1014*: „*Matrimonium gaudet favore juris; quare in dubio standum est pro valore*

matrimonii, donec contrarium probetur, salvo praescripto c. 1127.“ Die hier am Schluß gemachte Einschränkung gilt bloß für ein zweifelhaft vorhandenes sogenanntes „Privilegium Paulinum“ und hat mit unserem Falle nichts zu tun. Daher gilt für unseren Fall: „In dubio standum est pro valore matrimonii“, und die betreffenden Leute können das Eheleben ruhig fortsetzen.

Aber was ist anzufangen, wenn die Nachforschungen mit moralischer Gewißheit ergeben, daß die Eheleute wirklich Halbgeschwister sind? Zunächst müßte dann festgestellt werden, ob dieser Sachverhalt noch geheim und den beiden Eheleuten unbekannt ist. Ebenfalls ob keine ernste Gefahr besteht, daß die Sache bald bekannt werden wird. Sind die beiden Eheleute noch in bona fide, würden aus ihrer Trennung große Unzuträglichkeiten entstehen, ist und bleibt der wahre Sachverhalt voraussichtlich geheim, dürfte man wohl diese bona fides weiter bestehen lassen, ohne dieselbe irgendwie zu stören. Wohl wäre die vermeintliche Ehe sicher ungültig; wohl wäre der eheliche Verkehr eine materielle Sünde. Aber ist es nicht besser, materielle Sünden aus dem wichtigen Grunde zu gestatten, damit formelle Sünden vermieden werden? — Die vermeintlichen Eheleute über den wahren Sachverhalt aufklären und ihnen dann die strenge Verpflichtung auflegen, nicht wie Eheleute, sondern wie Bruder und Schwester zusammen zu leben, ist fast nie ratsam aus leicht ersichtlichen Gründen. Wohl könnte man zur größeren Sicherheit — wofern keine Gefahr, das Sigillum zu verletzen, besteht — den Fall unter fingierten Namen noch einer höheren Stelle, etwa dem Bischof oder der Pönitentiarie, unterbreiten. Mir ist ein Fall bekannt, wo einer Putativehe auch ein undispenzierbares Ehehindernis entgegenstand und wo die Pönitentiarie entschied: „Putativi conjuges sunt relinquendi in bona fide.“ Uebrigens wäre es gar nicht ausgeschlossen, daß die Pönitentiarie eine wirkliche Dispens von dem bestehenden geheimen Ehehindernisse, sei es durch dispensatio simplex oder durch sanatio in radice gewähren würde, da dieses Hindernis doch wahrscheinlich nur kirchenrechtlich und nicht naturrechtlich ist. — Benedikt XIV. sagt: „Non convenit inter theologos, an matrimonium inter fratrem et sororem jure naturali, divino vel humano prohibeatur; certe S. Thomas, Gonzalez, Pontius, Parisius et Aversa solam juris positivi prohibitionem agnoscunt“ (Ep. „Aestas anni“ n. XIII. d. 11. Oct. 1757). Freilich gibt es auch eine Reihe von Autoren,¹⁾ die dieses Hindernis als naturrechtlich und undispenzierbar bezeichnen; jedoch ist ihre Ansicht sicher nicht mehr probabel als die erste. Jedenfalls würde die Pönitentiarie eine kluge Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten angeben.

Es erübrigt noch die Frage: Was ist anzufangen, wenn die betreffenden Eheleute nicht mehr in bona fide sind oder gar die wirkliche Sachlage der Halbgeschwisterehe bekannt ist? — In diesem Falle bleibt wohl praktisch nichts anderes übrig, als die vermeintlichen Eheleute von

¹⁾ Unter den Modernen besonders Wernz·Vidal (Jus matr. n. 348).

einander zu trennen. Denn eine kirchliche Dispens würde sicher nicht gewährt werden; auch würde die Zivilbehörde ein solches eheliches Zusammenleben kaum dulden, da gemäß den bürgerlichen Gesetzbüchern eine Geschwister- oder Halbgeschwisterhehe nichtig ist. So beispielsweise das Deutsche bürgerliche Gesetzbuch § 1810, das Schweizerische Zivilgesetzbuch a. 100, der Code Napoléon., a. 161 ff.

Aus den bisherigen Ausführungen geht deutlich hervor, was von den eingangs angeführten Behauptungen zu halten ist. Die erste und zweite Behauptung ist durchaus unrichtig. Ist die Ehe wirklich eine Halbgeschwisterhehe, so ist dieselbe sicher ungültig und keine bona fides der vermeintlichen Ehegatten kann dieselbe gültig machen. Die Anwendung des bekannten Sages: „*melior est condicio possidentis*“ ist hier nicht zulässig, weil alle trennenden Ehehindernisse als *leges irritantes* gelten und der *Codex can.* 16, § 1 ganz allgemein bestimmt: „*nulla ignorantia legum irritantium aut inhabilitantium ab iisdem excusatur, nisi aliud expresse dicatur.*“

Die gestellte Frage: „Kann die Kirche Ehen lösen, die aus irgend einem Grunde zweifelhaft sind?“ beantwortet der *Codex* selbst im Kanon 1014, der schon oben zitiert wurde. Die Antwort muß also nein lauten, mit der alleinigen Ausnahme des zweifelhaft anwendbaren *Privilegium Paulinum*.

Freiburg (Schweiz).

Dr Brümmer O. P., Univ.-Prof.

II. (Differenzeinwand.) Beim Fehlschlag der großen Frankenkaiserspekulation, die namentlich im Metallhandel zu außerordentlich großen Ausschreitungen geführt hatte, suchten manche Firmen sich ihren Verpflichtungen dadurch zu entziehen, daß sie den sogenannten „Differenzeinwand“ erhoben: die verlustbringende Spekulation sei kein ernst gemeintes Handelsgeschäft mit der Absicht effektiver Erfüllung, sondern nur ein auf Begleichung der Gewinn-, bezw. Verlustdifferenz gerichtetes Spiel gewesen und insolgedessen gemäß §§ 762, 764 B. G. B. nicht klagbar. Demgegenüber wurde auf diese Firmen jeder nur mögliche moralische Druck ausgeübt, um sie zur Erfüllung ihrer Frankenkaiserspekulation zu zwingen, insbesondere wurde mit ehrengerichtlichem Verfahren vor dem Börsenehrengericht und Entziehung der Zulassung zur Metallbörse durch das Ehrengericht gedroht, falls die Firmen tatsächlich den Differenzeinwand erheben sollten. — Es wird gefragt:

1. Ist die Erhebung des Differenzeinwandes moralisch erlaubt?
2. Ist die Ausübung moralischen Zwanges in der eben beschriebenen Weise als Erpressung anzusehen oder nicht?

Zu 1. Zunächst ist zu bemerken, daß der sogenannte „Differenzeinwand“ im juristisch-technischen Sinne kein „Einwand“ (*exceptio*) zu sein scheint. Der „Einwand“ setzt das Bestehen eines Anspruches voraus, berechtigt mich aber zur vorläufigen („Einrede“) oder dauernden („Einwand“) im strengen Wortsinne Verweigerung der Leistung. Beim sogenannten Differenzeinwand dagegen wird das Bestehen eines Anspruches, bezw. einer Verbindlichkeit überhaupt gelugnet, da Spiel und

Wette eine Verbindlichkeit überhaupt nicht begründen; so bereits das Gemeinrecht und heute das B. G. B. Insofern allerdings ähnelt der Differenzeinwand dem echten Einwand, als das auf Grund von Spiel oder Wette Geleistete nicht deshalb zurückgefordert werden kann, weil eine Verbindlichkeit nicht bestanden habe. Gerade für die Beurteilung der Gewissenslage wird es aber wichtig sein, daran festzuhalten, daß da, wo der Differenzeinwand tatsächlich gegeben ist, nicht ein Leistungsverweigerungsrecht, sondern Nichtigkeit des Anspruches besteht. (Welche Einschränkungen der Geltendmachung des Differenzeinwandes gemäß §§ 762, 764 B. G. B. aus § 58 des Börsengesetzes entgegenstehen, soll als rein juristische Frage hier nicht untersucht werden; wir setzen vielmehr voraus, daß gesetzlich der Differenzeinwand im konkreten Falle gegeben sei.)

Die Bestimmung des Gesetzes, daß Spiel und Wette, auch das Börsenspiel, eine Verbindlichkeit nicht begründen, wird als im Gewissen verbindlich angesehen werden müssen. Sie ist ohne Frage erlassen zu dem Zwecke, um das verderbliche Spiel einigermaßen einzudämmen. Mag auch über die Zweckmäßigkeit der Bestimmung Meinungsverschiedenheit herrschen, so ist doch mindestens zu sagen, daß ihre völlige Wirkungslosigkeit und Unnützhcit nicht erwiesen ist. Dann aber ist die *auctoritas publica in possessione*: sie hat den Anspruch, daß ihre Anordnung als *ad bonum communitatis* erlassen und darum als gewissensverbindliches Gesetz angesehen werde.

Ohne Frage wird der Differenzeinwand meist arglistigerweise erhoben, d. h. der Spieler wiegt seinen Gegenspieler in Sicherheit, er werde niemals den Differenzeinwand erheben und veranlaßt ihn so zum Abschluß von spekulativen Engagements, die er ohne dieses Vertrauen gewiß nicht eingehen würde. Aber da ist eigentlich nicht die spätere, meist gar nicht von vornherein beabsichtigte, sondern nur im Drange der Not infolge unvorhersehbarer schwerer Verluste erfolgende Geltendmachung des Differenzeinwandes arglistig; vielmehr war die vorhergehende Einwiegung in Sicherheit arglistig, und auch diese vielleicht nicht immer, da meist der Erfüllungswille wirklich ernst ist und erst dann wankend wird, wenn ungewöhnlich schwere Verluste die Erfüllung schon nahezu unmöglich, wenigstens erdrückend schwer machen. Solange nicht eine eigentliche Täuschung vorliegt, durch die ich den Gegenspieler in den Irrtum führe, daß er glaubt, einen klagbaren Rechtsanspruch zu besitzen, den ich ihm tatsächlich doch nicht verschaffe und auch gar nicht verschaffen kann, solange dürfte eine *damnificatio iniusta* durch Erhebung des Differenzeinwandes nicht nachzuweisen sein. Aus anderen Rücksichten mag diese Handlungsweise moralisch schwer zu verurteilen sein, aber *contra iustitiam* ist sie nicht. Ja, wo es sich um die Existenz, um die Bewahrung der Familie vor dem Untergange in Not und Elend handelt, kann es vielleicht sogar geboten sein, den Differenzeinwand geltend zu machen.

Zu 2. Da die Börsenehrengerichte eben dazu berufen sind, solche kaufmännische Verfahungsweisen, die nicht gegen das Strafgesetzbuch verstoßen oder als bürgerlich-rechtliche Vertragsverletzung im ordentlichen Rechtswege bekämpft werden können, die aber gegen die Grundsätze kaufmännischer Ehrenhaftigkeit verstoßen, wirksam zu ahnden, so steht jedenfalls außer Frage, daß gegen schikanöse Erhebung des Differenzeinwandes ein ehrengerichtliches Verfahren durchaus am Platze ist. Nun liegen aber die Verhältnisse so, daß die Entscheidung, ob Spiel, ob legitimes Geschäft, meist überaus schwierig und unsicher ist. Wie ein Prozeß, in dem der Differenzeinwand erhoben wird, ausgehen wird, läßt sich fast nie auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussagen. Es ist daher geradezu notwendig, daß unreelle Elemente von leichtfertiger Erhebung des Differenzeinwandes sehr energisch abgeschreckt werden; sonst entsteht für notwendige und berechtigte Termingeschäfte eine unerträgliche und volkswirtschaftlich schädliche Rechtsunsicherheit. Aus demselben Grunde, eben weil sozusagen nie mit Sicherheit gesagt werden kann, ob die Voraussetzungen des Differenzeinwandes tatsächlich gegeben sind oder nicht, wird aber dem Gegenspieler nicht verwehrt werden können, das Gegeben-sein dieser Voraussetzungen zu bestreiten, solange der Gegenbeweis nicht evident geführt ist. Kann er aber auch nur *cum solida probabilitate* die These vertreten, daß die Voraussetzungen des Differenzeinwandes nicht gegeben sind, so steht es ihm frei, diese seine Auffassung geltend zu machen und die Sache vor das Börsenehrengericht zu bringen. Es ist wahr, daß dies eine äußerst scharfe Waffe ist, denn das Börsenehrengericht wird grundsätzlich demjenigen gegenüber, der den Differenzeinwand erheben will, eine sehr abgeneigte Haltung einnehmen, gerne einen Verstoß gegen die kaufmännische Ehrenhaftigkeit annehmen und auf Ausschließung von der Börse erkennen; das bedeutet aber ebenso die wirtschaftliche Vernichtung der Firma wie die Bezahlung eines über die Kräfte gehenden Spekulationsverlustes. Von Erpressung wird aber nur dann die Rede sein können, wenn die Voraussetzungen des Differenzeinwandes erkennbar mit Sicherheit gegeben sind. Im anderen Falle dagegen bedeutet die Drohung der Anrufung des Börsenehrengerichtes keinen unerlaubten Zwang, da ja der Gesetzgeber diese Einrichtung gerade auch dazu geschaffen hat, um einem Mißbrauch des Differenzeinwandes zu steuern. Daß diese Einrichtung in der ganzen Konstellation der Dinge sich so auswirkt, daß dem Kaufmanne praktisch so gut wie nie der Differenzeinwand zu Gebote steht, so daß letzten Endes nur das spielende Privatpublikum sich auf ihn berufen kann, ist ein vom Standpunkte der Billigkeit durchaus nicht unangemessenes Ergebnis.

Düsseldorf.

Oswald v. Nell-Brenning S. J.

III. (Ausnahmepreise für Angestellte eines Betriebes.) Frä. M. wollte zur Zeit der Inflation ein seidenes Kleid kaufen. Da sie sich aber kein Urteil darüber zutraute, ob ein Kleid auch wirklich echte Seide sei, bat sie ein ihr bekanntes Badenfräulein M., das in dieser Branche tätig war, ihr gegen entsprechende Belohnung ein echt seidenes Kleid neuester

Mode zu kaufen. Als Ladenfräulein aber erhielt die M. Sachen, die sie in den entsprechenden Geschäften für sich selbst kaufte, zum Einkaufspreise. Da sie aber eine sehr arme, alte Rentnerin kannte, beschloß sie, dieser auf folgende Weise zu helfen: Sie kaufte die Seide scheinbar für sich zum Einkaufspreise und forderte von Frä. M. den Ladenpreis, den sie auch nebst einer entsprechenden Belohnung für ihre Hilfe erhielt. Frä. M. händigte alles der armen Rentnerin aus. Kürzlich aber hörte sie, daß in einem anderen Geschäfte ein Ladenfräulein entlassen worden sei, weil es auf dieselbe Weise die ganze Ausstattung für seine beiden Schwestern in dem betreffenden Geschäfte „für sich“ gekauft hatte. Nun bekommt Frä. M. Bedenken und trägt die ganze Sache ihrem Beichtvater vor. Dieser aber kann keine Klarheit darüber bekommen, ob mit der Praxis, wie sie von den beiden Ladenfräulein geübt wurde, Restitutionspflicht verbunden sei, ferner wer Restitution leisten und was restituiert werden müsse.

Es ist kein besonders seltener Fall, wie er hier von den beiden Ladenfräulein berichtet wird. Zu verlockend ist die Versuchung, die guten „Beziehungen“ auszunützen, die einem die Möglichkeit gewähren, um billigeres Geld zu mancherlei notwendigen oder mehr oder weniger nützlichen Dingen zu kommen. Nicht bloß in kaufmännischen Geschäften; häufiger vielleicht in industriellen Betrieben. Die wenigsten machen sich ein Gewissen daraus. Der Geschäftsinhaber, bzw. die Industriegesellschaft erleidet ja keinen Schaden; höchstens daß er in solchem Falle um den sonst üblichen Gewinn gebracht wird. Unter den „Gestehungskosten“ werden die Waren kaum irgendwo in einem Betriebe an die Angestellten abgegeben. Wozu sich also aus der Sache ein besonderes Gewissen machen? Es handeln ja doch viele so; verkaufen selbst derartig billig erworbene Waren zum üblichen Ladenpreise weiter und lassen den Gewinn in ihre Tasche fließen, der sonst dem Kaufmann zugefallen wäre. Um so weniger könne man ein Ladenfräulein verurteilen, wenn es auf diese Weise nur seinen Angehörigen einen gelegentlichen Vorteil zuwenden oder gar, wie im obigen Falle, eine arme, alte Rentnerin unterstützen will.

Leider ist die Frage nicht so einfach abzutun. In Rechtsfragen ist es oft gefehlt, sich auf Gefühle zu verlassen. Im obigen Falle nun handelt es sich um eine gewöhnliche Rechtsfrage: einen Kaufvertrag. Bei einem Vertrage dieser Art aber fordert die Gerechtigkeit, daß der Käufer für die Ware den geforderten gerechten Preis bezahlt. Es soll hier nicht auf eine Untersuchung eingegangen werden, was unter gerechtem Preise zu verstehen ist. In reellen kaufmännischen Betrieben wird der übliche (feste) Ladenpreis im allgemeinen als gerechter Preis betrachtet werden müssen. Der gerechte Preis wird so bemessen sein, daß der Kaufmann einen vernünftigen, den Verhältnissen angemessenen Gewinn aus seinem Geschäfte zieht. Auf diesen Gewinn kann der Kaufmann selbstverständlich auch verzichten; er kann die Ware mit einem geringeren Gewinn verkaufen, er kann sie dem Käufer ohne jeden Gewinn zum Einkaufspreis überlassen; er kann sie selbst unter dem Einkaufspreis oder auch ganz umsonst

abgeben. (Die Frage der Schmutzkonkurrenz bleibt hier unberücksichtigt.) Aber wenn der Kaufmann den vollen Ladenpreis verlangt, dann ist der Käufer — die sonstigen Bedingungen des gerechten Kaufvertrages vorausgesetzt — aus Gerechtigkeit verpflichtet, den vollen Preis zu zahlen. Besteht der Kaufmann unter bestimmten Voraussetzungen eine Verminderung des üblichen Ladenpreises zu, dann ist der Käufer an jene Bedingungen *ex justitia* gebunden. Ein betrügerisches Umgehen solcher Bedingungen wäre mithin eine Rechtsverletzung, die zum Schadenersatz gegenüber dem geschädigten Geschäftsinhaber verpflichtete.

In unserem Falle ist das Ladenfräulein M. gewiß berechtigt, die Waren, die es für sich bezieht, in den betreffenden Geschäften zum Einkaufspreis zu erstehen; die Waren, die es für sich bezieht, für seine eigene Person, zum eigenen Gebrauche. Dieses letztere ist als eine Bedingung anzusehen, die von der anderen Vertragspartei, dem Geschäftsinhaber, aufgestellt ist. Von der Verwirklichung dieser Bedingung hängt die Vergünstigung des Vorzugspreises ab. Fehlt diese Bedingung, mit anderen Worten bezieht das Ladenfräulein irgend welche Waren für andere Personen, dann ist es gehalten, den gewöhnlichen Ladenpreis zu erlegen wie jeder andere Käufer. (Allerdings können im Einzelfalle auch weitere Vergünstigungen vom Geschäftsinhaber zugestanden sein, z. B. in bezug auf die Familienangehörigen der Angestellten; solche besondere Fälle können hier außer Betracht gelassen werden.) Somit begeht das Fräulein eine Rechtsverletzung, wenn es betrügerischerweise Waren für andere Personen zum Ausnahmepreise der Angestellten bezieht; eine Rechtsverletzung mit tatsächlicher Schädigung des Geschäftsinhabers, der auf diese Weise um einen Gewinn gebracht wird, auf den er einen wohlbegründeten Rechtsanspruch erheben darf (*lucrum cessans*). Daraus ergibt sich für das Ladenfräulein die Verpflichtung, dem Geschäftsinhaber für den entgangenen Gewinn Ersatz zu leisten.

Es möchte vielleicht jemand den Einwand geltend machen, der Geschäftsinhaber wisse um diese Handlungsweise seiner Angestellten und wolle vernünftigerweise nichts dagegen einwenden; wenigstens dann nicht, wenn die Angestellten derartige Vorteile ausschließlich ihren nächsten Angehörigen zukommen lassen; für den kleinen Verdienstentgang würde der Geschäftsinhaber sich schon anderweitig schadlos halten. — Der Einwand in dieser allgemeinen Form ist nicht aufrecht zu halten. Das zeigt schon der im obigen Fall erwähnte Umstand, daß in einem Geschäfte eine Angestellte glattweg die Entlassung erhielt als Folge derartiger Anisse, die sie zugunsten ihrer beiden Schwestern angewendet. Daß das nicht etwa bloß ein vereinzelter Fall zu nennen ist, dafür kann man sich aus Angestelltenkreisen so manches Beispiel erzählen lassen. Daraus ergibt sich mit hinreichender Deutlichkeit die tatsächliche Auffassung der Geschäftsleute: sie sind nicht einverstanden mit der Ausdehnung der Vorzugspreise auf den Verwandtenkreis der Angestellten. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß in besonderen Fällen eine Ausnahme möglich ist, wenn ein Angestellter unter bestimmten Umständen auf das

Einverständnis des Geschäftsinhabers schließen kann. Auch sei wenigstens kurz hingewiesen auf den besonderen, mit Vorsicht zu prüfenden Fall, wo die Voraussetzungen einer berechtigten geheimen Schadloshaltung zusammentreffen.

Es bleibt noch die Frage der faktischen Restitutionspflicht, die dem Reichwater am meisten zu schaffen macht. Hat sich ein Angestellter einer ungerechten Schädigung gegenüber dem Geschäfte schuldig gemacht durch betrügerischen Mißbrauch des Privilegs der Vorzugpreise, dann obliegt ihm an und für sich auch Ersatzpflicht gegenüber dem geschädigten Geschäfte. Es ist eine *injuria lucrosa*, mit Vorteil oder Gewinn verbunden; sei es Gewinn für den Angestellten, wenn er die zum Vorzugspreise erstandene Ware zum gewöhnlichen Ladenpreise oder sonst einem höheren Preise weitergegeben; sei es Gewinn für einen Dritten, der die Ware ebenfalls zum Vorzugspreise vom Angestellten übernommen (in welchem Falle es ein äquivalenter Gewinn zu nennen ist: Ersparung der Differenz zwischen dem gezahlten Vorzugspreise und dem sonst zu zahlenden Ladenpreise). Wer den Gewinn eingesteckt, ist mithin auch an erster Stelle zum Schadenersatz verpflichtet; versagt dieser Dritte, dann fällt die Pflicht auf den Angestellten zurück. — Nach diesen Ausführungen sind im obigen Falle beide Ladenfräulein (bezw. die beiden Schwestern des zweiten Ladenfräuleins, wenn sie, wie es wahrscheinlich ist, die Brautausstattung zum Vorzugspreise übernommen, vielleicht ganz umsonst erhalten haben) zum Schadenersatz gegenüber dem betreffenden Geschäfte verpflichtet; nämlich zum Ersatz der Differenz zwischen dem gezahlten Vorzugspreise und dem gewöhnlichen Ladenpreise. Eine etwaige Verufung auf die *bona fides* kann ihnen nicht viel helfen; wo es sich um eine *injuria lucrosa* handelt, das ist: um unrechtmäßig erworbenes fremdes Gut — wozu auch unrechtmäßiger Gewinn gehört — da kann die *bona fides* die Pflicht der Rückerstattung nicht schlechthin aufheben. — Nur bei dem Ladenfräulein M. wird das Urteil über das Vorgefallene und die etwaige Restitutionspflicht wesentlich geändert und durch die Rücksicht auf seine *bona fides* und die Verwendung des an sich unrechtmäßigen Gewinnes. Das Fräulein hat, wie der Fall vorgelegt worden, im guten Glauben gehandelt und die Preisdifferenz im guten Glauben weiter gegeben als Almosen für eine arme, alte Rentnerin. Ohne weiter auf die subtile Untersuchung eingehen zu müssen, ob das Fräulein von dem unrechtmäßigen Gewinn einen Vorteil gezogen („*parcendo propriis*“) oder nicht, kann man mit Grund annehmen, daß hier der forderungsberechtigte Geschäftsinhaber nicht auf Ersatz des kleinen Gewinnentganges bestehen wird.

St. Gabriel (Mödling).

F. Böhm.

IV. (Das Recht freier Wahl der Begräbnisstätte.) Im ersten Hefte dieses Jahrganges (S. 122 ff.) ist ein Pastoralfall erörtert worden über Bestattung von Katholiken oder Nichtkatholiken auf einem akatholischen und katholischen Friedhof. Am Schlusse wurde von den Minderjährigen und den Ordensleuten ausgesagt, sie seien durch das Recht am Gebrauch ihrer Freiheit, sich nach Belieben eine letzte Ruhestätte zu wählen, be-

hindert, den verheirateten Frauen jedoch und allen großjährigen Kindern werde ausdrücklich jene Freiheit der Wahl zugestanden (S. 126). Es lag dabei offenbar keine Absicht vor, dieser Spezialfrage durch weitere Umgrenzungen und Erörterungen eine definitive Form zu verleihen, um so weniger, da wir bereits in unseren *Instit. canonicae* (Em. Witte, Lyon 1924) den Kernpunkt derselben genau formuliert hatten (n. 225, II). Um einem diesbezüglich berechtigten Verlangen jedoch nach Kräften Entgegenkommen zu zeigen, wollen wir nachträglich die gewünschten Ausführungen hier folgen lassen.

A. Die Minderjährigen. Im Gegensatz zum römischen Recht, welches die Großjährigkeit erst beim vollendeten 25. Lebensjahre eintreten ließ, erklärt das neue kirchliche Gesetzbuch (can. 88, § 1), daß dieselbe schon nach vollendetem 21. Jahre in Kraft tritt. Bis dahin aber ist man „minor“: minderjährig. Der Kodex sagt es ausdrücklich und sehr klar: „*Infra hanc aetatem, minor*“ (a. a. O.).

Unter den Minderjährigen hinwiederum unterscheiden wir drei Abstufungen oder Abteilungen mit besonderen Namen, nämlich: die *infantes*, die *impuberes* und die *puberes*. Ein Wort über eine jede dieser Kategorien.

1. *Infans* oder „*puer, parvulus*“ ist derjenige, dem sieben volle Jahre fehlen. Ueberdies, wer des Gebrauches seiner Vernunft bleibend beraubt ist, wird durch das Recht dem „*infans*“ gleichgestellt (can. 88, § 3).

2. Mit Beginn des achten Jahres setzt der Name *impuer* ein. Es ist dies das unreife Alter, und wird vom Kirchenrecht in zweifacher Weise aufgefaßt, einmal als Knabenalter von 8 bis 15 Jahren und Mädchenalter von 8 bis 13 (can. 88, § 2), sodann als „männliches“ Alter unter 17 Jahren und weibliches unter 15 (vgl. can. 1067, § 1). Die letzte Norm gilt von der gesetzlichen Heiratsfähigkeit, da jedwede Ehe der Katholiken, die vor dem vollendeten 17., bzw. 15. Jahre geschlossen würde, ungültig wäre wegen des trennenden Ehehindernisses der „*aetas*“, des nicht vorhandenen kanonischen Reifealters (Marc-Gestermann II, n. 2007).

3. Endlich, zwischen den soeben angeführten Altersgrenzen und der Großjährigkeit, liegt noch die Zeit der Reife, die *pubertas*, und damit haben wir alle Stadien durchlaufen, welche wir in der Minderjährigkeit abgegrenzt hatten.

Gehen wir nun über zur praktischen Anwendung auf unseren Gegenstand. Da sagen wir: Jene Minderjährigen sind ausgeschlossen vom Rechte der freien Wahl ihrer Begräbnisstätte, die nicht das gesetzliche Reifealter im ersten Sinne erreicht haben, das heißt Knaben, die nicht das 14. Lebensjahr, und Mädchen, die nicht das 12. vollendet haben. Aber auch dann, selbst nach deren Tode noch, können Eltern oder Vormünder für dieselben die Begräbnisstätte wählen (can. 1224, n. 1).

B. Die Ordensleute. Einer weiteren Kategorie von Personen wird durch das kirchliche Gesetzbuch das Recht auf freie Wahl des Be-

stattungsortes entzogen, nämlich den Ordensleuten, die man heute auch mit dem Fremdwort: Religiosen, „religiosi“ bezeichnet. Jedoch auch hier müssen wir manche Einschränkungen, Abgrenzungen u. s. w. anbringen, damit der heute so sehr gewünschten Genauigkeit nicht Abbruch getan werde. Daher die folgenden diesbezüglichen Ausführungen.

Das Wort: religiosus, gemäß dem jetzt geltenden Kirchenrecht (can. 488, 7.) bedeutet: Derjenige, welcher in einer kirchlich gutgeheißenen Genossenschaft mit wenigstens zeitlichen Gelübden, die jedoch nach abgelaufener Frist zu erneuern sind, tatsächlich durch Ablegung von Gelübden Verpflichtungen übernommen hat. Um den Ausdruck religiosi noch besser zu bestimmen, fügt in unserem Falle der Roder das Wörtchen „professi“ hinzu (1224, 2.). Demzufolge handelt es sich um irgend welche Ordensleute, die Profess abgelegt haben, ob nun die abgelegten oder abzulegenden Gelübde feierliche sind, oder einfache ewige, oder einfache zeitliche, einerlei, darauf kommt es nicht an: alle diese Begriffe sind eingeschlossen im Ausdruck: religiosi professi. Auch kein Rang und keine Würde dürfen in Betracht gezogen werden, mit Ausnahme jedoch der Würde eines Bischofs und um so mehr derjenigen eines Kardinals, wenn dieselbe einem Ordensmann zuteil geworden wäre: „Cujuslibet gradus aut dignitatis, non tamen si sint Episcopi“ (can. 1224, 2.). Nach früherem Kirchenrecht (can. 5, de sepult. in 6.) war es anders: befand sich der Ordensmann außerhalb seines Konventes und war sein Tod zu erwarten, so konnte er für den Fall die Wahl seiner Begräbnisstätte vornehmen (Vermeersch-Creusen II, 533, 2 ed.); dies darf er nach heutigem Rechte nicht mehr, wie die Ausleger des Roder mit P. Matth. a Coronata (de loc. et temp. sacris, n. 119) es betonen. Hätte nun aber ein angehender Religiose, vor Ablegung seiner Profess, sich einen Beerdigungsort auserwählt, so wird ipso facto durch die Profess diese Wahl aufgehoben und zunichte gemacht: „Electio, etsi legitime facta“, so heißt es bei P. Tanfani (de jure relig., 2 ed., n. 426), „professione irritatur“.

C. Schlußfolgerung. Dieselben Bestimmungen, die wir soeben im Einzelnen bezüglich der Ordensleute erörterten, finden Anwendung, positio ponendis, auf die Ordensschwestern (religiosae). Die Bürgschaft hiefür entlehnen wir dem can. 490: „Quae de religiosis statuuntur, etsi masculino vocabulo expressa (und das ist der Fall im can. 1224, 2.), valent etiam pari jure de mulieribus, nisi ex contextu sermonis vel ex rei natura aliud constet.“ Es drängt uns noch einmal, am Schlusse dieser Ausführungen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, mit welcher Eindringlichkeit das neue Gesetzbuch die Rechte der verheirateten Frau und der ins Reifealter eingetretenen Kinder auf freie Wahl der Begräbnisstätte mit Absicht betont; so daß es eigentlich nicht einmal vor einer Art Tautologie zurückschreckt. In der Tat, im can. 1223, § 1 wird der allgemeine Grundsatz ausgesprochen: „Omnibus licet, nisi expresse jure prohibeantur, eligere ecclesiam sui funeris aut coemeterium sepulturae.“ Sodann werden taxative die Ausnahmen

aufgezählt, nämlich nur die „impueres“ u. s. w. und die „religiosi“ u. s. w. (can. 1224). — Fertig! Ist damit nicht schon gesagt: die „uxor“ und die „filii pueres“ haben das Recht, da sie dessen nicht beraubt sind? Wir sind aber dem kirchlichen Gesetzbuch zum Danke verpflichtet, daß es ausdrücklich und positiv noch erklärt (can. 1223, § 2): „Uxor et Filii pueres in hac electione prorsus immunes sunt a maritali vel patria potestate“, damit jeder Zweifel über die mögliche Ausdehnung der diesbezüglichen Gatten- und Elterngewalt ausgeschlossen bleibe, damit der can. 1229, § 2 nicht mißverstanden werden könne, und der entschiedene Wunsch der Kirche in seiner ganzen Wucht zum Ausdruck gelange, daß in dem Punkte Freiheit herrsche voll und ganz.

Rom (S. Alfonso). P. J. B. Raus C. Ss. R.

V. (Die Verpflichtung der Form bei der Eheschließung.) Herr Müller ist aus einer Mischehe geboren und katholisch getauft. Nach dem Tode seiner Mutter wurde er jedoch protestantisch erzogen und konfirmiert. Später verheiratete er sich mit einem protestantischen Mädchen vor dem protestantischen Religionsdiener. Da die Ehe aber unglücklich war, ließen sich die beiden bürgerlich scheiden. Diese Gelegenheit benützte die katholische Tante des Herrn Müller, um ihn mit einer tiefgläubigen katholischen Dame bekannt zu machen. Ihre Hoffnungen erfüllten sich auch: Müller machte der Dame einen Heiratsantrag; da diese aber erklärte, sie würde nur einen Katholiken heiraten, entschloß sich der Antragsteller unschwer, zur Religion seiner Mutter zurückzukehren. Freudestrahlend kommt die Tante zum Ortsgeistlichen und berichtet ihm über den Erfolg ihrer Bemühungen. Nach einiger Zeit aber kommen dem Geistlichen Bedenken, ob der beabsichtigten Ehe nicht das impedimentum ligaminis entgegenstehe, mit anderen Worten, ob die erste Ehe des Herrn Müller wegen mangelnder Form ungültig sei oder nicht.

Bei Beantwortung dieser Frage muß man vor allem Rücksicht nehmen auf den Zeitpunkt sowie auf den Ort der Eheschließung.¹⁾

Wurde die Ehe vor dem 15. April 1906 geschlossen in einem Gebiete, für das die Konstitution Provida galt, und dauerte der Ehekonsens bis zu diesem Tage fort, so ist die Ehe wenigstens wegen der damals erfolgten Sanation gültig, wenn kein trennendes Ehehindernis ihr entgegenstand. Wurde sie nach diesem Tage in dem betreffenden Gebiete geschlossen, so war sie wegen mangelnder Form nicht ungültig, wenn die übrigen von den kirchlichen Bestimmungen verlangten Voraussetzungen gegeben waren. Dies galt bis zum 19. Mai 1918, an welchem der Cod. jur. can. in Kraft trat.

Wurde die Ehe außerhalb des Geltungsbereiches der Konstitution Provida, aber vor dem 19. April 1908 geschlossen, so ist zu beachten, ob an dem betreffenden Orte das Caput Tametsi galt oder nicht. Galten

¹⁾ Vgl. hierüber auch die Ausführungen in dieser Zeitschrift, Jg. 1926, S. 569.

für einen solchen Ort die Vorschriften des Tridentinums und waren sie nicht aufgehoben durch spätere Erlässe des Apostolischen Stuhles, zum Beispiel die *declaratio Benedictina*, dann ist die daselbst geschlossene Ehe ungültig, andernfalls ist sie gültig.

Eine große Veränderung aber fand an diesen Orten statt durch die Bestimmungen des Dekretes *Ne temere*, das in Kraft trat am 19. April 1908. Von diesem Tage an waren in der ganzen Welt die zwischen Katholiken geschlossenen Ehen gültig. Katholiken aber, die mit Katholiken die Ehe eingingen, mußten sich an die kirchliche Form halten, wenn ihre Ehe gültig sein sollte. Da Müller katholisch getauft war, so wäre seine Ehe demnach an einem solchen Orte ungültig gewesen. Doch ist die Sache nicht so einfach, als sie auf den ersten Blick scheinen könnte. Es war nämlich an das Heilige Offizium die Anfrage gerichtet worden, ob die Ehen von Katholiken, welche von katholischen Eltern oder einem katholischen Ehepartnern stammend, zwar in der katholischen Kirche getauft, aber später von Kindheit an akatholisch erzogen wurden, gültig seien, wenn sie ohne die vorgeschriebene Form geschlossen wurden. Auf diese Anfrage hin erfolgte am 15. (16.) März 1911 die Antwort: „*Recurrendum esse in singulis casibus.*“¹⁾ Demnach kann auch die Ehe des Herrn Müller nicht ohneweiters als ungültig bezeichnet werden. Vielmehr muß zuerst unterschieden werden, ob Müller „von Kindheit an“ akatholisch erzogen wurde oder nicht. Dabei ist zu beachten, daß die Kindheit aufhört mit Vollendung des 7. Lebensjahres.²⁾ Wurde also Müller erst nach Vollendung des 7. Lebensjahres akatholisch erzogen, dann war er an die Form gebunden, demnach war seine Ehe ungültig; war er aber schon vorher dem Protestantismus zugeführt worden, dann muß man sich nach Rom wenden, um eine Entscheidung über die Gültigkeit oder Ungültigkeit seiner Ehe zu erlangen.

Der Unterschied, welcher bestand zwischen Orten, an denen die Konstitution *Provida* galt und anderen Orten, hörte auf am 19. Mai 1918 infolge der Bestimmungen des *Cod. jur. can.* Derselbe bestimmt in can. 1099 unter anderem, daß auf der ganzen Welt die Katholiken, sowohl wenn sie unter sich, als auch wenn sie mit Andersgläubigen heiraten, nur dann eine gültige Ehe schließen können, wenn sie sich an die kirchliche Form halten. Nicht aber sind an die vorgeschriebene Form gebunden Katholiken, wenn sie unter sich die Ehe eingehen, ferner nicht „solche, die von Katholiken abstammen und — obwohl katholisch getauft — von Kindheit an akatholisch oder ohne Religion erzogen wurden, so oft sie eine Ehe mit einem Katholiken eingehen“. Sollte nun Müller die erwähnte Ehe erst nach dem 19. Mai 1918 geschlossen haben, so muß man wiederum unterscheiden, ob er schon vor Vollendung des 7. Lebensjahres protestantisch erzogen wurde oder erst nachher. Wurde er erst nach Vollendung des 7. Lebensjahres protestantisch

¹⁾ Zitiert von Leitner, Lehrbuch des kath. Eherechtes¹, S. 210.

²⁾ Can. 88, § 3 und P. T. Schäfer O. M. Cap., Das Eherecht², S. 248.

erzogen, dann ist es klar, daß er an die Form gebunden war, und daß demnach seine erste Ehe ungültig war. Nicht so einfach liegt die Sache, wenn er schon vor dem 7. Lebensjahr protestantisch erzogen wurde. Er stammt ja aus einer Mischehe, seine Mutter war katholisch, sein Vater aber nicht. Kann man nun bei dieser Sachlage sagen, er stamme von Katholiken („ab acatholicis“, im Plural!) ab? Manche Autoren verneinen es wie z. B. Vidal,¹⁾ Schäfer,²⁾ Linneborn.³⁾ Nach diesen Autoren ist also ein solches Kind aus einer Mischehe an die kirchliche Form gebunden, mit anderen Worten: die erste Ehe des Herrn Müller war ungültig.

Man kann nicht leugnen, daß diese Ansicht wegen des Gebrauches des Plurals im Gesetzestext viel für sich hat. Aber trotz dieses Umstandes erhebt sich sofort ein gewichtiges Bedenken. Der Plural findet sich nämlich auch in can. 987, der von Weishefandidaten sagt: „Mit einem einfachen Hindernis behaftet sind die Söhne von Katholiken, solange die Eltern im Irrtum verharren.“ Trotzdem auch hier der Plural steht („acatholicorum“), genügt es doch nach einer Erklärung der Interpretationskommission zur Inkurrierung des Hindernisses, daß nur ein Ehe teil akatholisch ist.⁴⁾ Wenn demnach von den Bestimmungen dieses Kanons trotz des Plurals auch Kinder aus Mischehen getroffen werden, so scheint es doch nicht ganz ausgeschlossen, daß dasselbe auch in can. 1099 gilt, daß also Kinder aus einer Mischehe an die kirchliche Form nicht gebunden sind, vorausgesetzt, daß auch die übrigen Bedingungen gegeben sind. Leitner geht zum Teil sogar noch weiter. Unter Berufung auf die oben mitgeteilte Antwort des Heiligen Offiziums vom 15. (16.) März 1911 glaubt er nämlich, daß die formlos geschlossenen Ehen von Personen, die katholisch getauft, aber schon von Kindheit an protestantisch erzogen wurden, nicht sicher ungültig seien, wenn diese Personen aus einer Mischehe stammten, ja nicht einmal wenn sie aus einer rein katholischen Ehe stammten, daß man vielmehr wie vor dem Kodex in jedem einzelnen Falle nach Rom rekurrieren müsse.⁵⁾ — Wie Leitner, so könnten aber auch die anderen Autoren zur Verteidigung ihrer entgegen gesetzten Ansicht das vor dem Kodex geltende Recht anführen. Unter den Quellen wird bei can. 1099 allerdings nur die *declaratio Benedictina* und das Dekret *Ne temere* angegeben. Aber offenbar lagen bei Abfassung des Kanons auch noch andere Gesetzestexte vor. Hier kommt besonders eine am 31. März 1911 erteilte Antwort in Betracht. Es war nämlich angefragt worden, ob Personen an die Form gebunden seien, welche von katholischen oder ungläubigen Eltern abstammen und katholisch getauft wurden, jedoch von Kindheit an in der Häresie oder im Unglauben oder ohne alle Religion heranwuchsen und eine Ehe

¹⁾ Bernz-Vidal, *Jus Matrimoniale* n. 552, b.

²⁾ Schäfer, a. a. O., S. 271.

³⁾ Linneborn, *Grundriß des Ehegesetzes*, S. 381.

⁴⁾ A. A. S. XI (1919), p. 478.

⁵⁾ Leitner, a. a. O., S. 210.

mit einer akatholischen oder ungläubigen Person schließen. Die Antwort hatte gelautet: „Recurrentum esse in singulis casibus.“¹⁾ Mit dieser Antwort darf nicht verwechselt werden jene andere Entscheidung, die wenige Tage vorher (15. [16.] März 1911) gegeben wurde und von der bereits schon oben die Rede war. Während nämlich die zuletzt mitgeteilte Antwort sich auf die Kinder von Katholiken bezieht, handelt die früher erwähnte Entscheidung von Kindern, welche von katholischen Eltern oder von einem katholischen Ehepaar stammen. Wie ein Vergleich mit dem Gesethestext zeigt, wurde nur die am 31. März erteilte Antwort in den *Modex* aufgenommen, zum Teil sogar wörtlich. Sollte nun dieser Umstand nicht ein deutlicher Hinweis darauf sein, daß die Personen, auf die sich die Antwort vom 15. (16.) März 1911 bezieht, von jetzt ab an die Form gebunden seien?

Theoretisch läßt sich demnach in unserer Frage vorerst keine Gewißheit erlangen. Wie ist die Sache aber nun praktisch zu behandeln? Für den Ortsgeistlichen ist alles höchst einfach: nicht er, sondern das Ordinariat ist nämlich für die Ungültigkeitserklärung einer Ehe zuständig (vgl. can. 1964). Also bleibt ihm nichts anderes übrig, als die Sache an das Ordinariat zu berichten. Doch welche Entscheidung wird voraussichtlich das Ordinariat treffen? Leicht könnte jemand versucht sein, unter Berufung auf can. 15 zu sagen: „Lex dubia non obligat“, also kann Herr Müller eine neue Ehe eingehen. Dieser Schluß wäre in unserem Falle grundfalsch. Unter Anwendung von can. 15 müßte nämlich der Schluß viel eher lauten: „Lex dubia non obligat, also war Müller an die Form nicht gebunden; demnach ist seine erste Ehe gültig und folglich kann er keine neue Ehe eingehen.“ Doch ist auch dieser Schluß nicht ganz richtig. Man sieht nämlich unschwer ein, daß durch diese Lösung die Sache für Müller viel ungünstiger würde als irgend ein Autor behauptet. Will man daher den erwähnten Grundsatz anwenden, so muß man sich die verschiedenen Meinungen der Autoren vergegenwärtigen. Einige behaupten: „Leute wie Müller sind an die kirchliche Form bei der Eheschließung gebunden.“ Leitner dagegen sagt: „Ob Leute wie Müller an die Form gebunden sind, ist nicht sicher; man muß vielmehr in jedem einzelnen Fall nach Rom rekurrieren.“ Im Zweifel darf man sich nun für die Ansicht entscheiden, welche Leuten wie Müller die geringere Verpflichtung auferlegt. Dies ist aber zweifellos die Ansicht Leitners, wenn auch in unserem speziellen Falle gerade diese mildere Ansicht für Müller unangenehmere Folgen hat als die strengere Ansicht. In der Praxis wird man daher der Ansicht Leitners folgen und nach Rom rekurrieren.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

VI. (Wie erlangt man bei Mischehen die Gewißheit, daß die Brautleute ihre Versprechen halten werden?) Bekanntlich erwachsen aus Mischehen dem Katholizismus besonders in Deutschland die größten

¹⁾ A. A. S. III (1911), p. 163, 164.

Nachteile. Wenn daher der Cod. jur. can. in can. 1064 schon für die ganze Welt bestimmt: „Die Ordinarien und die übrigen Seelenhirten sollen so gut sie können die Gläubigen von Mischehen abschrecken“, so gilt dies in hervorragendem Maße von Deutschland. Wenn aber trotz der eifrigsten Bemühungen der erwünschte Erfolg nicht erreicht wird, so sollen — wie derselbe Kanon sagt — die verantwortlichen Kreise mit allem Eifer dafür sorgen, daß solche Ehen doch nicht gegen die Gebote Gottes und der Kirche eingegangen werden. Gegen die Gebote Gottes aber wird eine Mischehe eingegangen, wenn die näheren Verhältnisse so liegen, daß aus derselben für den anderen Ehepartner oder die Kinder eine ernste Gefahr für den Glauben erwächst. Aber selbst bei Ehen, die anscheinend ohne Verletzung der göttlichen Gebote eingegangen werden, gehen öfters die Kinder, ja auch der katholische Ehepartner dem katholischen Glauben verloren. Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß manchen Seelsorger die bange Frage quält: „Wie erlange ich moralische Gewißheit darüber, daß die Brautleute ihre Versprechen halten werden?“

So wichtig diese Frage ist, so kurz ist oft ihre Behandlung in den Lehrbüchern des Ehegesetzes. Dabei wird nicht einmal immer eine einheitliche Antwort gegeben.

Leitner schreibt vom Ordinarius, der Dispens erteilt: „Moralisch sicher kann er in der Regel nur dann sein, wenn eine Bürgschaft vorliegt, welche den betreffenden Staatsgesetzen entspricht.“¹⁾ Unzweifelhaft ist es auch das beste, wenn man wie in Oesterreich²⁾ die Religion der Kinder durch einen vom Staate anerkannten Vertrag zwischen den Eheleuten sicherstellen kann. Aber wenn dieses nicht möglich ist wie z. B. im Deutschen Reich,³⁾ was dann? Sollte in solchen Fällen der Ordinarius in der Regel keine moralische Gewißheit bekommen können, also mit anderen Worten die Dispens im Deutschen Reich nicht gewähren können? Es würde wohl über die Absicht Leitners hinausgehen, wenn man seine Worte so auffassen wollte.

Klarer dürfte sich daher Linneborn ausdrücken, wenn er schreibt: „Der Pfarrer soll sich . . . die Persönlichkeit der Bittsteller genau ansehen und die besonderen Umstände recht erwägen, ob er seiner Ueberzeugung in dem Berichte an die Dispensbehörde Ausdruck geben kann, daß die Kantelen wirklich erfüllt werden.“⁴⁾ In diesen Worten hat wohl Linneborn die beiden Hauptmomente angegeben, aus denen sich eine moralische Gewißheit gewinnen läßt: die Persönlichkeit der Bittsteller und die besonderen Umstände. Diese beiden Momente aber sind in den einzelnen Fällen so verschieden und so mannig-

¹⁾ Leitner, Lehrbuch des kath. Ehegesetzes, S. 237.

²⁾ Vgl. Haring, Grundzüge des kath. Kirchenrechtes II^a, S. 514, Anm. 6.

³⁾ Vgl. Reichsgesetz vom 15. Juli 1921, § 4, „Verträge über die religiöse Erziehung eines Kindes sind ohne bürgerliche Wirkung“.

⁴⁾ Linneborn, Grundriß des Ehegesetzes, S. 181.

faltig wie das Leben selbst. Aus diesem Grunde ist es wohl auch zu erklären, warum sich bei den Autoren so wenig darüber findet, wie man sich die erforderliche moralische Gewißheit verschaffen könne. Eine allgemeine Regel läßt sich da kaum aufstellen, und sicher würde jener Seelsorger am meisten fehlgehen, der alles nach einer Schablone behandeln wollte. Man kann da jemanden höchstens auf einige Punkte aufmerksam machen, die sich am häufigsten finden, wobei es aber durchaus nicht ausgeschlossen bleibt, daß in einem Einzelfall sich noch manch andere Momente finden, die eine geeignetere Grundlage für die moralische Gewißheit abgeben.

Zunächst muß also nach Vinneborn der Seelsorger Rücksicht nehmen auf die Persönlichkeit der Brautleute. Dabei ist es schon von Bedeutung, zu wissen, ob die Betreffenden oder einer von ihnen aus einer religiös interessierten Familie stammen oder ob sie vielleicht schon von Kindheit an den Indifferentismus in sich aufgenommen haben. Von Bedeutung dabei ist es ferner, zu wissen, ob die Brautleute vielleicht auch schon aus einer Mischehe stammen; ob ferner die Braut oder der Bräutigam katholisch ist. Wichtig ist vor allem der Umstand, wie sich bisher besonders der katholische Teil religiös betätigt hat. Hat er vielleicht nur noch mit Mühe und Not Ostern gehalten oder hat er eifrig seine religiösen Pflichten erfüllt? Ferner ist zu beachten, was für einen Charakter die Brautleute haben: sind sie leichtsinnig, unselbständig, leicht wandelbar, nachgiebig? Hat ferner der katholische Teil die entsprechenden Eigenschaften, um einen nachhaltigen Einfluß auf den anderen Teil ausüben zu können? Manchmal wird es allerdings schwer sein, sich über diese Punkte ein Urteil zu bilden, weil die Personen zu wenig bekannt sind. In solchen Fällen wird man oft auch nicht davor zurückschrecken dürfen, weitere Nachforschungen anzustellen an dem gegenwärtigen und früheren Aufenthaltsorte der Brautleute. Nicht vergessen darf man ferner die Feststellung, ob die Hochachtung und Liebe, welche der akatholische Teil zu dem anderen Teil hat, so groß ist, daß er vor den Unannehmlichkeiten nicht zurückschreckt, die ihm wegen der katholischen Kindererziehung vielleicht von anderen gemacht werden. Viel dient zur Klärung in dieser Frage der Grund, aus dem sich die beiden heiraten. Es ist nur zu empfehlen, wenn der katholische Seelsorger die Brautleute von vornherein auf etwaige Schwierigkeiten aufmerksam macht, die ihnen aus der Erfüllung ihrer Versprechen erwachsen. Dadurch kommt er zugleich in etwa der Pflicht nach, welche can. 1064 ihm auferlegt, nämlich die Gläubigen von Mischehen abzuschrecken. Gibt der akatholische Teil dann trotzdem noch seine Zustimmung zu der katholischen Kindererziehung, dann wird er auch nachher durch aufsteigende Schwierigkeiten sich nicht so leicht umstimmen lassen. Gut ist es sicher auch, wenn man den akatholischen Teil darüber aufklärt, warum er viel leichter in die katholische Kindererziehung einwilligen könne als der katholische Teil in die protestantische: was die Kinder im Protestantismus haben, das haben sie auch im Katholizismus und dazu noch viel mehr. Nach protestantischer Anschauung

müssen die Kinder z. B., wenn sie einmal in den Himmel kommen wollen, glauben und auf Gott vertrauen; dies müssen sie aber auch als Katholiken tun; der protestantische Teil kann also wegen des ewigen Heiles seiner Kinder guten Mutes sein, auch wenn sie katholisch werden. Nicht aber kann der katholische Teil ebenso ruhig sein, wenn die Kinder protestantisch werden. Denn nach katholischer Anschauung müssen die Kinder auch ihre Sünden beichten, überhaupt die Sakramente empfangen u. s. w. Die Erfüllung dieser Obliegenheiten aber schadet den Kindern durchaus nicht.

Neben der Persönlichkeit der Brautleute müssen auch die näheren Umstände berücksichtigt werden. Zu beachten ist besonders, in welcher Umgebung die zukünftigen Eheleute später leben werden, ob die Familie von Protestanten abhängig sein wird oder nicht, ob die Protestanten in jener Gegend voll von Vorurteilen gegen die Katholiken und recht gehässig sind. Wie stellen sich ferner die nächsten Angehörigen zu der beabsichtigten Heirat? Werden sie vielleicht einen großen Einfluß auf die jungen Eheleute und ihre Kinder ausüben, weil dieselben z. B. bei den Großeltern wohnen? Leben die beiden aber in einer vorwiegend katholischen Gegend, so ist auch zu beachten, ob nicht leicht ein Wohnungswechsel möglich ist, weil der Mann z. B. ein Beamter ist und leicht versetzt werden kann. Wie werden sich dann aber die beiden in einer anderen Umgebung benehmen? Wohnen die beiden aber in einer hauptsächlich protestantischen Gegend, dann ist auch sehr zu beachten, ob der katholische Teil Fühlung hat mit den am Orte bestehenden katholischen Organisationen, ob mehr intime Beziehungen bestehen zu Protestanten oder zu Katholiken. Fehlt solche Beziehungen zu Katholiken, dann muß der katholische Teil, wenn irgendwie möglich, mit katholischen Kreisen bekanntgemacht, in katholische Kreise eingeführt werden. Hiemit berührt sich ein anderer näherer Umstand, der für die Gewinnung einer moralischen Gewißheit von Wichtigkeit ist, nämlich die Frage: Wie befolgt der Geistliche, dessen Hirtenpflege die beiden anvertraut sein werden, die Vorschrift des can. 1064, 3°, der sagt: „Sie sollen sorgfältig darüber wachen, daß bei gemischten Ehen, die in ihrem oder in einem fremden Territorium geschlossen wurden, die Eheleute ihre Versprechungen auch erfüllen?“ Besteht die Tätigkeit des betreffenden Herrn in der Obsorge über Mischehen nur darin, daß er sich bei Anmeldung einer solchen Ehe in einer Weise benimmt, welche die beiden, wenn sie erst einmal Mann und Frau sind, veranlaßt, dem katholischen Pfarrer aus dem Wege zu gehen wo sie nur können? Oder weiß der Seelsorger ohne Preisgabe seines Standpunktes durch sein gewinnendes Wesen das Vertrauen der Brautleute zu erwerben, so daß besonders der katholische Teil bei allen späteren Schwierigkeiten voll Vertrauen sich an ihn wendet ohne Furcht, neue Vorwürfe hören zu müssen? Hat er auch genug Eifer, um gegebenenfalls selbst persönlich sich zu erkundigen, wie es nachher in der betreffenden Ehe geht? In diesem Zusammenhang sei auf eine Bemerkung von Ries hingewiesen, der schreibt: „Ein genaues, erschöpfendes Verzeichniß aller gemischten Familien in größeren Pfarreien

mit Angabe der Religion von Eltern und Kindern müßte als Basis der Mischehenseelsorge angelegt und sorgfältig weitergeführt werden.“¹⁾ Eine Hauptforge des Geistlichen müßte selbstverständlich auch darin bestehen, religiösen Konflikten in der Familie möglichst vorzubeugen. Zu diesem Zwecke ist es auch sehr vorteilhaft, wenn passende katholische Lektüre in das Haus kommt. Man soll daher die Familie anhalten, auf katholische Zeitungen zu abonnieren, soll ihr auch gelegentlich ein für ihre Verhältnisse passendes Buch ins Haus schicken. Der katholische Teil muß überzeugt sein, daß wegen der Gefahren, die mit einer Mischehe verbunden sind, für ihn katholische Lektüre nötiger ist denn jemals. Beim protestantischen Teil muß das Interesse geweckt werden, den Glauben seiner Kinder und des anderen Ehepartners näher kennen zu lernen. Besonders aber muß es sich der Seelsorger angelegen sein lassen, den katholischen Teil religiös warm zu halten durch Anleitung zum häufigen Sakramentenempfang und zur fleißigen Teilnahme am katholischen Kultleben, durch Einführung in das katholische Vereinsleben, durch rege persönliche Fühlungnahme. Natürlich fordert dies viel Takt, viel Menschenkenntnis und viel Arbeit. In größeren Städten werden die Seelsorger diese Arbeit wohl kaum allein bewältigen können. Es wird deshalb unbedingt nötig sein, das Laienapostolat intensiv für die Mischehenseelsorge heranzuziehen. Wird aber in dieser Weise in einer Pfarrei für die Mischehen gesorgt, dann wird man sicher auch in manchen Fällen, in denen es sonst unmöglich gewesen wäre, mit moralischer Sicherheit die Erfüllung der gegebenen Versprechen erwarten können.

Endlich trägt es in manchen Fällen zur Stärkung des guten Willens des akatholischen Teiles bei, wenn man ihn sein Versprechen in feierlicher Weise vor Zeugen geben läßt, die dann mit ihm das Protokoll unterzeichnen. Kann man auf andere Weise keine moralische Gewißheit erlangen, dann ist es sicherlich auch erlaubt, die Versprechen beschwören zu lassen.

Manchmal wird allerdings trotz aller Erwägungen die Sache so liegen, daß der Seelsorger zweifelt, ob er mit gutem Gewissen behaupten könne, es sei die moralische Gewißheit für die Erfüllung der Versprechen vorhanden. In einem solchen Falle wird der Pfarrer am besten ähnlich handeln, wie er nach can. 1031, § 1, 3^o beim Zweifel über die Existenz eines Ehehindernisses überhaupt handeln muß: er wird das Urteil dem Ordinarius überlassen. Wenn er aber schon zum Voraus weiß, daß das Ordinariat in solchen Fällen dispensiert, dann darf er sich auch die Meinung seiner vorgesetzten Behörde zu eigen machen und sich das praktische Urteil bilden, daß die Erfüllung der Versprechen moralisch sicher sei.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

VII. (Pflichten des Seelsorgers gegenüber akatholisch geschlossenen Mischehen.) Eine katholische Frau hatte mit einem Protestanten eine

¹⁾ Ries, Die Mischehe, S. 70.

Ehe eingegangen vor dem akatholischen Religionsdiener. Der Kaplan war darüber tief betrübt und suchte mit allen Mitteln die Unglückliche wieder mit der Kirche auszusöhnen. Zu diesem Zwecke besuchte er die Familie sehr häufig und mahnte immer wieder, alles in Ordnung zu bringen, trotzdem er deutlich sah, daß sein Besuch sowohl dem Manne als auch der Frau sehr unwillkommen sei. Schließlich endete die Sache damit, daß ihm das Haus verboten wurde. Sein Pfarrer sagte ihm hierauf, ein solches Ende habe er schon vorhergesehen; mit solchen Leuten sei einfach nichts zu machen; er selbst kümmere sich daher um solche Personen überhaupt nicht. Der Kaplan aber läßt diesen Standpunkt nicht gelten und meint, der Seelsorger habe die Pflicht, sich auch um solche Personen zu kümmern; diese Pflicht höre erst dann auf, wenn, wie in seinem Falle, es unzweifelhaft feststehe, daß alle Mühe vergebens sei.

Wer hat nun recht: der Kaplan oder der Pfarrer?

Ueber die Pflicht des Pfarrers gegenüber seinen Pfarrkindern belehrt uns can. 464, § 1, der sagt: „Der Pfarrer hat von Amts wegen die Pflicht, für alle seine nicht exenten Pfarrkinder zu sorgen.“ Die Pflicht, welche der Pfarrer gerade gegen die Irrenden hat, betont can. 467, § 1: „Der Pfarrer muß . . . die Irrenden in kluger Weise zurechtweisen.“ Völlig im Einklang mit dem Geiste der Kirche ist es daher, wenn die reichsdeutschen Bischöfe in dem Erlaß vom 7. Jänner 1923 über die seelsorgliche Behandlung der Mischehen sagen: „Es wäre nicht recht, bei diesen Hausbesuchen die nicht katholisch geschlossenen Mischehen von vornherein auszunehmen. Es gibt Fälle, in denen nach einem oder nach sechs Jahren erreicht wird, was vor der Eheschließung vielleicht wegen äußerer Familienrücksichten undenkbar erschien Mag auch das seelsorgliche Bemühen um nichtkatholisch geschlossene Mischehen in manchen Fällen nicht von Erfolg belohnt sein, so hält auch hier ein kurzer, taktvoller Besuch Beziehungen aufrecht, die für die Seelsorge an dem katholischen Teil, sei es auch erst in articulo mortis, wichtig werden können. Da der Hausbesuch in Mischehen besonderen Takt erfordert, soll er im allgemeinen vom Geistlichen selber gemacht werden. In manchen Fällen werden aber auch die Gemeindegewestern oder einsichts- und taktvolle Mitglieder des Müttervereines das Mischehenapostolat erfolgreich üben können, weil die Frau vieles der Frau anvertraut, was sie dem Seelsorger nicht so leicht sagt.“

Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Standpunkt, sich um solche Ehen nicht zu kümmern, durchaus verkehrt ist. Damit ist aber nicht gesagt, daß man nun den genannten Kaplan sich in allem zum Vorbild nehmen müsse. Sicherlich hat er sehr unklug gehandelt, wie auch der Mißerfolg beweist. Wenn er aber meint, jetzt sei man aller Pflichten gegen solche Leute ledig, dann irrt er sich sehr. Die Pflicht, für die Seele eines solchen Pfarrkinds zu sorgen, bleibt nach can. 464, § 1 bestehen, solange die betreffende Person Pfarrkind ist. Daraus folgt nun aber nicht, daß man bei jeder unpassenden Gelegenheit in möglichst unpassender Weise diese Pflicht betätigen muß. Es kann vielmehr Verhältnisse geben, in denen

der Pfarrer sich sagt: augenblicklich läßt sich nichts für die unglückliche Person tun. Damit hört die Pflicht selbst aber nicht auf; sobald vielmehr der Pfarrer erkennt, daß die betreffende Person für ein gutes Wort leichter zugänglich geworden ist, muß er auch diese Gelegenheit benützen. Auch ist nicht gesagt, daß er in seiner Hirtenfürsorge sich immer persönlich mit den Betreffenden in Verbindung setzen muß; manches geschieht besser durch andere und auf indirekte Weise. Wie man da aber in jedem einzelnen Falle vorgehen muß, hängt von den besonderen Umständen ab. Mancher Geistliche darf mehr sagen als ein anderer, und jede Person muß schließlich anders behandelt werden. Alles nach einer Schablone abmachen zu wollen, wäre der denkbar größte Fehler. Hier hat die Pastoralflugsheit des Einzelnen das weiteste Feld für ihre Betätigung. Mehr als anderswo gilt hier das Wort: „Sehe jeder wie er's treibe. Eines schickt sich nicht für alle.“

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

VIII. (Die Sorge für **akatholisch getaufte Kinder aus Mischehen**.)

Frau Müller lebt in einer gültigen Mischehe. Die vier aus der Ehe stammenden Kinder sind alle protestantisch getauft. Weitere Kinder sind nicht mehr zu erwarten. Jetzt will Frau Müller ihre Sache in Ordnung bringen. Der Mann will aber von katholischer Erziehung der Kinder nichts wissen. Daher die Frage, ob und wie da noch die Mutter für die katholische Erziehung der Kinder sorgen müsse, oder den „status quo“ dulden könne?

Auf die Frage, ob die Mutter noch die Pflicht habe, für die katholische Erziehung der Kinder zu sorgen, ist zu antworten, daß die Pflicht der Eltern, ihre Kinder dem wahren Glauben zuzuführen, so wenig aufhört als die Elternpflichten jemals aufhören. Bieten deshalb die Landesgesetze dem katholischen Ehegatten die Möglichkeit, die Kinder dem katholischen Glauben zuzuführen, so muß er von dieser Möglichkeit unbedingt Gebrauch machen, gleich ob die Kinder mit oder ohne seine Schuld nicht katholisch sind. Der Umstand, daß dadurch Unfriede in der Familie entsteht, ist keine Entschuldigung.¹⁾ Machen es die Staatsgesetze dem katholischen Ehegatten aber unmöglich, seine Kinder sofort katholisch werden zu lassen, so hören deshalb seine Pflichten noch lange nicht auf. Auch jetzt noch muß er vielmehr alles tun, was in seinen Kräften steht, um die Kinder für die wahre Religion zu gewinnen. Selbstverständlich muß er dabei in kluger Weise vorgehen und darf nichts tun, was voraussichtlich mehr schadet als nützt. Wie da der katholische Teil vorgehen und welchen Zeitpunkt er dafür am besten wählen soll, hängt von den näheren Umständen ab und kann durch keine allgemeine Regel festgelegt werden. Besonders solange die Kinder noch klein sind, wird der katholische Ehegatte, wenn irgendwie Aussicht auf Erfolg vorhanden ist, es versuchen, den anderen Ehegatten umzustimmen. Dabei wird es sich oft

¹⁾ Vgl. Brümmer, Erziehungspflichten kath. Eltern, in Theol.-prakt. Quartalschrift 1924, S. 739. ff

empfehlen, den katholischen Theil darauf hinzuweisen, daß er ohne Gewissensbeunruhigung seine Zustimmung zu einer katholischen Erziehung geben kann, während der katholische Theil in den größten Gewissenskonflikt kommt, wenn er einer protestantischen Erziehung zustimmt. Vom protestantischen Standpunkt aus können ja die Kinder in der katholischen Kirche gerade so gut selig werden wie im Protestantismus; nach katholischem Glauben aber ist es den Kindern im Protestantismus bedeutend schwerer, in den Himmel zu kommen, weil es ihnen dort an so vielen Gnademitteln fehlt.

Weiß aber der katholische Theil aus Erfahrung, daß alle derartigen Versuche, den protestantischen Theil umzustimmen, die Sache nur verschlimmere, dann wird er natürlich es aufgeben, auf diesem Wege zu seinem Ziele zu kommen. Er wird in solchen Fällen hauptsächlich auf die Kinder selbst in kluger Weise einzuwirken suchen. Wie das geschehen kann, ohne dadurch den protestantischen Theil zu veranlassen, diesen Einwirkungen entgegenzutreten, hängt ebenfalls von den näheren Umständen ab. Nicht allzuschwer wird es dem katholischen Theil werden, bei den Kindern Vorurteilen gegen den katholischen Glauben vorzubeugen oder sie zu beseitigen. Da Protestanten oft auch in den christlichen Lehren, die sie mit uns Katholiken gemeinsam haben, furchtbar unwissend sind, so bietet sich sicherlich auch da ein gutes Feld der Belehrung; dabei wird sich auch öfters Gelegenheit bieten, auf Wahrheiten hinzuweisen, welche der Protestantismus nicht annimmt und so die Kinder in die Kenntnis der katholischen Lehre einzuführen. Von selbst bringt es die Erziehung der Kinder auch mit sich, daß man sie vor Sünden warnt; da ist es leicht, den Kindern die Abscheulichkeit der Sünde klar zu machen und sie anzuleiten, über die begangenen Sünden Reue zu erwecken; sehr leicht läßt sich dabei auf den großen Trost hinweisen, welche die Beicht den Katholiken bietet, da in derselben die Sünden nachgelassen werden. Besonders sollen die Kinder auch zum Beten angeleitet werden, dabei können sie auch auf die Fürsprache der Heiligen hingewiesen werden. Die Art und Weise der Einwirkung wird sich selbstverständlich richten nach dem Bildungsgrad des katholischen Theiles, seinem Verhältnis, in dem er zu seinen Kindern steht, sowie besonders auch nach dem Alter und dem Charakter der Kinder. Auf manche Kinder übt es sicherlich z. B. auch einen guten Einfluß aus, wenn sie einmal an einem katholischen Gottesdienst teilnehmen dürfen; passend können sie dabei dann auch auf die Gegenwart Christi im allerheiligsten Altarsakrament hingewiesen werden. Für einen Katholiken, dem es wirklich ein Herzensbedürfnis ist, seine Kinder der katholischen Religion zuzuführen, werden sich sicherlich zahlreiche Gelegenheiten bieten, auf seine Kinder günstig einzuwirken. Geht er dabei immer mit der nötigen Klugheit und Geduld vor, dann müssen fast notwendig die Kinder innerlich der katholischen Religion recht nahe gebracht werden, so daß man mit Grund hoffen kann, es werde mit der Gnade Gottes früher oder später der Zeitpunkt kommen, in welchem sie den Weg zur Mutterkirche zurüdfinden. Sicherlich tritt dieser Fall

nur deshalb nicht häufiger ein, weil manche Katholiken nicht durchdrungen sind von der Größe ihrer Verpflichtung und daher auch nicht das nötige Interesse und vor allem auch nicht die nötige Geduld haben. Sobald manche mit der Kirche wieder ausgesöhnt sind, meinen sie, jetzt hätten sie ihren Kindern gegenüber keine Verpflichtungen mehr, sondern dürften ruhig alles gehen lassen. Besonders wenn sie einmal in recht unkluger Weise eine heftige Auseinandersetzung mit dem anderen Eheheil heraufbeschworen haben, glauben sie bei weitem mehr getan zu haben als ihre Pflicht gewesen wäre und meinen, in Zukunft von jedem Versuch absehen zu dürfen, ihre Kinder der katholischen Kirche zu gewinnen.

Auf die Frage, ob der Pfarrer den status quo dulden könne, ist daher zu antworten, daß der katholische Teil nicht zu den Sakramenten zugelassen werden darf, wenn er mit Hilfe der Staatsgesetze eine katholische Erziehung der Kinder erreichen kann, davon aber keinen Gebrauch macht. Anders aber liegt die Sache, wenn die Gesetze es dem katholischen Teil unmöglich machen, die Kinder dem wahren Glauben zuzuführen, trotzdem er jetzt den besten Willen dazu hat. Ein Erlass der Deutschen Bischöfe vom 7. Jänner 1923 sagt hierüber: „Vor tatsächlicher Restitution der Kinder an die Kirche wird man nicht absolvieren, ausgenommen bei erwiesener tiefer Reue und langjährigem redlichsten Bemühen; zur Vermeidung von Aergernis kann der auswärtige Empfang der heiligen Sakramente auferlegt werden.“ Dabei muß immer gesorgt werden, daß der katholische Teil sich stets recht lebendig der Pflicht bewußt bleibt, auch jetzt noch für die katholische Erziehung der Kinder zu sorgen. Wie wichtig dies ist, geht daraus hervor, daß der Apostolische Stuhl auch in den Quinquennalfakultäten daran erinnert mit den Worten: „Außerdem soll er ihn (d. h. den mit der Kirche wieder ausgesöhnten katholischen Teil) mit ernststen Worten an die Pflicht erinnern, die er immer hat, nach Kräften für die katholische Taufe und katholische Erziehung der Kinder beiderlei Geschlechtes zu sorgen, gleich ob diese Kinder schon da sind oder vielleicht erst noch in Zukunft kommen werden.“¹⁾

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

IX. (Die Behandlung akatholisch Getrauter im Beichtstuhl.) Bei einer Mission kommt zum P. Severus eine Frau in den Beichtstuhl und klagt sich an, daß sie sich protestantisch habe trauen lassen mit dem Versprechen protestantischer Kindererziehung. P. Severus fragt, wann dies geschehen sei und erhält die Antwort: „Nach dem Kriege; es sind zwei Kinder vorhanden und beide sind von dem protestantischen Religionsdiener getauft.“ Hierauf erklärt P. Severus, er werde die Frau nicht absolvieren. Dieselbe suchte ihn natürlich umzustimmen und weist darauf hin, daß ihre Nachbarin sich ebenfalls protestantisch habe trauen lassen mit dem Versprechen protestantischer Kindererziehung. Dieselbe sei aber trotzdem gestern von P. Benignus absolviert worden und heute früh

¹⁾ Archiv f. kath. R. R. 1924 (104), S. 290.

hätte sie kommuniziert. Hierauf entgegnet P. Severus, er wisse wohl, daß in der betreffenden Diözese in dieser Beziehung eine sehr weit-herzige Praxis herrsche. Auch er habe zwar vom Ordinarius die Vollmacht erhalten, von der Exkommunikation wegen Träumung vor dem akatholischen Religionsdiener sowie von den übrigen gewöhnlich damit verbundenen Exkommunikationen zu absolvieren und im Beichtstuhl alles in Ordnung zu bringen. Aber in seiner Heimat habe man eine viel strengere Praxis. Dasselbst werde eine Frau, die sich akatholisch habe trauen lassen mit dem Versprechen akatholischer Kindererziehung, nicht so bald absolviert, immer aber nur außerhalb des Beichtstuhles. Das sei nach seiner Meinung entschieden besser; deshalb werde er sich auch nach der Praxis seiner Heimat richten. Wenn er auch die Vollmacht hätte, von genannten Exkommunikationen zu absolvieren, so hätte er doch nicht die Pflicht, von diesen Vollmachten Gebrauch zu machen. Niemand könne ihn dazu zwingen. Wenn die Frau absolviert werden wolle, dann solle sie zu einem andern gehen.

Was ist nun zu dem Vorgehen des P. Severus zu sagen?

Zunächst ist zu bemerken, daß es dem P. Severus nicht zusteht, über die größere oder geringere Zweckmäßigkeit der seelsorglichen Praxis einer Diözese ein Urtheil abzugeben. Der Bischof und nicht P. Severus ist der von der Kirche bestellte Leiter der Diözese; er ist für die Leitung seiner Diözese Gott und der Kirche Rechenschaft schuldig. Ihm und seinen Beratern muß man deshalb auch die ganze Verantwortung überlassen. Er kennt sicher auch die Verhältnisse der Diözese besser als P. Severus. Diese besonderen Verhältnisse lassen auch vielleicht in seiner Diözese eine Praxis für angezeigt gelten, die anderswo weniger gut wäre. P. Severus braucht sich also nicht zu wundern, wenn in dieser Diözese eine andere Praxis herrscht als in seiner Heimatdiözese.

Dann täuscht sich auch P. Severus, wenn er meint, er habe wohl die Vollmacht, nicht aber die Pflicht, von den genannten Exkommunikationen zu absolvieren. In can. 66, § 1 heißt es nämlich: „Die habituellen Vollmachten, die für immer oder für eine bestimmte Zeit oder für eine gewisse Zahl von Fällen gegeben wurden, werden den Privilegien *praeter ius* gleich geachtet.“ Da aber P. Severus seine Vollmachten offenbar wenigstens für die Dauer der Mission oder für eine bestimmte Anzahl von Fällen hat, so werden dieselben den Privilegien *praeter ius* gleich geachtet. Nun sagt aber can. 69 von den Privilegien: „Niemand hat die Pflicht, ein Privileg zu benutzen, das nur zu seinen Gunsten gegeben wurde. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn sich aus einem andern Grunde diese Pflicht ergibt.“ Sicherlich aber wurden dem P. Severus die entsprechenden Vollmachten nicht gegeben nur zu seinen Gunsten. Schon dieser Umstand legt den Schluß nahe: also muß er seine Vollmachten gebrauchen. — Aber selbst wenn jemandem gewisse Vollmachten nur zu seinen eigenen Gunsten verliehen worden wären, könnte sich, wie der Kodex sagt, aus einem andern Grunde die Pflicht ergeben, diese Vollmachten zu gebrauchen. Ein solcher

Grund aber liegt bei P. Severus vor. Denn dadurch, daß jemand einen Pönitenten zur Beicht annimmt, geht er mit demselben nach allen Autoren einen stillschweigenden Vertrag ein, ihm zu helfen, soweit er kann. Einen Vertrag zu erfüllen aber ist Pflicht. Also muß P. Severus von seinen Vollmachten Gebrauch machen, wenn er dadurch dem Pönitenten helfen kann.¹⁾

Wenn aber auch P. Severus in der Begründung seiner Weigerung und in der Form noch so sehr gefehlt hat, der Sache nach hat er nicht gefehlt. Die Ehe war ja ungültig, weil sie erst nach dem 19. Mai 1918 nur vor dem protestantischen Religionsdiener geschlossen war. Will die Frau sich aber von ihrem Manne nicht trennen, dann kann sie nicht eher zu den Sakramenten zugelassen werden, als bis sie die Ehe in Ordnung gebracht hat. Da die Ehe aber ungültig war wegen mangelnder Form, so kann sie nach can. 1137 nur dadurch konvalidiert werden, daß sie vor dem Pfarrer, bezw. dem Ordinarius oder einem Bevollmächtigten und vor zwei Zeugen abgeschlossen wird. Weil jedoch auch das Hindernis der Bekenntnisverschiedenheit vorliegt, so kann niemand erlaubterweise assistieren, bevor dieses Hindernis gehoben ist. Die Kirche aber dispensiert von diesem Hindernis nur dann, wenn die entsprechenden Kautelen geleistet werden. Klar sagt dies can. 1061, § 1, in welchem es heißt: „Die Kirche dispensiert vom Hindernis der Bekenntnisverschiedenheit nur . . . wenn beide Teile die Kautelen leisten, alle Kinder nur katholisch taufen und erziehen zu lassen.“ Dazu dürfte aber oft der akatholische Ehteil nicht geneigt sein. Träfe dies auch in unserem Falle zu, dann könnten die beiden nicht richtig getraut werden. Folglich konnte die Frau auch nicht zu den Sakramenten zugelassen werden, bevor sie diese unrechtmäßige Verbindung gelöst hatte. Letzteres aber wird nur recht selten zu erreichen sein.

In einem solch verzweifelten Falle gibt es dann nur noch einen Weg zur Rettung: *sanatio in radice*. Kraft der Quinquennalfakultäten können ja die Ortsordinarien derartige Ehen, die vor dem Staate oder dem akatholischen Religionsdiener geschlossen sind, in *radice* sanieren, wenn der akatholische Teil zur Konsenserneuerung oder zur Leistung der Kautelen durchaus nicht veranlaßt werden kann.²⁾

Dabei ist aber wohl zu beachten, daß die vom Bischof subdelegierte Vollmacht, wie sie P. Severus besaß, gemischte Ehen im Beichtstuhl allein in Ordnung zu bringen, nicht die Vollmacht in sich schließt, ungültige Ehen in *radice* zu sanieren. Der Bischof kann nämlich eine derartige Vollmacht für das *forum sacramentale* überhaupt nicht delegieren. Dies ergibt sich klar aus der genannten Quinquennalfakultät. Darin heißt es nämlich ausdrücklich, daß die *Sanation* so gegeben werden müsse,

¹⁾ Vgl. Noldin, de Principiis Theologiae Moralis¹⁴, n. 195; Vermeerich, Epitome Juris Canonici I, n. 134; Maroto, Institutiones Juris Canonici I, n. 300, A, b; Genicot, Institutiones Theologiae Moralis¹⁸, n. 147.

²⁾ A. f. E. R. R. 104. B., S. 290.

daß sie auch in foro externo bewiesen werden könne, und daß deshalb auch darüber ein Dokument ausgestellt werden und gewöhnlich noch eine entsprechende Eintragung in das Taufbuch gemacht werden müsse. Außerdem können die Ordinarien die Vollmacht, solche Ehen in radice zu sanieren, überhaupt nicht den Beichtvätern subdelegieren, sondern nur den Pfarrern und auch diesen nur für einzelne Fälle.

Konnte daher P. Severus der Frau auch nicht insoweit helfen, daß er ihre Sache im Beichtstuhl in Ordnung brachte, so hätte er sie doch darauf aufmerksam machen müssen, daß man ihr vielleicht außerhalb des Beichtstuhles helfen könne, wenn sie sich vertrauensvoll an den Pfarrer oder an den Bischof wende.

Aus dem Umstande aber, daß P. Severus der Frau im Beichtstuhl nicht helfen konnte, folgt nicht, daß P. Benignus bei Absolvierung der Nachbarin verkehrt gehandelt habe. Es wäre ja sehr leicht möglich, daß die Nachbarin schon vor dem 19. Mai 1918 protestantisch getraut worden wäre. In diesem Falle aber wäre ihre Ehe gültig, wenn wegen der damaligen Bestimmungen die Nupturienten an die Form nicht gebunden gewesen wären. Bei der Nachbarin kämen somit alle Schwierigkeiten in Wegfall, die sich bei dem Beichtfinde des P. Severus aus dem Umstande ergaben, daß die Ehe ungültig war. Vereute daher die Nachbarin ihren Schritt aufrichtig, dann konnte sie von P. Benignus absolviert werden, vorausgesetzt, daß er die nötigen Vollmachten zur Absolution von den inkurrierten Zensuren hatte.

Besteht daher in einer Diözese eine recht milde Praxis in bezug auf die Absolution akatholisch Getrauter, dann kann es leicht vorkommen, daß zwei Personen, die sich fast in ganz gleichen Verhältnissen befinden, im Beichtstuhl ganz verschieden behandelt werden müssen.

Personen, die vor dem 19. Mai 1918 getraut wurden, ist in einer solchen Diözese verhältnismäßig leicht zu helfen; solchen Personen aber, die nach dem 19. Mai 1918 getraut wurden, kann man trotz des besten Willens im Beichtstuhl allein nicht helfen.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

X. (Tragen des Ordenskleides.) Ein Ordensmann, der 1902 in einen Mendikantenorden aufgenommen wurde, erzählt einem Mitbruder, daß er jahrelang, durch den Unterricht im Noviziat falsch informiert, sich gefürchtet habe, nachts den Habit abzulegen, weil dies die Exkommunikation nach sich ziehe und schwere Sünde sei. Er habe das immer als eine schwere Last empfunden und gehofft, daß durch den Cod. jur. can. dieses Verbot im Orden aufgehoben werde. Trotzdem aber wird die Vorschrift aufrecht erhalten und als verpflichtend verteidigt; wenngleich man nicht mehr von einer schweren Sünde spricht. Nun wendet sich der Ordensmann vertraulich an einen Konfrater und fragt an, ob er sündige, wenn er ohne Dispens zu erbitten den Ordenshabit nachts ablege.

Die Antwort des Konfraters sei dem wesentlichen Inhalt nach hier mitgeteilt.

Sowohl der Ausspruch des heiligen Bonaventura: „*Ipsorum enim regularia vestimenta quaedam sunt poenitentiae documenta*“ (t. IX, p. 228) sicher auch jetzt noch zu recht besteht, so ist gewiß der „*habitus interior*“ beim Ordensmann allzeit die Hauptsache. Eine allgemein geltende Verpflichtung, nachts das Ordenskleid zu tragen, bestand auch nach dem früheren kanonischen Rechte nicht. Wohl mögen in einzelnen Orden die Statuten zum Tragen des Habites verpflichtet haben oder in anderen die Gewohnheit bestanden haben, den Habit nicht abzulegen, aber eine wirkliche Verpflichtung, nachts den Habit zu tragen, bestand nach dem allgemeinen Ordensrechte niemals. Wohl wurde versucht, auch aus dem allgemeinen Rechte eine solche Pflicht abzuleiten, aber vergebens. Ein klassisches Beispiel eines solchen Versuches ist der sonst als Theologe und Kenner des Ordensrechtes hochgeschätzte Kapuziner P. Albertus a Bulsano in seiner *Expositio Regulae F. Minorum*, Florentiae 1864, p. 87 sq. Er zitiert dafür aus dem *Corpus j. c.* des cap. Vidua 20, q. 1 und c. Sanctimonialis, d. 23. Für die Inkurrierung der Exkommunikation wird zitiert cap. Ut periculosa. Ne clerici vel monachi: „*Ut periculosa Religiosis evagandi materia subtrahatur . . . inhiere mus ut . . . aliquis . . . temere habitum suae religionis dimittat.*“ — Wer kann aber sagen, daß ein der Ruhe bedürftiger Ordensmann seinen Habit „temere“ ablegt? Uebrigens scheint der Zweck dieses Verbotes zu sein, zu verhindern, daß Religiosen den Habit ablegen, um sich freier bewegen zu können, oder an Hochschulen, die sonst Religiosen manchmal nicht offen standen, höhere Studien zu betreiben und in weltlicher Kleidung auch am weltlichen Treiben der Studenten teilzunehmen. Der Hauptgrund aber, warum wohl von den meisten Kanonisten eine Verpflichtung allgemeiner Natur abgelehnt wird und eine obligatio in conscientia gelengnet wird, ist der Umstand, daß es sich nur um partikularrechtliche Bestimmungen handelt, d. h. um Kanones, die aus Partikularkonzilien in das *Corpus j. c.* Aufnahme fanden (cf. Piatius Montensis t. I, p. 302, u. P. Slentjes Aeta O. Min. 1902, p. 193; Schäfer O. M. Cap., Das Ordensrecht, Münster 1923, p. 246). Deshalb sagte P. Brümmer O. Pr., Jus reg., Friburgi 1907, p. 143: „*Habitus religiosus dimitti potest ad tempus ab illo, qui dormitum vadit (nisi aliter praescribitur a statutis Ordinis) . . .*“ Nach dem neuen Kirchenrecht ist von einer Verpflichtung, nachts den Habit zu tragen, noch weniger die Rede. Can. 596 verpflichtet zum Tragen des Ordenskleides innerhalb und außerhalb des Hauses, gibt aber den höheren und im Notfalle auch den Lokaloberen die Vollmacht, aus schwerwiegenden Gründen von dieser Verpflichtung zu entheben. Daraus folgt: 1. Weder im alten noch im neuen kanonischen Rechte ist eine Verpflichtung allgemeiner Art ausgesprochen, nachts den Habit zu tragen. 2. Eine Verpflichtung durch Ordensstatuten bindet nur sub poena, nicht aber sub peccato. 3. Sollte ausdrücklich in Ordensstatuten eine Verpflichtung sub peccato ausgesprochen werden, so könnte wohl nur von einem peccatum leve die Rede sein, da kein Gesetz in einer materia levis sub gravi verpflichtet. Ja es gibt Autoren,

die schon vor dem Cod. jur. can. eine *causa rationabilis* für hinreichend erklärten, um sich dieser lästigen Verpflichtung für enthoben zu betrachten. Da dürfte das gleiche gelten, was Suarez de relig. C. I, c. 5. 18, zitiert bei Slentjes l. c., von den Partikularsynoden sagt: „*honestatem potius quam necessitatem important.*“ Von den gleichen Partikularsynoden aber sagte Melchior Canus de locis Th., C. 5, c. 4, concl. 4: „*Leges nimis duras aut parum ratione consentaneas a Conciliis provincialibus interdum editas non est negandum.*“

Guns (Ob.-Deft.).

P. Amandus Sulzböck O. F. M.

XI. (Ein assistiertes Amt — ohne Assistenz vom Credo angefangen, Vination durch einen sacerdos non jejunus.) Am Fronleichnamsfeste wird in einer Pfarrei mit zwei Geistlichen von einem auswärtigen Gaste unter Assistenz der beiden Ortsgeistlichen ein feierliches Levitenamt gehalten. Während der Lesung der Epistel wird dem Ortspfarrer (Diafon) gemeldet, daß der Pfarrer der Nachbargemeinde auf der Kanzel vom Schläge gerührt worden sei. Er begibt sich sofort nach Ablegen der Levitengewänder in die Nachbargemeinde, spendet dem besinnungslosen Konfrater die heilige Delung und hält darauf Hochamt und Fronleichnamsprozession, obwohl er schon frühzeitig zelebriert und nach seiner heiligen Messe gefrühstückt hat. Der Subdiafon hat unterdessen das Evangelium gesungen, als er aber erfährt, daß der Diafon nicht mehr zurückkehren kann, verläßt auch er den Altar nach dem Credo.

Frage 1: Dürfte der Pfarrer die zweite heilige Messe lesen, obwohl er nicht mehr nüchtern war?

Frage 2: Sollte der Subdiafon am Altare bleiben und dem Zelebrans allein assistieren oder hat er recht getan, als er den Altar verließ?

Frage 3 im Anschluß an Frage 2: Wie sollte sich der Subdiafon bei der folgenden Fronleichnamsprozession verhalten, bzw. in welchen Gewändern sollte er an ihr teilnehmen?

Der Can. 808 des Cod. jur. can. sagt: „*Sacerdoti celebrare ne liceat, nisi ieiunio naturali a media nocte servato.*“ Ein Priester, der nicht mehr nüchtern ist, darf also an und für sich keine Messe lesen. Der Umstand allein, daß infolgedessen eine Pfarrgemeinde an den Sonn- und gebotenen Feiertagen keine Messe hören kann, reicht nicht hin, um einem nicht mehr nüchternen Priester die Zelebration der Messe zu gestatten. Nehmkuhl bemerkt zu dieser Frage in Theol. Mor. II.ⁿ n. 223: „*. . . rationem, quod populus missa forte privetur, ab ecclesia non haberi pro causa legitima, cur non ieiunus celebret. . . . Verum non adeo raro ratio scandali adesse potest, quia nimirum facile praevidetur gravis populi offensio, periculum gravis suspicionis vel dictorii contra sacerdotem, aut periculum, ne complures, quamquam possint et debeant alio se conferre ad audiendam missam, ex inopinato illo casu ansam sumant cum peccato gravi missam negligendi; quodsi haec timentur — non solum populi admiratio — videtur lex naturalis scandala praecavendi gravius urgere quam lex ecclesiastica de jejuniis naturali lato Quare in singulis casibus prudenti indicio relin-*

quendum est, num putetur ex missa non celebrata aliquod grave scandalum secuturum esse.“ Der römische Moralist Bucceroni (Theol. Mor. II. n. 595) vertritt die gleiche Ansicht; denn auf die Frage: „An sacerdos non ieiunus celebrare possit, ut populus missam audiat et praecepto satisfaciatur?“ antwortet er: „Sola ratio curandi, ut populus missam audiat, non sufficit iuxta communem sententiam ad celebrandum, ieiunio violato, quia praestat, ut populus missa privetur, quam ut sacerdos celebret non ieiunus. Si accedit alia ratio gravis, scilicet publici scandali, quod facile impediri non posset, v. g. monendo populum, quod ex aliquo casu sacerdos non sit amplius ieiunus, licita esset missae celebratio. Attamen attendendum practice est, ne maius inde scandalum forte habeatur, puta si non lateat, sacerdotem non esse ieiunum, vel si deinde id cognoscatur.“

Im vorliegenden Falle handelt es sich übrigens nicht um die einmalige Celebrirung der Messe, sondern um die Vination. Hierbei ist auch der can. 806 zu beachten, der die Wiederholung der Messe (auch durch den noch nüchternen Priester) von der ausdrücklichen Erlaubnis des Bischofes abhängig macht. In der Sedauer Diözese ist die Vinationsvollmacht für unvorhergesehene Notfälle im Vorhinein gegeben. — Der Cod. jur. can. weist die Bischöfe im can. 2321 an, die mutwillige Uebertretung der Canones 806 und 808 mit der Suspension a missae celebratione zu bestrafen.

Ad 1. Der Pfarrer durfte nach meiner Ansicht das Amt in der Nachbarpfarre nicht halten; der Umstand, daß er nicht mehr nüchtern war, konnte dort leicht bekannt werden, woraus dann ein größeres Uergernis entstehen konnte.

Ad 2. Da es bei einem assistierten Amt ohne Diacon auch keinen Subdiacon gibt, hat letzterer recht gehandelt, ebenfalls den Altar zu verlassen. Nur hätte er dies nach Vollendung der Epistel tun sollen; das Singen des Evangeliums stand nicht ihm, sondern dem Celebranten zu. Hinweisen möchte ich hierbei auf „Ritus celebrandi Missam VI, 8: Si quandoque Celebrans cantat missam sine Diacono et Subdiacono, epistolam cantet in loco consueto aliquis Lector superpelliceo indutus, evangelium autem cantat ipse Celebrans ad cornu evangelii.“

Ad 3. In Ermanglung der Ministri sacri darf bei der Fronleichnamsprozession ein Priester in Superpelliceum und Stola dem Celebranten assistieren, die Monstranze einhändigen und abnehmen; so Hartmann, Repertorium Rituum¹³, S. 621.

Graz.

Prof. J. Röß.

XII. (Kirchweih-Requiem.) In der Diözese Speyer besteht folgender schöne Brauch: Am Kirchweihmontag, d. h. am zweiten Tage der weltlichen „Kirchweih“, wird an allen Pfarr- und den meisten Filialkirchen ein feierliches Requiem celebriert für die Verstorbenen der Gemeinde, teils mit, teils ohne Vigil. An diesem Requiem beteiligt sich die ganze Gemeinde, mindestens so zahlreich als am Pflichtgottesdienst an Sonn- und Feiertagen. Das katholische Volk würde, mit Recht, nicht gerne

auf das Requiem verzichten. — Nun fiel dieses Jahr in meiner Gemeinde und auch in manchen anderen Orten der „Kirchweihmontag“ auf den 18. Oktober, S. Lucae Ev., dupl. 2. cl. Dasselbe wiederholt sich alle fünf bis sechs Jahre. Was in meiner und manchen anderen Gemeinden von S. Lucas gilt, das trifft in vielen anderen Orten bezüglich „Kirchweihmontag“ an anderen Festen dupl. 1. vel 2. cl. zuweilen zu. So erheben sich zwei Fragen:

1. Darf unter obigen Verhältnissen Requiem genommen werden? In diesem Jahre habe ich Vigil, Requiem mit Libera an S. Lucas, d. 2. cl. gesungen; habe ich recht gehandelt oder nicht? (Concursus populi!)

2. Welches Formular darf, auch abgesehen von Festen d. 1. und 2. cl., genommen werden? — Wohl die meisten Pfarrer nehmen das Formular in anniversario fidelium defunctorum: Anniversarium late sumptum.

Auf diese der Linzer Quartalschrift eingesandte Frage möge Folgendes zur Antwort dienen.

Zunächst: in welche liturgische Rubrik haben wir diese althergebrachten Requiemessen einzureihen? — Es sind Gedenkmessen an einem fixen, bestimmten Tag für die Verstorbenen der gesamten Pfarrgemeinde. Also offenbar Anniversaria late sumpta. Wir brauchen nun nur die Regeln über die Erlaubtheit, bezw. Nichterlaubtheit der Anniversaria late sumpta anzusehen, um über unseren Fall zum Urtheil zu kommen. Diese Bestimmungen lesen wir in den „Additiones et variationes in rubricis Missalis“ Tit. III, No. 6 und 7. Laut dieser Bestimmungen ist für die Anniversaria late sumpta erlaubt eine gesungene Messe. Nur eine, und diese muß in cantu gefeiert werden! Das Formular ist das de anniversariis mit nur einer (der dort angegebenen) Oration und selbstverständlich mit Sequenz. Derartige Anniversarmessen sind verboten an folgenden Tagen: Sonntagen, allen Feiertagen, ob sie jetzt oder früher (!) geboten waren, an Allerseelen, an allen Duplertagen 1. und 2. Klasse, während der privilegierten Oktaven (Weihnacht, Erscheinung, Oftern, Himmelfahrt, Pfingsten, Fronleichnam), an den privilegierten Vigilien (von Weihnacht, Erscheinung, Pfingsten), den privilegierten feriae maiores (Aschermittwoch und den drei ersten Kartagen), ferner, wenn nur eine Messe gehalten werden kann, die aber als Konvent- oder Pfarrmesse (mit Applikation für die Pfarrgemeinde) zu lesen ist oder wenn eben die Aussetzung des Allerheiligsten stattfindet. Für den Fall einer solchen Behinderung gestatten aber die Rubriken die Verlegung der Anniversarmesse (nur der gesungenen) auf den zunächstliegenden von den Rubriken dafür freigegebenen Tag, der entweder voraus oder nachher genommen werden kann. Der oben erwähnte concursus populi hat hier gar keine Bedeutung. Abgesehen davon, daß für Requiemessen die Regeln der feierlichen Motivmessen nicht anzuwenden sind, wären ja für eine solche feierliche Motivmesse (was oft genug nicht beachtet wird) drei Bedingungen, die zugleich erfüllt sein müssen, notwendig: einmal ein res gravis et simul publica causa; 2. die sol-

lemnitas externa, die einerseits in der Feierlichkeit der Messe, das heißt mindestens im Cantus, womöglich cum assistentia, anderseits im concursus populi, der allgemeinen Beteiligung, besteht (der concursus populi allein hat also für die Rubriken gar keine Bedeutung!); 3. das mandatum oder wenigstens der consensus des Bischofs, und zwar pro qualibet vice obtinendus!

Damit sind obige Fragen auch schon beantwortet: 1. Requiem darf in obigem Falle nicht genommen werden, es ist auf den folgenden freien Tag zu verlegen, was bei entsprechender Verkündigung (Hinweis auf das Apostel- oder Marien- oder sonstige Fest) gewiß nicht schwer sein wird. 2. Formular das de anniversariis.

Gurs (Närnten).

P. Josef Löw C. Ss. R.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. Anfragen an die Redaktion erledigt, die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

1. (Zigeunerehen.) Wenn im Nachfolgenden von Zigeunern die Rede ist, so sind darunter nicht die braunen Stammverwandten der arischen Indier verstanden, die heute noch eine dem Sanskrit sehr nahe stehende Sprache reden, sondern deutsche Volksgenossen, die es verstehen, sich außerhalb der Geseze zu stellen, und daher bei der Polizei und den Gerichten wohlbekannt sind. Auch diese nennt man Zigeuner und sie kennzeichnen sich dadurch, daß es unmöglich ist, ihre Personalien festzustellen. Sie führen einen Vorrat von Namen und Geburtsorten, tauchen bald dort, bald da auf, schließen Naturehen, helfen zusammen wie die Ketten, sind von allen Schritten der Polizei gegen sie wohl unterrichtet, lassen sich auch zeitweilig irgendwo nieder, hausieren mit Regenschirmen, betteln, oder sie treiben allerlei Unfug.

Während des Krieges fanden es einige von ihnen vorteilhaft, auch gesetzliche Ehen zu schließen aus sehr naheliegenden Gründen, und so bekam ich als Leiter einer Garnisonsseelsorge das erste Mal mit ihnen zu tun. Beinahe wäre ich schrecklich aufgefressen.

Eines Tages wurde ich in ein Zivilspital gerufen, das auch Militärpersonen beherbergte, denn es meldete sich dort ein Kranker zur Kriegstrauung. In der Aufnahmskanzlei sah ich zuerst nach in den Papieren des Eheswerbers und bekam schon einen Vorgeschmack. Ich las dort: „Truppenkörper: Garnisonsarrest; Charge: Häftling, derzeit in Spitalspflege.“ Da der Mann nur leicht krank war, ließ ich ihn in die Aufnahmskanzlei kommen.

Es erschien ein Mann zwischen Bierzig und Fünfzig und begrüßte mich in den Formen des Zivils. „Wissen Sie, Herr Feldkurat“, sagte er, „ich bin Künstler“. Wie ich später erhob, bestand seine Kunst im Ausbessern von Regenschirmen. Dann begann er seine durch den Krieg

herbeigeführte Umkehr zur Religion zu schildern und endete damit, daß er nun seine vor 18 Jahren bloß zivil geschlossene Ehe auch kirchlich einsegnen lassen möchte, um mit Gott in Frieden zu kommen. Befragt, wo er denn zivil geheiratet habe, nannte er als Trauungsort Nancy in Frankreich. Einen Trauungsschein hatte er natürlich nicht; er hatte wohl einmal einen besessen, aber er mußte ihn vor acht Jahren beim Bezirksgericht Brigen abgeben, wo er eine kleine Affäre hatte, und er bekam ihn nicht mehr zurück. Andere Papiere hatte er auch nicht, denn die lagen bei der Garnisonsseelsorge in A., wo er sich bereits vor Monaten zur Trauung gemeldet hatte.

Das erste, was ich nun tat, war natürlich, daß ich jene Papiere kommen ließ. Der ziemlich dicke Akt wurde mir mit Freuden und mit Glückwunsch abgetreten. Drei Ordinariate hatten sich schon mit diesem Ehefall befaßt. Das erste Ordinariat hatte sich vergeblich bemüht, einen Taufschein für die Braut zu erlangen, die irgendwo im Bayerischen Wald geboren sein wollte. Streng genommen handelte es sich nur um den Geburtsschein, denn die Braut gab schließlich und endlich an, sie habe von ihren verstorbenen Eltern erfahren, sie sei nicht getauft. Mittlerweile wechselte die Braut ihren Wohnsitz und das zweite Ordinariat trug dem Pfarrer ihres Wohnortes auf, sie im Christentum zu unterrichten und bedingungsweise zu taufen.

Während dies im Gange war, mußte der Bräutigam zu einem Truppendörfer, der der Militärseelsorge unterstand, und so meldete er sich bei der zuständigen Militärseelsorge. Diese leitete den Fall an das Apostolische Feldvikariat, welches verlangte, die Braut solle auf ihren Geisteszustand untersucht werden. Sie kam nun in eine Landes-Irrenanstalt, aus der sie nach einigen Wochen mit dem Zeugnis entlassen wurde, daß sie geistig vollkommen normal sei. So lag der Fall, als ich ans Bezirksgericht Brigen schrieb, man möge mir den Trauungsschein von Nancy schicken.

Das Bezirksgericht antwortete zunächst, es sei eine Strafsache unter dem angeführten Namen in den letzten zehn Jahren dort nicht vorgekommen, jedoch der Mann blieb fest dabei, und so wurde vom Gericht ein weiteres Jahrzehnt durchgesehen. Endlich bekam ich durch das Landesgericht meines Garnisonsortes den ganzen Akt mit der Bitte, ich möge mir selbst herausuchen, was ich brauche, man habe nicht Zeit nachzusehen. Der Akt wog mindestens fünf Kilogramm und handelte über 29 Strafsachen beim Bezirksgericht Brigen allein. Einen Trauungsschein suchte ich aber vergebens. Der Mann hatte sich zwar stets als verheiratet ausgegeben, war aber das erste Mal in Trient getraut, wo das Gericht vergeblich einen Trauungsschein requirierte trotz aller Bemühungen; später hatte er angegeben, er sei in Zürich getraut worden, aber auch in Zürich wußte man nichts von seiner Trauung. Natürlich hatte der Mann auch verschiedene Geburtsorte, geboren war er aber in keinem aller genannten Orte.

Nach diesen Erhebungen berichtete ich den Fall dem vorgesetzten Feldsuperiorate, das mir auftrag, dem Mann die Trauung zu verweigern. Ich gab ihm dies schriftlich bekannt und er soll weidlich geschimpft haben, wie ich später hörte. Was weiter aus ihm geworden ist, kann ich nicht sagen.

Bald darauf meldete sich ein Infanterist zur Kriegstraung; befragt, wo die Braut wohnhaft sei, erwiderte er ganz verschüchtert: „Da drüben“, und zeigte mit dem Finger über die Schulter zum Fenster hinaus. „Was heißt das, da drüben?“ Da lächelte er süßsauer und meinte nochmals: „Nun ja, da drüben halt.“ Jetzt fing ich an zu begreifen; ich hatte nicht daran gedacht, daß meine Kanzlei dem Landesgerichte gerade gegenüber lag. Sie wohnte schon die gesetzlichen sechs Wochen „da drüben“ und hatte die Absicht, noch einige Monate dort zu verbleiben. Somit war ja alles in Ordnung und ich konnte eigentlich die Trauung nicht verweigern. Meine Mahnung, er möge zuwarten, war umsonst, denn er mußte angeblich ins Feld. Jedoch da hatte ich mit einer mächtigen Behörde nicht gerechnet.

Voll Freude ging der Bräutigam mit seinem Entlassungsschein und der Dispens von drei Aufgeboten, die von der Landesregierung anstandslos gegeben worden war, „dort hinüber“, und der ihm wohlbekannte Kerkermeister begrüßte ihn mit den Worten: „So, bist du wieder einmal da!“ Als er aber meinen Entlassungsschein gelesen, rief er wütend aus: „Ist dieser Feldkurat bei Trost? Was glaubt denn der? Im Arrest wird nicht geheiratet. Marsch fort mit dir!“

Ganz betrübt kam er wieder zu mir. Selbstredend machte ich ihm nicht den Advokaten, sondern gab ihm den Rat, er möge zum Oberlandesgerichtsrat Soundso gehen, jedoch das wollte er auch nicht. Und er mußte warten.

Bald hernach begegnete mir ein bekannter Bezirkswachtmeister, der vom Kerkermeister die Sache erfahren hatte, und sagte: „Haben Sie denn nicht gleich erkannt, daß dies ein Zigeuner ist?“ — „Ein Zigeuner? Das ist doch kein Zigeuner, sondern ein waschechter Deutscher.“ — „Das wohl, aber wir haben genug solcher Kerle, die uns zu schaffen machen. Da sind die wirklichen Zigeuner noch zahm dagegen. Aber warten Sie, ich gebe Ihnen ein Zigeunerbuch.“ — Und er brachte es mir auch gleich noch am selbigen Tag.

Das „Zigeunerbuch“ war herausgegeben von der Polizeidirektion München. Ich machte später die Erfahrung, daß alle diese Zigeuner in Bayern geboren sein wollten. Die Polizeidirektion hatte von allen Gerichten Bayerns alle Verhandlungen mit solchen Zigeunern gesammelt, und die verschiedenen Namen, Geburtsorte, Geburtsdaten und andere Personalien, die sie vor den Gerichten immer verschieden angeben, aufgenommen, zugleich auch das Delikt und die Dauer und Art der Strafe. Ein gut ausgearbeitetes Register erleichterte den Gebrauch des Buches. Ich las darin und sah, daß die Zigeuner über einen gewissen Vorrat

von Schreibnamen verfügen, daß sie jedoch innerhalb dieses Vorrates bleiben, so daß man den Zigeuner schon am Namen erkennen kann.

Ich hatte dieses Buch erst ein paar Tage auf dem Schreibtisch liegen, als ein Infanterist wegen Kriegstranung vorsprach, dessen Name mich sofort an die eben gelesenen Zigeunernamen erinnerte. Ich griff nach dem Buche und sah, daß dieser Name vor ein paar Jahren in Schwabmünchen zu sechs Wochen Arrest verurteilt worden war wegen Diebstahl. Als Geburtsort nannte mir der Mann einen Ort in Bayern, den Bezirk wußte er nicht. Ich suchte auf der Karte, und während ich suchte, meinte ich, ob das nicht bei Schwabmünchen liege. Ganz erfreut meinte er, das sei leicht möglich. „Warst du schon in Schwabmünchen?“ — „Ja, ich war schon dort.“ — „Freilich warst du schon dort, du hast sogar einmal sechs Wochen auf Staatskosten gewohnt.“

Nun gab es dem Mann einen Ruck, aber er faßte sich gleich und erklärte, daß er sich jetzt erinnere, daß er seinen Tauffchein ohnedies zu Hause habe, er wolle ihn gleich holen. Mir konnte das nur recht sein, jedoch er kam nie wieder. Als ich dann im Zigeunerbuch genauer nachsah, fand ich, daß dieselbe Persönlichkeit auf verschiedenen Gerichten Bayerns verschiedene Namen geführt hatte.

Von da an hatte ich Ruhe mit Zigeunertrauungen. Aber eines Tages starb ein junger Zigeuner im Spital, versehen mit allen heiligen Sakramenten. Sein Geburtsort, der mir angegeben wurde, stimmte nicht. Seine Mutter kam dann mehrmals zu mir, um zu betteln, jedoch den Geburtsort ihres verstorbenen Sohnes sagte sie mir nie; da wurde sie plötzlich ganz dumm und wußte nur mehr, daß es in einer großen Stadt war in einem Haus, wo der Hof soundso aussah; das wußte sie genau, jedoch wie die Stadt hieß, konnte sie sich nicht erinnern. Auch über die Zeit der Geburt konnte sie nichts sagen, als daß es recht kalt war. Bei der Gendarmerie wußte man jedoch, daß diese nämliche Frau täglich postlagernde Briefe empfing und anscheinend eine ganze Zigeunerorganisation leitete.

So tat es mir eigentlich wohl, als ich einmal im Spital einen wirklichen Zigeuner aus der Slowakei traf. Schon von weitem fiel mir sein Typus auf, ich wußte aber nicht schnell, zu welcher Nation ich ihn zählen sollte. Still und traurig lag er in seinem Bett, von den andern verspottet als der Zigeuner. Dem wollte ich eine Freude machen. Zufällig hatte ich zu Hause das Buch von Sowa, Die Mundart der slowakischen Zigeuner, und als ich ihn wieder besuchte, erfreute ich ihn mit den zigeunerischen Zahlwörtern, die ich unterdessen auswendig gelernt hatte: jekh, dui, trin, sehtar, pantsch, schou, esta, ochto, enja, desch. Dann versuchte ich, ihm aus dem Buch Geschichten in der Zigeunersprache vorzulesen, und ich sah, daß er verstand. Man sah es ihm an, daß es ihn tief freute; er verlangte selbst nach den heiligen Sakramenten und ich fand ihn gar nicht so schlecht unterrichtet in der Religion.

Walchsee.

Pfarrer Joachim Mahr.

II. (Die Stellung des Kapitelvikars im kanonischen Rechte.) Bei Erledigung des bischöflichen Stuhles hat das Domkapitel, wenn nicht etwa schon ein Apostolischer Administrator vorhanden ist oder der Apostolische Stuhl etwas anderes verfügt, innerhalb acht Tagen einen Kapitelvikar zu wählen, auf welchen die Jurisdiktion über die Diözese übergeht. Er hat in der Diözese zu wohnen und die applicatio pro populo an gewissen Tagen vorzunehmen (can. 440). Seine Jurisdiktion kommt der bischöflichen nahe. Jedoch sind ihm manche rechtliche Belange ausdrücklich entzogen. Allgemeiner Grundsatz ist: *Sede vacante nihil innovetur* (can. 436). Grundstürzende Aenderungen hat also der Kapitelvikar zu unterlassen. Der Kodex bietet zwar keine Zusammenstellung der jurisdiktionellen Beschränkungen des Kapitelvikars, sondern merkt dieselben nur in den einzelnen Rechtspartien an. Im vorhinein erwartet man, daß es sich bei den Beschränkungen um Verfügungen von großer Tragweite handelt. Da aber am Kodex verschiedene Kommissionen gearbeitet haben, so zeigen manche von diesen Beschränkungen eine persönliche oder lokale Note.

Entzogen ist dem Kapitelvikar das Recht eine Diözesansynode zu berufen (can. 357, § 1), das Recht Ehrenkanoniker zu ernennen (can. 406, § 1), die Umwandlung von Pfarren mit absehbaren Seelsorgern in solche mit unabsehbaren Seelsorgern (can. 454, § 3), die Gründung neuer Kongregationen, bezw. die Zulassung solcher Gründungen (can. 492, § 1). Nur in Hinblick auf die Verhältnisse in romanischen Ländern, wo kirchliche Vereine eine große Rolle spielen, ist erklärlich das Verbot, daß der Kapitelvikar neue Vereine gründe, bezw. zur Gründung oder Aggregation seine Zustimmung gebe (can. 686, § 4). Der Bischof kann die Losprechung gewisser Sünden sich vorbehalten, nicht aber der Kapitelvikar (can. 893). Daher hören während der Sedisvakanz die bischöflichen Reservate auf (Prümmer, *Manuale* j. e. 1922, 202). Der Bischof kann für Priester, welche zum eigenen Vorteil in einer Kirche zelebrieren, wenn die Kirche arm ist, eine mäßige Zelebrationstaxe einführen. Dem Kapitelvikar ist dies untersagt (can. 1303, § 3). Der Bischof kann aus schwerwiegenden Gründen Vereinigungen von Pfarren untereinander oder Pfarrkirchen mit Nichtseelsorgersbenefizien vornehmen. Dem Kapitelvikar ist dies vorenthalten (can. 1423, § 1). Die Kirche ist aus mehreren Gründen gegen den Pfründentausch eingenommen. Nebenfalls darf der Kapitelvikar einen solchen nicht bewilligen (can. 1487, § 1). Synodalexaminatoren und Synodalrichter können nur vom Bischof nach Ratseinhaltung des Kapitels, nicht vom Kapitelvikar entfernt werden (can. 388, 1574, § 2). Den Offizial kann der Kapitelvikar nicht des Amtes entsetzen (can. 1573, § 5), ebenso nicht den dauernd bestellten promotor iustitiae und defensor vinculi (can. 1590). Erst nach Ablauf eines Jahres seit der Sedisvakanz darf der Kapitelvikar Pfarren freier bischöflicher Verleihung vergeben (can. 455, § 2, n. 3). Es sollen dadurch die bischöflichen Rechte so viel als möglich gewahrt werden. Nicht vorenthalten ist dem Kapitelvikar die Verleihung von Pfarren auf Grund von Präsen-

tationen, bezw. Wahlen. Die Wichtigkeit der Erteilung von Weihen wird dadurch illustriert, daß der Kapitelvikar erst nach Ablauf eines Jahres seit der Sedisvakanz und mit Zustimmung des Kapitels Weihedimissorien ausstellen darf (can. 958, § 1, n. 3). Das Gesetz macht zwar eine Ausnahme: *ratio beneficii recepti vel recipiendi aut ratio alicuius officii*. Da Weihekandidaten in der Regel noch keine Benefizien besitzen und auch nicht in nächster Zeit zu erwarten haben, trifft die erste Ausnahme wohl nur selten zu. Aber auch bei dem Ausdruck *officium* darf man nicht an ein *officium ecclesiasticum* im weiteren Sinne, sondern nur an ein *munus ordinatione sive divina sive ecclesiastica stabiliter constitutum, ad normam sacrorum canonum conferendum* (can. 145, § 1, vgl. auch § 2) denken. Da nun bei unseren Verhältnissen die Diözese regelmäßig die Neupriester eines Jahres nicht entbehren kann, die Kandidaten, welche ihre Studien vollendet haben, auch nicht auf ein Jahr einem anderen Berufe sich widmen können, so wird der Kapitelvikar sich regelmäßig an den Apostolischen Stuhl wenden müssen wegen vorzeitiger Ausstellung der Weihedimissorialien. Wie streng der Apostolische Stuhl vorzugehen pflegt, zeigt folgendes Beispiel aus der neuesten Zeit: Ein Bischof hatte die Kandidaten für die Weihen bereits approbiert, starb aber, ohne eine Dimission an einen anderen Bischof ausgestellt zu haben. Der Kapitelvikar wandte sich an den Apostolischen Stuhl mit der Bitte, die Kandidaten für den gewöhnlichen Weihetermin dimittieren zu dürfen. Darauf erging folgendes Reskript: Die 5. Aprilis 1927 S. Cong. de Sac. vigore facultatum a SS. D. N. Pio Papa XI sibi tributarum attentis expositis gratiam indulget juxta petita pro hac vice tantum, dummodo dioecesis necessitas aut evidens utilitas id exigat, nemo ordinandorum ab Ordinario antecessore fuerit rejectus, pro singulis consensus capituli legitime congregati et per secreta suffragia accesserit, tam super idoneitate promovendi, quam super necessitate aut utilitate dioecesis, servatis in reliquis de jure servandis.

Gleich streng wird die Ex- und Inkardination eines Klerikers behandelt, d. h. der Kapitelvikar darf erst nach Ablauf eines Jahres seit der Sedisvakanz und mit Zustimmung des Kapitels die Ex-, bezw. Inkardination gestatten (can. 113). Eine wichtige Stelle in der Diözesanverwaltung nehmen der Kanzler und etwa bestellte Notare ein. Dieselben können vom Kapitelvikar nur mit Zustimmung des Kapitels enthoben werden (can. 373, § 5).

„Ob graves et speciales causas“ (can. 312) wird mitunter für eine verwaiste Diözese ein Apostolischer Administrator bestellt (can. 431, § 1). Derselbe hat als zeitlicher Diözesanverwalter die Rechte eines Kapitelvikars (can. 315, § 2). Da er aber selbst *sede plena*, wenn er z. B. einem altersschwachen Bischof an die Seite gegeben wird, nach can. 315, § 2, n. 1 das Visitationsrecht hat, ist nicht einzusehen, warum ihm dieses Recht nicht auch *sede vacante* zukommen sollte. In diesem Sinne auch Wernz-Vidal, *Jus can.* II, 1923, 589. Der bischöfliche Kapitelvikar oder

Administrator hat die Ehrenrechte eines Titularbischofs, sonst die Ehrenrechte eines Apostolischen Protonotars.

Graz.

Prof. Dr J. Saring.

III. (**Der titulus als Voraussetzung für die Erziehung.**) Im Anschlusse an das römische Recht lehrten Kanonisten und Moralisten, daß zur Erziehung auch ein titulus notwendig sei. Freilich, bei der näheren Bestimmung gab es viel Streit. Jedenfalls hat der titulus nicht den Sinn, daß die in Frage stehende Sache in unanfechtbarer Weise erworben wurde; denn dann könnte ja nicht von einer Erziehung gesprochen werden. Es liegt vielmehr ein mangelhafter Erwerb vor, aber es sind Vorgänge vorhanden, welche geeignet sind, den Erwerb als rechtmäßig erscheinen zu lassen, oder wie man auch sagte, es liegt ein Erwerbsgrund vor, der geeignet ist Eigentum zu verschaffen, z. B. Kauf, Tausch, Schenkung oder andere objektiv gültige Erwerbstitel. Der Cod. jur. can. verzichtete nun auf die Voraussetzung des Titels bei der Verjährung (vgl. can. 1509 bis 1512.) Da aber die bona fides während der ganzen Erziehungszeit notwendig ist, der gute Glaube aber ohne objektiven Erwerbstitel nicht leicht vorkommt, ist hiedurch an der bisherigen Theorie wenig geändert. Folgerichtig erklärt auch can. 1446, daß ein Mönch ein Benefizium bei Vorhandensein der bona fides in drei Jahren etsi forte cum titulo invalido erziehen kann. Auch der titulus coloratus in der Lehre von der Ergänzung der Jurisdiktion ist gefallen. Bekanntlich lehrte man schon vor dem Kodex, daß die Kirche eine mangelnde Jurisdiktion ergänze, wenn ein allgemeiner Irrtum vorliege, nur wollten manche außerdem einen titulus coloratus, einen Scheintitel. Z. B. ein Priester gilt allgemein als Pfarrex, ist es aber tatsächlich nicht. Es liegt hier error communis vor. Der titulus coloratus würde darin bestehen, daß Vorgänge vorhanden sind, welche den Erwerb der Pfarre als rechtmäßig erscheinen lassen, z. B. kanonische Investitur. Der Kodex (can. 209) verlangt einen solchen titulus coloratus nicht. Tatsächlich wird aber ein allgemeiner Irrtum meist nur möglich sein, wenn äußerlich ein solcher (Schein)titel vorhanden ist.

Graz.

Prof. Dr J. Saring.

IV. (**Ungültige Errichtung eines Noviziatshauses.**) Eine Schwesternkongregation bischöflichen Rechtes, die bereits in zwei Provinzen geteilt ist, entsendet einige Schwestern nach Brasilien zur Gründung einer kleinen Niederlassung. Die Neugründung vollzog sich nach Maßgabe des can. 495, § 1, d. h. mit Zustimmung beider in Betracht kommenden Ordinarien. Wohl durch diese Tatsache getäuscht, glaubte die Oberin der neuen Niederlassung auch ein Noviziat einrichten zu können. Als eine Schwester, welche aus diesem Noviziat hervorgegangen war, vor der dauernden Profess stand, kam man auf das ungeschickliche Vorgehen. Was ist nun zu tun?

Nach can. 554 ist das Noviziatshaus nach den Konstitutionen zu errichten, jedoch ist zur Errichtung eines Noviziates in einer religiösen Genossenschaft päpstlichen Rechtes immer die Genehmigung des Apo-

stolischen Stuhles einzuholen. Letzteres trifft in unserem Falle nicht zu, da wir eine religiöse Genossenschaft bischöflichen Rechtes vor uns haben. Aber § 2 desselben Kanons bestimmt allgemein: Mehrere Noviziathäuser in derselben Provinz dürfen, wenn die Genossenschaft in Provinzen geteilt ist, nur mit Erlaubnis des Apostolischen Stuhles errichtet werden. Das Noviziat war also in unserem Falle ungültig und infolgedessen auch die daraufhin abgelegte zeitliche Profess (vgl. can. 572, § 1, n. 3). Auf besonderes Ansuchen gestattete der Apostolische Stuhl die Errichtung des zweiten Noviziathauses in derselben Provinz, sanierte das fehlerhafte Noviziat und die fehlerhafte zeitliche Profess. Interessant ist, daß die Professin schriftlich erklären mußte, die Sanation anzunehmen und die Hinterlegung dieser schriftlichen Erklärung im Kongregationsarchiv angeordnet wurde.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

V. (Mitarbeit katholischer Priester an akatholischen wissenschaftlichen Unternehmungen.) Auch zur Herausgabe profanwissenschaftlicher Werke, zur Leitung von Zeitungen und periodischen Druckschriften, sowie zur Mitarbeit an denselben, bedarf nach can. 1386, § 1 der Weltpriester der Erlaubnis seines Ordinarius, der Religiöse außerdem der Erlaubnis seines Vorgesetzten (Superior maior). Die bischöflichen Durchführungsverordnungen haben allerdings die Mitarbeit an katholischen Blättern und Zeitschriften dem Klerus entweder ganz freigegeben oder eine Erlaubnisgewährung nur für ständige Mitarbeit sich vorbehalten (siehe Haring, *RR.*³, 175, 372;). Strenger eine Mainzer Verordnung (siehe Archiv f. *RR.*, 1925, 590 f.).

Bezüglich der Mitarbeit an akatholischen Unternehmungen erklärt can. 1386, § 2: In diariis vero, foliis vel libellis periodicis, qui religionem catholicam aut bonos mores impetere solent, nec laici catholici quidpiam conscribant, nisi iusta ac rationabili causa suadente, ab Ordinario loci probata.

Aus Gründen kann also der Ordinarius sogar die Mitarbeit an literarischen Unternehmungen gestatten, die feindlich gegen die katholische Religion und die guten Sitten auftreten, um so mehr, wenn diese feindliche Spitze fehlt. Nichtsdestoweniger ist hier mit Bedacht vorzugehen. Bildet, wie bei Sammelwerken, die Arbeit des katholischen Mitarbeiters ein abgeschlossenes selbständiges Werk, so ist die Sache wohl am ungefährlichsten. Vielleicht dringt gerade dadurch eine katholische Auffassung auch in akatholische Kreise. Wohl sehr wichtige Gründe müssen für den Katholiken vorhanden sein für die Mitarbeit an Zeitschriften, welche katholische Religion und Sitte anzugreifen pflegen. Schon vom redaktionellen Standpunkt aus ist es sonderbar, wenn Artikel derselben Zeitschrift sich widersprechen. Die akatholische Zeitschrift bekommt durch katholische Mitarbeiter bei weniger orientierten Lesern eine Empfehlung, die sie nicht verdient. Also nur sehr wichtige Gründe könnten eine derartige Mitarbeit rechtfertigen. Akatholiken oder Namenskatholiken pflegen ja

auch grundsätzlich nicht bei ausgesprochen katholischen Publikationen mitzuwirken. Lernen wir von den Gegnern.

Graz.

Prof. Dr. J. Saring.

VI. (Ueber den Ursprung der Augustinerregel.) Im IV. Heft, S. 830, vom Jahrgang 1926 dieser Zeitschrift erschien ein Artikel über die Augustinerregel, in dem der Verfasser desselben recht Interessantes berichtet über dieses ehrwürdige Dokument. Am Schlusse desselben faßt er das Gesagte in drei Punkten zusammen, deren wesentlicher Inhalt ist, daß um das Jahr 700 herum die Regel in ihrer späteren Fassung schon vorlag, daß also um dieselbe Zeit schon ein Männerorden existierte, der nach derselben lebte. Es erscheint daher angebracht, einmal das ganze Problem über die Entstehung der Augustinerregel aufzurollen. Im folgenden sei mir deshalb der Versuch gestattet, den heutigen Stand der Forschung über die Augustinusregeln kurz darzutun. Die vielen Meinungen anzuführen, die über diesen Gegenstand in Umlauf gesetzt wurden, erübrigt sich, da diese in Fachkreisen verfaßt sind. Wir legen uns zunächst zwei Fragen vor, deren Beantwortung uns ein einigermaßen klares Bild geben dürfte über unser Thema.

1. Was ist die Augustinerregel und wie ist sie entstanden?
2. Wann, in welcher Form und in welcher Verwendung tritt sie uns in der Geschichte zuerst entgegen?

An der Universität Göttingen hat im Jahre 1925 Dr. Schroeder eine Arbeit über diesen Gegenstand eingegeben, die nachher im Archiv für Urkundenforschung Bd. IX, S. 271 erschien, und die meines Erachtens das Beste darstellt, was zur Zeit darüber veröffentlicht ist. Schroeder stellt darin fest, daß dem heiligen Augustinus eigentlich vier Regeln zugeschrieben wurden, die er dann einer Prüfung unterzieht.

Die erste dieser Regeln ist die sogenannte „regula consensoria monachorum“. Der Text ist gedruckt bei Holstenius-Brockie, Codex regularum Bd. I, S. 136. Diese stammt nicht vom heiligen Augustinus, sondern von den Priscillianisten, wie der Benediktinerpater Bruyne nachgewiesen hat in der Revue Benedictine, Bd. XXV (1908, S. 83 bis 88. Das gibt auch P. Casamassa zu, der Gewährsmann des Verfassers von dem oben genannten Artikel, in seiner Abhandlung über die Augustinusregel: Il piu antico codice della regola monastica di sant' Agostino. Schroeder spricht von dem Ursprung dieser Regel nicht, weil sie ein dürftiges Machwerk ist, das zu Augustinus' Schriften in gar keinem Verhältnisse steht.

Eine weitere Regel ist die sogenannte „regula secunda“, die sowohl Migne, Patres lat. Bd. 66, S. 995, als auch Holstenius I, 137 als regula incerti auctoris geben. Auch ihr muß eine nüchterne Kritik die Herkunft von Augustinus absprechen, da weder ihr Inhalt den Geist, noch ihr Text den Stil des Heiligen verrät. P. Casamassa setzt ihre Entstehung an das Ende des 6. oder an den Anfang des 7. Jahrhunderts. Ihre Herkunft ist aber zur Zeit noch unerforscht.

Bevor wir nun über die dritte Regel uns verbreiten, wollen wir aus praktischen Gründen, die sich nachher zeigen werden, zuerst von der vierten reden. Es ist bekannt, daß die Schwester des heiligen Augustinus, Perpetua, in Hippo einem Frauenkloster vorstand, das der Heilige selbst errichtet hatte. Als Perpetua starb, wählten sich diese Nonnen eine neue Vorsteherin, die aber nicht das Vertrauen aller Klosterinsassen erringen konnte. So entstanden Streitigkeiten daselbst, und man bat den heiligen Bischof, er möge kommen, um dieselben beizulegen. Augustinus willfahrte diesem Ansinnen dadurch, daß er den Nonnen jenen 211. Brief schrieb, in dem er ihnen allgemeine Verhaltensmaßregeln sandte. Die Abfassung dieses Briefes sehen einige in das Jahr 420, andere um 423. Die Echtheit desselben ist aber allgemein anerkannt. Der Text steht bei Hoftenius I, 349. Das ist die vierte Regel des heiligen Augustinus.

Die dritte Regel ist nun nichts anderes als die Umschrift dieses 211. Briefes für das männliche Geschlecht, wobei wir vorerst die Frage unbeachtet lassen, wer diese vornahm. Wer sich die Mühe nehmen will, einmal diese beiden Schriftstücke zu vergleichen, der wird finden, daß der Verfasser der dritten Regel sich slavisch an den Text dieses Briefes gehalten hat. Nur hat er überall anstatt des weiblichen, das männliche Geschlecht gesetzt. Ferner hat er einige Stellen, die sich auf die Frauen speziell bezogen, weggelassen, wie z. B. diejenige über den Besuch der Bäder, die über Haartracht u. a.¹⁾ Dafür fügt er den Satz aus der unechten zweiten Regel hinzu: *Ante omnia, fratres carissimi, diligatur Deus, deinde proximus, quia ista praecepta principaliter nobis sunt data.*

Es erhebt sich nun die Frage nach der Urheberschaft dieser Umschrift. Von wem und wann wurde diese Umschrift vollzogen? P. Casamassa scheint der Meinung zu sein, daß Augustinus selbst um das Jahr 391 herum die dritte Regel für seine Kleriker verfaßt haben könne, daß er also dann 423 die wörtliche Abschrift dieser für seine Kleriker bestimmten Statuten, auch an die Nonnen geschickt habe. Wir möchten das der Größe und der literarischen Tüchtigkeit des heiligen Kirchenlehrers nicht zumuten, sondern sind der Meinung, daß die Umschrift später von fremder Hand vorgenommen wurde.

Um nun zur Frage der Adaptation zu kommen, muß es als auffallend bezeichnet werden, daß gerade dieser Brief in den ersten Jahrzehnten nach dem Tode des Heiligen gänzlich übergegangen wird. Für unsere Frage gehen wir den Fäden nach, die über Frankreich zu Augustinus führen. Possidius sagt in seiner *Vita sti. Augustini* I, c. 42, daß nicht nur . . . *per omnes Africae partes, verum etiam in transmarinis* . . . die Lehre und Lebensweise des Heiligen verbreitet worden sei. Die Verfolgung der Wandalen gab dazu die Veranlassung, daß die

¹⁾ Diese Stellen fehlen auch in den Regeln der später gegründeten Frauenengenossenschaften, die als Statuten die Augustinerregel haben.

Schüler desselben sich zerstreuten. So haben wir in Südfrankreich zunächst den Prosper von Aquitanien, einen unmittelbaren Schüler des Heiligen (gest. c. 463). Ferner ist dort Pomerius, der Lehrer des heiligen Caesarius von Arles, der von 502 bis 543 Bischof von Arles war. Caesarius schrieb vor dem Jahre 500 seine *Regula ad virgines* (siehe Holstenius I, 355) und kurz nach 500 verfaßte er die *Regula ad monachos*. In dieser Frauenregel finde ich die ersten Zitate aus dem 211. Brief, so z. B. in den Kapiteln 18 bis 22, 26, 27, 29, 31, 32. Die Männerregel dagegen scheint keine wörtlichen Zitate aus diesem Briefe zu haben (cf. Holstenius I, 144).

Das erste Beispiel für die Umschrift finde ich beim heiligen Benedikt von Nursia (gest. 543). Schroeder verneint dies zwar, aber Butler hat das nachgewiesen in seinen Schriften: *Sancti Benedicti regula monastica*, Freiburg i. Br. 1912, und in *Benedictine Monachisme, Studies in Benedictine Life and Rule*, London 1924. Jedoch sind die Zitate noch selten. Ein ganz klassisches Beispiel dagegen für die Umschrift finden wir in der sogenannten *Regula Tarnatensis*, in der sich ganze Kapitel aus dem 211. Briefe finden. Man hat diese Regel lange als die älteste Regel von St. Moritz in der Schweiz angesehen, bis dann Msgr. Besson in seinem *Monasterium Acaunense*, Freiburg i. Schw. 1913, das als Irrtum zugewiesen hat. Der Text derselben findet sich in Migne, Bd. 66, S. 977.

Es ist äußerst interessant, den Spuren dieses Briefes in der Regel-literatur des 6. bis 9. Jahrhunderts nachzugehen. Alle diese Regeln haben sich gegen die Regel des heiligen Benedikt nicht behaupten können und haben nur lokale Bedeutung erlangt. Ich nenne nur die Regeln des Aurelianus, des Paulus und Stephanus, die *Regula cuiusdam Patris*, des Ferreolus, des Leander, des Isidor Hispalensis, des Truktosus u. s. w. Wann und wo aber die vollständige Umschrift stattfand, das ist zur Zeit noch nicht aufgeklärt. Aller Wahrscheinlichkeit nach erfolgte sie aber im Laufe des 7. Jahrhunderts, denn um 700 herum lag sie schon vor, wie der Pariser Codex 12.634 ausweist.

Wenn nun der Verfasser des oben angedeuteten Artikels daraus schließt, daß um diese Zeit ein Männerorden in der Kirche bestanden habe, der nach dieser Regel lebte, so schließt er mehr, als aus den Prämissen gefolgert werden kann. Zunächst ist darauf zu sagen, daß in der Pariser Handschrift der Text durchaus nicht derselbe ist, wie er heute in der Augustinerregel vorliegt. Auf fol. 9 dieser Handschrift steht nämlich zuerst die unechte zweite Regel und darauf folgt auf fol. 11 ohne eine Unterbrechung die dritte Regel, während heute der Text der Augustinerregel nur noch den oben angeführten Satz von dieser unechten Regel hat. Entweder ist also der ältere Text nicht von Augustin, oder der neue, oder aber es kommt keiner in seiner jetzigen Fassung von Augustinus, derselbe ist durch Umschrift des 211. Briefes entstanden. Die älteren Handschriften haben nämlich alle die vollständige unechte Regel mit Ausnahme des Münchener Codex lat. 28.118, der nur die Umschrift

des Briefes hat. Wenn man aber zu einer Analogie seine Zuflucht nehmen darf, so kann man sich nicht vorstellen, daß man z. B. eine Benediktusregel so willkürlich kürzen könnte, wie dies in den Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts geschieht mit der Augustinerregel, indem man einfach die ganze zweite Regel wegläßt, ausgenommen den Einleitungssatz: Ante omnia etc. Man kann auch in den Handschriften, deren in der Staatsbibliothek in München eine ganze Anzahl vorhanden sind, diesen Veränderungsprozeß verfolgen.

Es bleibt nun noch die Frage zu erörtern, als was die jetzige Augustinerregel uns in der Geschichte zuerst entgegentritt. Für den Verfasser des oben genannten Artikels ist es ausgemachte Sache, daß sie als Regel für eine männliche Ordensgemeinde erscheint. Auch diese Folgerung ist nicht richtig. Der Verfasser beruft sich auf den Codex Parisiensis lat. 12.634, den übrigens schon Ludwig Traube in den Abhandlungen der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. XI (1898) beschrieben und dort diese Regel festgestellt hat. Nun enthält aber gerade diese Handschrift außer der Regel Augustinus auch Statuta Patrum in deserto, admonitio st. Ephraem, de consolatione mortuorum. Er ist also nicht als Regelfoder gedacht gewesen, sondern hat vielmehr zu Vorleseziwecken gedient, etwa zu der so berühmten Kapittellebung, die ja auch bei den Kanonikern gebräuchlich war. Dasselbe ist zu sagen von dem eben erwähnten Münchener Codex, der ein Prachtwerk ist, das der heilige Benedikt von Aniane dem Abt von St. Maximin in Trier schenkte. Auch er enthält außer der Regel der Augustiner noch eine Anzahl anderer Schriften asketischen und doktrinären Inhaltes. Auch diese Handschrift war also als Erbauungsliteratur gedacht. Wer die dritte Regel kennt, mit ihren tiefen, aber immer doch sehr allgemein gehaltenen Lehren, der wird gegen eine solche Verwendung derselben durchaus keine Bedenken haben.

Dazu kommt noch, wenn auch nicht als durchschlagendes Moment, so doch immerhin als nicht ganz belangloser Faktor, daß wir bis jetzt in keiner einzigen Verordnung kirchlicher und weltlicher Behörden, an denen aus jener Zeit wahrlich kein Mangel ist, man sehe nur einmal in die ersten Bände der Monumenta Germaniae Historica hinein, daß in all diesen nirgendwo die Rede ist von einer solchen Ordensgenossenschaft mit der dritten Regel des heiligen Augustinus, das muß doch jeder mann befremden. Sowohl Karl d. Gr. als Ludwig der Fromme strebten dahin, daß alle Meriker entweder Mönche oder Kanoniker seien. Für erstere galt als einzige die Regel Benedikts, letztere lebten entweder nach der Regel Chrodegangs, oder nach Statuten, die von den Bischöfen der einzelnen Sprengel gegeben waren, die darum auch nur im Bereiche dieses Bischofs Geltung hatten, oder aber nach 817 strebten die Bischöfe danach, die Aachenerregel überall einzuführen.

Weiter kann man noch hinzufügen, daß Cardinal Hildebrand die Augustinerregel nicht gekannt hat. Dies geht ziemlich unzweideutig aus seiner Rede hervor, die er 1059 auf der Lateransynode hielt gegen die

Nachenerregel.¹⁾ Hildebrand war aber bekanntlich bei den Lateran-kanonikern erzogen worden, ging dann mit Gregor VI. nach Köln in die Verbannung und nachher nach Cluny. Daß er in dieser Zeit nie etwas von einer solchen Ordensgemeinde gehört hätte, wenn es eine solche gab, ist mehr als sonderbar. Daß man aber in Rom selber von einer solchen nichts gewußt hätte zur Zeit eines Leo IX., eines Nikolaus II., eines Alexander II., ist noch weniger glaubwürdig. Noch in der von Paschal II. bestätigten Regel des Petrus de Honnestis (c. 1116) sagt Petrus, daß es keine allgemein gültige Kanonikerregel gäbe.²⁾ Und doch tritt uns die Augustinerregel zuerst als Kanonikerregel in der Geschichte entgegen, allerdings auch nur mit lokaler Bedeutung. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts legten noch Regularkanoniker nach der Nachenerregel Profeß ab, z. B. in Toulouse und in Cahors.

Wir könnten zu dem Gesagten noch eine Menge Beweismaterial anführen, müssen jedoch davon Abstand nehmen. Das Resultat der heutigen Forschung glauben wir in folgende Sätze zusammenfassen zu können: Von den vier Augustinusregeln ist nur eine, der 211. Brief nämlich, von Augustinus selber. Die dritte Regel entstand durch Umschrift aus diesem Briefe, den man für Männer anpaßte. Diese Umschrift vollzog sich anfangs nur etappenweise, war aber bis zum Jahre 700 vollständig durchgeführt. Zuerst fand diese Umschrift nur Verwendung als geistliche Lesung, bis ihr dann die Reform des 11. Jahrhunderts, die den Säkularklerus zur Vita communis zusammenfassen wollte, zu ihrer Stellung als Ordensregel verhalf.

Ravengiersburg (Hunzrüd): P. Johannes Wirges M. F. S.

VII. (Der Winfriedbund.) Welcher Wandel in der religiösen Geschichte Deutschlands! Vor 1200 Jahren kam Winfried, einer von den Söhnen des heiligen Benedikt, aus Britannien herüber, um in heiliger Missionsbegeisterung den Auftrag Christi zu erfüllen: „Prediget das Evangelium allen Geschöpfen!“ Wohin St. Winfried, nachmalig von Papst Gregor II. Bonifatius benannt, kam, da wurde es licht in der Nacht germanischen Heidentums. Allüberall entstanden Christengemeinden, wurden Kirchen und Klöster erbaut, Kloster- und Domschulen errichtet, Pfarreien und Diözesen abgegrenzt. Deutschland wurde allmählich ein christliches Land.

Ist Deutschland auch heute noch ein christliches Land? Wir müssen bei dieser Fragestellung das Wort christlich unbedingt in seinem Vollgehalt, in seinem ganzen Werte als christusgläubig nehmen und dann sagen: Deutschland ist in weiten Volkschichten, ja selbst in manchen Gebieten nicht uneingeschränkt mehr als christlich zu bezeichnen. Es hat

¹⁾ Siehe den Text derselben bei Mabillon, Annales O. S. B. IV, pag. 686, append. n. 77.

²⁾ Siehe Eubiu, Commentarius de scriptor. decles. I. II, 1012; I. V, pag. 263; und Hieron. Rubi histor. libri X; lib. V, pag. 263; Migne 163, pag. 705.

wirklich keinen Sinn, Vogel-Strauß-Politik zu treiben und seine Augen der traurigen Wirklichkeit zu verschließen.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Katholiken Deutschlands. Es sind etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung, gut 20 Millionen. So viel werden in den amtlichen Registern als Katholiken noch geführt. Wie steht es nun mit der christlichen Betätigung? Bei einem ganz großen Prozentsatz einfach trostlos. Wir sind katholische Großstädte von kompetenter Seite genannt worden, in denen man mit etwa 20% der Männer rechnet, die ihrer Osterpflicht noch genügen und religiös mitmachen. 80% stehen abseits und gehen im Materialismus auf. Ja es soll gar Pfarreien geben, in denen nur 14% der Männer kommen. So ist's, Gott Dank, nicht in allen Großstädten. Aber überall ist die Zahl der Abständigen unheimlich gewachsen. Krieg und Nachkriegszeit haben geradezu epidemisch gewirkt. Lassen wir uns doch in unseren großen Gemeinden nicht vom Kirchenbesuch blenden. Bei den endlosen Tausenden von Katholiken sind unsere Gotteshäuser durchweg noch gut besucht. Aber zählen wir einmal die Kirchenbesucher an einem Sonntag genau und vergleichen dann die Zahl mit der Zahl der Messepflichtigen, dann werden wir keine Optimisten mehr sein. Soweit ich es nach reiflicher Beobachtung feststellen konnte, tut in unseren Großstädten die Hälfte der Männerwelt religiös nicht mehr mit. Wenn man, um ein konkretes Beispiel zu nennen, in einer Gemeinde mit 8000 Seelen nach gründlich vorbereiteter Volksmission ganze hundert wirklich Abständige zurückgewonnen hat, aber über tausend völlig fern geblieben sind, dann könnte das Resultat, wenn man mit greifbaren Erfolgen messen wollte, trostlos stimmen. Auch in unseren katholischen Kreisen — gestehen wir es offen ein, denn nur „veritas liberabit vos“ — ist entsprechend viel Neuheidentum eingezogen.

Und wenn wir nun auf die Nichtkatholiken hinschauen, welch ein Bild dann! Es wäre ungemein interessant, einmal zahlenmäßig festzustellen, wieviel Andersgläubige noch an die Gottheit Christi glauben, daß Jesus Christus wirklich der Sohn Gottes, also wahrer Gott ist. Die Antwort wird man nie bekommen. Wenn man sie bekäme, sie wäre furchtbar. Wo aber bewußt die Gottheit Christi abgelehnt wird, da kann von Christentum keine Rede mehr sein, mag das Surrogat eines Christentums auch noch so schön aufgemacht werden.

Dazu kommt noch, daß heute Tausende in den Großstädten gar nicht mehr getauft, also nicht nur praktische, sondern sogar wirkliche Heiden sind und völlig ohne Gott und irgend eine Religion aufwachsen.

Alles in allem darf man sagen: Deutschland ist in weiten Teilen kein christliches Land mehr, es ist wieder Missionsland geworden.

Genügt es nun, diese Tatsache festzustellen? Resigniert die Hände in den Schoß zu legen? Nur das nicht. Zwar wachsen die Probleme heute wie Pilze aus der Erde. Tausend Nöten schreien nach Abhilfe. Aber wir leben nun einmal in einer Zeit, die ganz große Aufgaben stellt und Problem an Problem reiht. Im Hinblick auf die Anspannung aller guten

Kräfte kann man von einer großen Zeit reden und stolz sein, in solcher Zeit leben und mitarbeiten zu dürfen. Unsere Zeit verlangt Aktivität wie keine andere zuvor. Nicht umsonst ruft Pius XI. immer wieder auf zur katholischen Aktion, zum Laienapostolat in der Seelsorgehilfe. Wir haben heute Menschen von großem Format nötig, die ihre Zeit verstehen und mit in die Speichen greifen.

Bei allem Abdrängen vom wahren Christentum geht doch auch wieder eine religiöse Sehnsucht durch die Lande, ein Sehnen gerade nach vollwertigem Christentum. Zur Zeit werden in Deutschland alljährlich 7000 bis 8000 Andersdenkende katholisch. Viele dieser Konvertiten, namentlich wenn es sich um Prediger handelt, geraten infolge ihrer Konversion in die drückendste Not, und wenden sich in Gesuchen, aus denen nicht selten die Verzweiflung spricht, an jene Stellen, wo sie Hilfe erwarten.

Im Jahre 1920 nun wurde in Paderborn eine Vereinigung gegründet, die Missionsarbeit in der eigenen Heimat leisten will und sich Winfriedbund nennt. „Die Mitglieder des Winfriedbundes wollen durch Wort und Schrift und Leben mitarbeiten an der Wiederherstellung der Glaubenseinheit in unserem Vaterlande.“ Der Bund ruft auf zum Gebete für die Wiedervereinigung im Glauben. Schreiber dieser Zeilen läßt seit Jahr und Tag in jeder Schulmesse nach der heiligen Wandlung in dieser Meinung laut beten. So werden auch die Gläubigen mit diesem drängenden Problem vertraut. Der Bund arbeitet auch durch Schriftenpropaganda und durch Veranstaltung von Vorträgen für Andersgläubige. Es sind da bereits recht prächtige Resultate zu verzeichnen. So nahmen in einer deutschen Großstadt an einem Konvertitenunterricht 128 Personen teil. Vor allem aber ruft der Winfriedbund auf zum Apostolat der Liebe, namentlich gegenüber denen, welche durch ihre Konversion in drückendste Not geraten sind. Hier muß das Apostelwort gelten: „Habt Liebe vor allem gegen eure Glaubensbrüder.“ Die Mildtätigkeit der Gläubigen wird heute gewiß stark angespannt, die Haus- und Kirchenkollekten drängen sich geradezu, von der Mildtätigkeit an der Türe ganz zu schweigen. Aber für eine solch eminent wichtige Sache, wie der Winfriedbund sie verfolgt, muß auch noch ein Opfer gebracht, muß einmal eine Kollekte bereitgestellt werden.

Der Paderborner Oberhirt wandte sich neulich in einem Rundschreiben an die einzelnen Pfarrer, bzw. rectores ecclesiae, um eine Predigt über den Winfriedbund mit Kirchenkollekte am Christi Himmelfahrtstage. Gewiß wird die Bitte ein williges Gehör gefunden haben. Der hochwürdigste Herr schrieb: „Die Bestrebungen des Winfriedbundes und die erschütternde Not so vieler Konvertiten . . . sind Ihnen sicherlich bekannt. Ich zähle den Winfriedbund zu den notwendigsten Vereinen der Gegenwart und betrachte ihn als ein wichtiges Mittel der Seelsorge, und zwar in dem Sinne, daß zunächst den Katholiken das Glück, katholisch zu sein, zum Bewußtsein gebracht und die Pflicht eingeprägt wird, die sie Andersgläubigen gegenüber haben.“

Bei aller Obforge für unsere Heidenmission dürfen wir doch die Inlandmission nicht vergessen. Es handelt sich bei letzterer doch meist um Mitmenschen, über deren Stirn das Taufwasser bereits geflossen ist, die also den Heidenvölkern gegenüber ein gewisses Vorrecht auf unsere Hilfe haben. „Wo ein Wille, da ein Weg!“ Das sei auch dem Winfriedbund gegenüber die Parole. Aus vielen Kleinen wird ein Großes. St. Winfried möge fürbittend seine Hände heben!

Sagen i. W.

Pfarrer Clemens.

VIII. (**Vergessene Seelen.**) Was man nicht alles vergessen kann! Jetzt kommen sogar noch vergessene Seelen. Und das ist das traurigste Vergessen.

Wenn ein Christ so in die Sorge um das Irdische vertieft ist, daß er seine Seele vergißt und keine Ostern, keinen Sonntag, keinen Freitag mehr kennt, dann ist das traurig. Aber es ist seine persönliche, freiwillige Schuld, und dann sind wohl in den meisten Fällen noch Angehörige da, die für den Irrenden beten und opfern, daß er den rechten Weg wieder finde. Und in gar vielen Fällen kann von einer Gebetserhörung gesprochen werden, wenn schließlich auch erst nach Jahren oder Jahrzehnten.

Glücklicher als diese erste Gattung von vergessenen Seelen ist die zweite, die „vergessenen“ Armen Seelen. Zunächst haben sie die volle Gewißheit ihrer Auserwählung, und selbst wenn kein Mensch mehr an diese „ärmsten Seelen“ denkt und für sie Opfer darbringt, so nehmen diese Seelen doch an den allgemeinen Gebeten und Opfern teil, die allen Armen Seelen gemeinsam zugewendet werden. Zudem lieben es die Gläubigen, ihren Gebeten für die Verstorbenen verschiedene Intentionen unterzulegen, z. B.: für die verlassenste Seele, für die, welche nur eben dieses Suffragium noch zur Erlösung benötigt u. s. w. Auch daran nehmen die sogenannten ärmsten oder vergessenen Seelen teil. Da endlich in Gott selbst ein Verlangen nach Vereinigung mit diesen noch nicht völlig geläuterten Seelen besteht und dieses Verlangen so groß ist, daß Gott nach dem heiligen Thomas (2. 2. q. 83 a 16) und nach einer Offenbarung an die heilige Gertrud selbst das Gebet der Sünder und schlechte Gebete für die Armen Seelen fürbittweise annimmt, so ist nach begründeter Meinung der Theologen auch wahrscheinlich, daß Gott, der ja alle, auch die für bestimmte Seelen dargebrachten Suffragien völlig frei verteilen kann, wenigstens jene Gebete und Opfer, die denen, denen sie zunächst zugewendet werden, nichts mehr nützen, weil sie derselben nicht mehr bedürfen oder überhaupt nicht fähig sind, den sogenannten ärmsten Seelen zuwenden. Trifft dann noch die von namhaften Theologen vertretene Ansicht zu, daß vermöge der Gemeinschaft der Heiligen auch die seligen Geister noch für die Verstorbenen bitten können, dann sind diese vergessenen Seelen tatsächlich nicht mehr vergessen.

Aber wirklich arm und sehr verlassen sind die Seelen der **Sterbenden**, während oft für den Leib in diesen Augenblicken kaum mehr zu überbietende Anstrengungen gemacht werden, um ihn noch einige Minuten

am Leben zu erhalten. Dabei sind aber die letzten Augenblicke einer Seele entscheidend für eine ganze Ewigkeit. „Wie der Baum fällt, so bleibt er liegen.“ Und trotzdem hält man in gar nicht wenigen Fällen den Seelsorger vom Sterbelager fern, trotzdem täuscht man gekünstelt den Kranken über seine Lage, trotzdem redet man von allem Möglichen nur nicht vom Gebet, von Reue und vom Glauben. (Vgl. „Helfet den Sterbenden!“ Freiburg i. Br., Herder.) Ist eine solche Seele nicht in traurigster Verlassenheit selbst inmitten der hingebendsten Pflege? Gewiß bestehen sogar mehrere Bruderschaften¹⁾ und werden hie und da heilige Messen um eine gute Sterbestunde gelesen. Aber selten denkt man an die Mitmenschen, abgesehen vielleicht von dem Fall, wo bei der Beerdigung eines Verstorbenen für den zunächst sterbenden Pfarrangehörigen gebetet wird. Im Mittelalter läutete man die „Zügglocke“, wenn ein Sterbender „in die Züge griff“, damit die Lebenden ihm mit ihrem Gebete zuhülfe eilten; heute läutet man die Sterbeglocke, wenn ein Katholik ausgelitten hat, damit Fürbittgebete für den Verstorbenen verrichtet werden, die ihm vielleicht nicht mehr nützen können. Wir sollten die Gläubigen öfters auf die unersehbliche Bedeutung des Gebetes für die Verstorbenen hinweisen und sie mit dem Ablassgebete für die Sterbenden bekannt machen.²⁾ In einer Kirche in den Sudeten, in Gablonz a. N., sah der Schreiber dieses ein großes Plakat an der Kirchthüre befestigt mit den Worten: „Gedenket der Sterbenden!“ In der Ewigkeit wird sich erst zeigen, was dieser Aufruf Gutes gewirkt.

Unter allen Sterbenden aber ist eine Gattung ganz besonders bedauerndswert, und das sind die sterbenden Heiden. Das sind wirklich die allerärmsten, die am meisten verlassenen Seelen. Ihr Leben ist vielfach eine Kette von Sünden, von einem Erlösergott haben sie wohl in den allermeisten Fällen nichts gehört; denn unter 1100 Millionen Heiden wirken nur 12.700 Priester und etwa 65.000 einheimische Katechisten. Und nun schlägt die Entscheidungstunde. Gott ist es, der auch da noch „die Herzen der Menschen wie Wasserbäche lenken“ kann. Die heilige Kirche lehrt ausdrücklich eine Begierdtaufe und schreibt der vollkommenen Liebesreue dieselbe Wirkung zu wie der sakramentalen Absolution, wenn letztere nicht mehr empfangen werden kann; und der Heidenapostel sagt ausdrücklich, daß die Heiden Gott auch aus der sie umgebenden Welt kennen lernen können. Also mit anderen Worten: mit Hilfe der Gnade Gottes kann auch der sterbende Heide innerlich noch zum Glauben und zur Reue kommen, und so des Himmels theilhaftig werden, auch wenn er nicht die sakramentale Taufe empfing. Aber das ist alles freie Gnade Gottes; und außerdem tun Satan und seine Helfershelfer, der Zauberer oder der Medicinmann und die heidnischen Verwandten alles,

¹⁾ Z. B. die Erzbruderschaft vom Herzen Jesu in der Todesangst und der schmerzhaften Mutter zum Heile der Sterbenden in Jerusalem (für Deutschland: Kloster Trans Cedron in Benslon, postlagernd Kaldentkirchen, Rhld.).

²⁾ Siehe am Schluß!

um eine solche Gesinnung nicht aufkommen zu lassen. Man denke nur an das Schlagen und Kneten und Würgen des Kranken durch den Zauberer, um den bösen Geist, der ja allein nur die Krankheit verursacht haben kann, auszutreiben, an die oft schamlosen Possen, Tänze und Lieder, die zum gleichen Zwecke aufgeführt werden, an die Schmerzen und den betäubenden Geruch in der finsternen, fensterlosen Hütte u. s. w. Von den mehr als 70.000 Menschen, die täglich sterben, sind fast 60.000 Heiden, an deren Seelen Christi Blut ebenso klebt wie an der unsrigen. Wäre das nicht eine großartige Missionstat, an der das schwache Kind und der hinfällige Greis sich ebenfalls beteiligen könnten, das Herz Jesu mit Gebeten und Opfern zu bestürmen, daß es diesen Heiden auch sei die „Hoffnung der in ihm Sterbenden“? Soll das „Bittet und ihr werdet empfangen“ und das „Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bittet, wird euch gegeben werden“, sollen also diese großartigen Verheißungen gerade hier keine Geltung haben? Drum auf, vergesst nicht der ärmsten, der verlassensten, der vergessenen Seelen, der sterbenden Heidenseelen! So vielen Seelen auf unser Gebet hin die Himmelspforte geöffnet worden ist, ebenso viele werden wir an unserem Sterbebette als treue Helfer finden, wenn alle andern uns verlassen.

Gebet für die Sterbenden. O gütigster Jesus, du Liebhaber der Seelen, ich beschwöre dich durch den Todeskampf deines heiligsten Herzens und durch die Schmerzen deiner unbefleckten Mutter, reinige in deinem Blute alle Sünder der ganzen Welt, die jetzt im Todeskampfe liegen und heute noch sterben werden. Amen.

Herz Jesu, das du die Todesnot erlitten, erbarme dich der Sterbenden!

(100 Tage Ablass jedesmal; vollkommener Ablass einmal im Monat unter den gewöhnlichen Bedingungen bei täglich dreimaliger Verrichtung des Gebetes. — Pius IX., 2. Februar 1850.)

St. Ottilien.

P. Beda Danzer O. S. B.

IX. (Eine Dankeschuld.) Wer schon in überseeischen Ländern gewesen und gesehen hat, wie ungeheuer groß dort der Mangel an Seelsorgern, hauptsächlich auf dem Lande ist, und wie schwer es infolgedessen ist, seinen Christenpflichten auch nur einigermaßen nachzukommen, den befremdet es, daß man in der Heimat das Priesterwirken so gering einschätzt. Gewiß, dem Lebenden kommt man im ganzen anständig, ja mit Achtung und Ehrfurcht entgegen, aber gegen den Verstorbenen scheint man keine Verpflichtung mehr zu haben. Und doch hat kaum jemand mehr der Gemeinde gelebt, mehr Opfer für sie gebracht und wohl auch mehr im Fegefeuer ihretwegen zu leiden als gerade der Seelsorgsgeistliche, der Pfarrer. Daß hier ein Wandel zum Besseren eintrete, ist Sache des lebenden Geistlichen, ist seine Dankeschuld. Er hat das Erbe des Verstorbenen angetreten. Was sein Vorgänger geleistet, braucht er nicht mehr zu arbeiten, er baut weiter, wo der Amtsbruder aufgehört. Darum sollte gerade der Pfarrer seiner verstorbenen Vorgänger in der Pfarrei gedenken, wenigstens an ihrem Sterbetag. Für

manche Diözesen bestehen Metrologien. Wo das nicht ist, sollen die Pfarrer wenigstens für die Sakristei als Erinnerung aus Memento ein nach den Sterbetagen geordnetes Verzeichniß der verstorbenen Seelsorger aufhängen und vielleicht den Sterbetag am Sonntag der Gemeinde verkünden und am Sterbetag nach der heiligen Messe mit dem Volk ein Vaterunser für ihn beten. Das kommt ihnen selber zugute. Wir finden jetzt in vielen Kirchen Gedächtnistafeln der gefallenen Krieger. Ganz recht; aber hat der Pfarrer nicht ebenso wie sie seine Pflicht oft in heroischer Weise erfüllt? Wäre so eine Tafel der verstorbenen Seelsorger in der Kirche oder am Friedhofskreuz nicht auch eine Dankeschuld? Würde so etwas riesige Summen verschlingen? Oder sollte, wenn wirklich der oder die Seelsorger es nicht aus Eigenem tun können, niemand in der Gemeinde dazu beitragen wollen?

Kloster St. Ottilien (Oberbayern). P. Beda Danzer O. S. B.

X. * (Kann sich der Pfarrer auch selbst vom Fasten oder von der Abstinenz dispensieren? Nach can. 1245, § 1 hat der Pfarrer die Befugnis, in einzelnen Fällen und aus einem gerechten Grunde einzelne Personen oder Familien innerhalb seines Pfarrgebietes, und wenn es sich um Pfarranwässige (subditi) handelt, auch außerhalb des eigenen Pfarrgebietes zu dispensieren von der Erfüllung des Kirchengebotes an Sonn- und Feiertagen, an Fast- und Abstinenztagen. Es wurde angefragt, ob der Pfarrer diese Vollmacht auch auf sich selber anwenden kann, in welchen Fällen und unter welchen Voraussetzungen. Die Antwort ergibt sich aus can. 201, § 3: „Nisi aliud ex rerum natura aut ex jure constet, potestatem jurisdictionis voluntariam seu non-judicalem quis exercere potest etiam in proprium commodum, aut extra territorium existens, aut in subditum e territorio absentem.“ Wederaus der Natur der Sache noch aus einer Bestimmung des Gesetzes besteht ein Hindernis, daß der Pfarrer diese ihm vom Rechte zuerkannte Dispensvollmacht zu seinen eigenen Gunsten anwende. Nur muß er die Grenzen und Voraussetzungen der erlaubten und gültigen Ausübung dieser seiner Jurisdiktion gewissenhaft wahrnehmen. Also es muß für ihn vor allem ein gerechter Dispensgrund vorliegen, sonst wäre die Dispens ungültig (can. 84, § 1), doch genügt es, daß die Hinlänglichkeit des Dispensgrundes positiv probabel ist (can. 84, § 2); er kann sich nicht habituell oder für mehrere Fälle vom Kirchengesetz entbinden, aber wiederholt im Einzelfalle, solange der Dispensgrund weiter besteht; er kann sich die Dispens auch geben, wenn er sich außerhalb seines Pfarrgebietes befindet.

So lehrten übrigens die Autoren allgemein schon vor dem Kodex (vgl. S. Thomas 2. 2. q. 185 a. 8; S. Alphonsus Th. M. 1. III. n. 256; Brümmer, Manuale Th. M. 1. Aufl., I., n. 250). Der Grundsatz: nemo iudex in propria causa steht nicht entgegen, da es sich bei einer Dispensation nicht um einen richterlichen Akt handelt. Sicherlich aber wird eine um so gewissenhaftere Würdigung des Dispensgrundes geboten sein und kann es sich zur Sicherung des Gewissens empfehlen, die Beurteilung

der Zulänglichkeit des Dispensgrundes einem anderen sachkundigen und verständigen Manne, z. B. dem eigenen Beichtvater anheim zu stellen. Wer die Dispensvollmacht nur als Beichtvater besitzt, kann sie nicht zu seinen eigenen Gunsten anwenden, da er nicht sich selber beichten kann.

Binz a. D.

Dr. W. Grosam.

XI. (Die Liga oder der Wirtschaftliche Verband der katholischen Geistlichen Baherns), gegründet 1919, verfolgt folgende Ziele: Förderung der kirchlichen Körperschaften durch Annahme von Spareinlagen, Gewährung von Darlehen, Abschluß von Feuer-, Haft-, Einbruch-, Diebstahl-, Unfallversicherungen, Sterbe- und Krankenkasse, Vermittlung von kirchlichen Gebrauchsgegenständen für Kirchen und Geistliche, Widdumsadministration, Priesterrentenkasse und Fürsorgekasse für Pfarrhausangestellte. — Der Verband zählt dormalen 4800 Mitglieder. Eine Million (Mark) Darlehen wurde im letzten Jahre an Mitglieder gewährt. Hilfe leistete der Verein bei Uebernahme von Pfarren und Beschaffung der Einrichtung. Die Krankenkasse zahlte im letzten Jahre 78.000 Mark, die Priestersterbekasse 56.000 Mark. Die Priesterrentenkasse will den Geistlichen für die Zeit der Dienstunsfähigkeit einen Ersatz für die Schmälerrung des Einkommens bieten. Eine Fürsorgekasse will den Pfarrhausangestellten in Verbindung mit der Angestelltenversicherung im Falle der Stellenlosigkeit oder Krankheit eine entsprechende Rente bieten. Die Liga erfreut sich des Wohlwollens des Episcopates (Archiv f. k. Kd. 1926, 313 ff.).

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XII. (Von der Dominikanerhochschule „Angelikum“.) An dieser römischen Hochschule, die in drei Fakultäten (philosophische, theologische und kanonistische) sich gliedert, wirken gegenwärtig 29 Professoren. Die Hörerzahl betrug im Studienjahr 1925/26 369. Davon waren 80 Säkularkleriker, 86 Dominikaner, 195 sonstige externe Regularkleriker und 8 Laien. Auf die theologische Fakultät entfielen 240, davon 54 Dominikaner, auf die kanonistische 28, davon 1 Dominikaner; auf die philosophische 101, davon 27 Dominikaner. Promotionen wurden vorgenommen an der theologischen Fakultät 115 (22 Bakkalaureate, 28 Lizentiate, 27 Bakkalaureate und Lizentiate, 38 Doktorate). An der kanonistischen Fakultät promovierten 44 (6 Bakkalaureate, 12 Lizentiate, 26 Doktorate). An der philosophischen Fakultät wurden 48 akademische Grade erteilt (sechs Bakkalaureate, 13 Lizentiate, 12 Bakkalaureate und Lizentiate, 14 Doktorate, 3 erhielten den Titel *magister aggregatus*). Zu Lektoren der Theologie wurden 11 Kandidaten befördert.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XIII. (Woher stammt der Ausdruck *praescriptio*?) Wir übersetzen das Wort unbedenklich mit Verjährung oder Ersizung und fragen selten um die Herleitung desselben. Wörtlich bedeutet der Ausdruck Vorausschrift. Im alten römischen Recht gab es einen sogenannten Formularprozeß. Die Partei wandte sich an den Prätor, welcher eine Formel an den Richter ausstellte. Der Richter hatte die Tatbestände der Formel

festzustellen und daraufhin das Urteil zu fällen. In der Weiterbildung des Rechtes wurden gewisse Bedingungen der Formel vorausgeschrieben. Eine solche Vorausschrift war auch der Umstand, daß der Beklagte den Klagegegenstand durch eine Reihe von Jahren ungestört besessen hatte. Derart kam praescriptio zur Bedeutung von Verjährung, bezw. Erßigung.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XIV. (**Woher kommt ff.?**) Ältere Schriftsteller, Kanonisten und Moralisten pflegen den zweiten Teil der justinianischen Gesetzesammlung, die Digesten, auch Pandekten genannt, mit ff. zu zitieren. Woher kommt diese eigentümliche Form? Im Mittelalter gebrauchte man für Pandekten als Abkürzung das griechische π. Als der Querbalken weiter herabrückte, entstand aus dem griechischen Buchstaben ein ff. Da die Pandekten einen wichtigen Bestandteil der römischen Gesetzgebung bilden, bedeutete später die Phrase „aus dem ff wissen“, so viel als vollkommen verstehen.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XV. (**Mitternachtsgottesdienst für Gasthausangestellte.**) Für die Diözese Breslau wurde mit dem Reskripte der Sakramentenkongregation vom 19. Juli 1926 auf fünf Jahre gestattet, daß für Gasthausangestellte um Mitternacht ein Gottesdienst (heilige Messe) abgehalten werde (Archiv f. k. M. 1926, 580).

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XVI. (**Zur Behandlung der Mißhehen.**) Mit Erlaß des bischöflichen Generalvikariates in Würzburg wird von nun an der Abschluß einer Mißhehe vor dem akatholischen Seelsorger in der Pfarrkirche des katholischen Teiles öffentlich von der Kanzel aus dem gläubigen Volke mitgeteilt und zugleich erklärt, daß diese Ehe vor Gott und dem Gewissen ungültig ist (Archiv f. kath. M. 1926, 672).

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XVII. (**Taufe scheinototer Kinder.**) Im Archiv für katholisches Kirchenrecht, 1926, 202 werden zwei Fälle erzählt, in denen es gelang, Kinder, die seit zwei Stunden und darüber für tot galten, durch Anwendung künstlicher Mittel, besonders durch Verwendung eines Zungenmotors wiederum zum Leben zu erwecken. Für die bedingte Taufe in solchen Fällen ergeben sich daraus gute Anhaltspunkte.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

XVIII. (**Die Fürsorge für schwächere Talente.**) In der Geschichte des theologischen Unterrichtes spielt die Fürsorge für minder begabte Studierende wiederholt eine Rolle. Die Jesuiten hatten an ihren Anstalten einen vierjährigen theologischen Kurs. Für schwächer Begabte bestanden aber an manchen Orten, so in Ingolstadt, Dillingen, Freiburg i. Br., Amberg, Augsburg, Konstanz, Freiburg in der Schweiz, Luzern, Innsbruck, München und Trient, zweijährige philosophisch-theologische Kurse, die nach einem fünf- oder sechsjährigen Gymnasium besucht werden konnten. Der österreichische Studienplan vom Jahre 1752 unterschied theologi speculativi, welche vier Jahre, und theologi morales, welche bloß zwei Jahre theologischen Studien oblagen. Letztere strebten „wegen

„minderer Naturellgaben“ keine höhere Gelehrsamkeit an. Später ließ man diese Zerteilung fallen, jedoch sollten nach dem Studienhofkommissionsdekret vom 8. Juli 1817 die Professoren an schwächere Studierende der Theologie keine besonderen Anforderungen stellen. In den folgenden Jahren wurde verordnet, daß geringeres Wissen in der Klassifikation seinen Ausdruck finden soll. Den schwächeren Talenten soll das Studium dadurch erleichtert werden, daß in den Lehrbüchern die unbedingt notwendigen Lehrsätze markant hervorgehoben werden. Auch heute ist die Scheidung der Kandidaten nicht ganz beseitigt. Im geltenden österreichischen theologischen Studienplan sind für Anwärter des Doktorates gewisse Pflichtvorlesungen (semitische Dialekte und höhere Exegese) vorgesehen. Die theologische Fakultät in Innsbruck hat außer dem fünfjährigen Kurs einen sechsjährigen für höhere Ausbildung eingerichtet; ähnlich auch die theologische Fakultät in Laibach. An der theologischen Fakultät der Gregorianischen Hochschule in Rom gibt es einen cursus maior und einen cursus minor, am Angelikum einen cursus theologiae normalis und einen cursus theologiae brevioris. Man sieht also, daß der alte Gedanke immer wieder nach Ausdruck ringt.

(Aus Haring J., Das Lehramt der kath. Theologie, 1926, 20, 32, 59 f.)

Erlässe des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz.

(Geistliche als Politiker.) Eine Entscheidung der Konzilskongregation vom 26. Februar 1927, vom Papste am 15. März bestätigt, besagt:

1. Der Ordinarius hat das Recht und die Pflicht, die politische Tätigkeit durch besonderes Verbot solchen Geistlichen zu untersagen, welche in ihrer politischen Betätigung sich nicht an die Weisungen des Heiligen Stuhles halten.

2. Geistliche, die ein derartiges Verbot übertreten und trotz Mahnung sich nicht bessern, können und müssen nach Maßgabe der Kirchengesetze entsprechend bestraft werden. (A. A. S. XIX, 138.)

(Gottgeweihte Jungfrauen im Weltstande ohne Ordensgelübde.) Mehrere Bischöfe haben dem Apostolischen Stuhle die Bitte vorgelegt, die im Römischen Pontifikale enthaltene feierliche Weihe von Jungfrauen vornehmen zu dürfen, die in der Welt ohne Ordensprofeß leben wollen. Nach Einholung mehrerer Gutachten hat aber die Religiosenkongregation diese Bitten abgeschlagen und in der Vollsitzung vom 25. Februar 1927 entschieden: Non expedire et nihil innovetur. Die Entscheidung wurde vom Papste am 1. März 1927 bestätigt.

(A. A. S. XIX, 138 s.)

(Energische kirchliche Maßnahmen gegen die Anhänger der „Action Française“.) Der bereits gemeldeten (vgl. diese Zeitschrift 1927, Heft II, S. 380 f.) Verurteilung der Schriften des Charles Maurras sind nun

einschneidende kirchliche Maßnahmen gegen die Anhänger und Parteigänger der von Maurras geführten „Action Française“ gefolgt. Ein Dekret der Pönitentiarie vom 8. März 1927 trifft folgende Entscheidungen und Verfügungen:

1. Gegen Geistliche, welche offenkundig Parteigänger, Anhänger oder Leser und Abonnenten der Zeitschrift „L'Action Française“ bleiben; welche durch Gewissensberatung oder gesprächsweise die Gläubigen aufmuntern, diese Zeitschrift zu lesen oder mit Geld zu unterstützen; welche die Leser dieser Zeitschrift oder die geistigen Führer der Action Française ohne die Bedingung, sich den Dekreten des Heiligen Stuhles zu unterwerfen, fortgesetzt lossprechen: solche Geistliche sind pro foro interno ernstlich zu ermahnen, als solche, die sich bestimmten und offenkundigen Anordnungen der obersten kirchlichen Autorität in einer wichtigen Sache widersetzen, und erst zu absolvieren, wenn sie sich ernstlich bessern und das Vergerniß entsprechend gutmachen; im forum externum ist gegen sie nach can. 2308, 2309 und 2310 einzuschreiten (mit Ermahnung, Zurückweisung und Strafandrohung), und solche Weichtäter können nach fruchtloser Ermahnung vom Weichtäteramte suspendiert werden.

2. Gegen Seminaristen, die offen oder geheim Anhänger der Action Française bleiben: solche sind, wenn sie trotz Ermahnung hartnäckig bleiben und nicht die von den Bischöfen oder Seminarvorstehern verlangte entsprechende Genugtuung leisten, im forum internum nicht zu absolvieren und im forum externum nach can. 1371 als unverbesserlich und für den geistlichen Stand ungeeignet zu entlassen.

3. Gegen Gläubige, welche regelmäßig die Zeitschrift „L'Action Française“ lesen oder trotz Verwarnung weiterhin abonnieren; oder welche als Mitglieder des Bundes die Bewegung zugunsten der genannten Zeitschrift, der falschen Lehren dieser Aktion oder der Führer derselben fördern, indem sie sich für die Beibehaltung dieser Führer einsetzen; oder welche fortfahren, ostentativ oder insgeheim die Action Française mit Geldmitteln zu fördern: solche Gläubige sind, wenn sie fruchtlos wegen ihres Ungehorsams gegen die bestimmten und offenkundigen Vorschriften der obersten kirchlichen Autorität in einer wichtigen Sache ermahnt wurden, im forum internum nicht loszusprechen und im forum externum als öffentliche Sünder zu behandeln mit allen Rechtsfolgen, die solche nach den Kirchengesetzen treffen.

4. Gegen solche, die notorisch als Leser, Mitglieder, Verbreiter der „Action Française“ bekannt sind: solche können nicht zu den heiligen Sakramenten und zum Tische des Herrn zugelassen werden und dürfen, wenn sie sich nicht vorher notorisch und öffentlich den Dekreten des Heiligen Stuhles unterwerfen, das Vergerniß gutmachen und zuverlässige Beweise der Gesinnungsänderung gegeben haben, nicht als Mitglieder katholischer Organisationen aufgenommen oder in solchen be-lassen werden (so z. B. im katholischen Nationalverband, im katholischen Jugendbund, bei den katholischen Pfadfindern).

Für die Ausführung dieser Sanktionen mögen sich übrigens die Bischöfe die im can. 2214, § 2 enthaltene Mahnung des Konzils von Trient über die Handhabung der kirchlichen Strafgewalt vor Augen halten. (A. A. S. XIX, 157 ss.)

Bezüglich der Zeitschrift „L'Action Française“ müßte nach einer Erklärung des Papstes an den Cardinal-Erzbischof von Paris die Erlaubnis, diese Zeitschrift zu lesen, vom Papste selbst erwirkt werden. In der allgemeinen Vollmacht, verbotene Bücher zu lesen, ist diese Erlaubnis nicht eingeschlossen. Und die Bischöfe Frankreichs erhalten nur für seltene Fälle und bei wichtigen Gründen die Vollmacht, ihren Untergebenen eine solche Erlaubnis zu geben. (A. A. S. XIX, 185.)

(Gegen die moderne laizive und pseudomystische Literatur.) Eine längere Instruktion des S. Officium vom 3. Mai 1927 lenkt die Aufmerksamkeit der Bischöfe auf die traurige Tatsache, daß der moderne Büchermarkt mit einer Art schöngeistiger Literatur überschwemmt wird, die das sittliche Verderben in immer weitere Kreise des Volkes hinein trägt und namentlich die leicht erregbare Jugend in ihrer sittlichen Keinheit bedroht. Hieher gehören vor allem Romane, Novellen, Komödien, dramatische Werke u. dgl., die offen und versteckt, oft in glänzender Form und subtiler psychologischer Analyse, die Sünde und das Laster in allen Formen zur Darstellung bringen; und wenn sie auch die sittliche Entartung nicht gutheißen oder verherrlichen, sondern verurteilen und die verhängnisvollen Auswirkungen der Sünde eindrucksvoll aufzeigen, so bleiben sie darum nicht minder gefährlich, weil sie die Phantasie der Leser vergiften und schlummernde Leidenschaften wecken. Noch bedauerlicher ist es, wenn solche die Sinnlichkeit weckende Schriften sich mit Problemen, welche in das Gebiet der Frömmigkeit und des geistlichen Lebens gehören, in einer pseudomystischen Art befassen und so die gesunden Begriffe des Heiligen fälschen und mit sinnlich-erotischen Momenten durchsetzen. Am traurigsten ist es, daß auch Schriftsteller, welche als katholisch gelten wollen, solche Literaturwerke schaffen, als könne ein Katholik zugleich sich als Jünger Christi bekennen und die sittliche Strenge und Keinheit des Lebens in der Familie und im Herzen des einzelnen untergraben.

Diesem Verderben der Zeit gegenüber sollen die Bischöfe unerschrocken nicht nur die Grundsätze christlicher Sittlichkeit immer wieder in ihrer ganzen Strenge einschärfen, sondern auch als von Gott gesetzte Wächter ihre Gläubigen vor solchen Werken der sogenannten „schönen Literatur“ warnen. Sie sollen auch nach der Lage der Dinge, wenn sie es für zweckdienlich halten, solche Literaturwerke namentlich und einzeln ihren Diözesanen verbieten und, wenn es notwendig erscheint, dem Apostolischen Stuhle zur Anzeige bringen, der bei der Flut moderner Literatur trotz aller Wachsamkeit nicht imstande ist, selbst alle Erscheinungen dieser Art in der ganzen Welt zu verfolgen. Gelegentlich der Berichterstattung über ihre Diözesen haben die Ordinarien auch zu berichten, welche Maßnahmen sie in ihren Diözesen gegen das Ueber-

handnehmen solcher sittengefährlicher Werke der schöngeistigen Literatur getroffen haben. (A. A. S. XIX, 186 ss.)

(Das Doktorat der Theologie und des kanonischen Rechtes setzt die philosophischen Studien voraus.) Die Kongregation für die Seminarien und Universitäten hat dem Papste die Frage zur Entscheidung vorgelegt, ob die Bestimmung der Enzyklika „Pascendi“ Pius' X. vom 8. September 1907 noch in Kraft sei, wonach niemand künftighin das Doktorat der Theologie und des kanonischen Rechtes erhalten soll, der nicht den vorgeschriebenen Kurs der scholastischen Philosophie zurückgelegt hat, und wenn diese Grade ohne diese Voraussetzung verliehen würden, die Graduierung rechtsunwirksam sein soll. Papst Pius XI. entschied in der Audienz vom 27. April 1927: Ja, diese Bestimmung bleibt in Kraft. Diese Entscheidung des Papstes wird mit Dekret der genannten Kongregation vom 29. April 1927 veröffentlicht.

(A. A. S. XIX, 194.)

(Die Vorbedingungen für die akademischen Grade am päpstlichen Bibelinstitut.) Das von Pius X. errichtete päpstliche Bibelinstitut in Rom hat das Recht, die akademischen Grade des Prolytates und Doktorates der Heiligen Schrift zu verleihen, jedoch nur an die „ordentlichen Hörer“, und diese müssen bereits das theologische Doktorat besitzen. Zu näherer Erklärung dieser päpstlichen Statuten hat die Bibelf Kommission entschieden: Um die akademischen Grade des päpstlichen Bibelinstitutes können sich nur bewerben: 1. solche Hörer, die das biennium philosophicum und den normalen theologischen Kurs gemäß can. 1365 oder 589 an einer vom Heiligen Stuhl approbierten theologischen Hochschule vollendet und daselbst das Doktorat der Theologie erlangt haben; 2. solche Hörer, die ihre Studien an einer theologischen Schule ohne Promotionsrecht zurückgelegt, hierauf dieselben wenigstens durch zwei Jahre an einer vom Heiligen Stuhl approbierten Universität fortgesetzt und dort mit der Erlangung des Doktorates der Theologie abgeschlossen haben; oder 3. Ordensmänner, die nach vorschriftsmäßigen Studien an ihren Ordensschulen daselbst jenen Titel, der nach den vom Heiligen Stuhl gewährten Ordensprivilegien an Stelle des theologischen Doktorates verliehen wird, rechtmäßig erworben haben.

(A. A. S. XIX, 160.)

(Rubrikale Vorschriften über die Messfeier während des vierzigstündigen Gebetes.) Die beim vierzigstündigen Gebete angeordnete Missa de Ssmo Sacramento und Pro pace hat nach einem Dekrete der Ritenkongregation vom 27. April 1927 künftighin, um die Uebereinstimmung mit den Rubriken des neuen Missale herzustellen, als Missa votiva solennis pro re gravi et publica simul causa im Sinne dieser neuen Rubriken zu gelten. Darnach wird genau angegeben, wann die Missa votiva, wann die Tagesmesse zu nehmen ist, welche Kollekten einzuschalten sind, ob das Credo zu nehmen ist u. s. w. Rubrizisten seien auf den Wortlaut des Dekretes verwiesen.

(A. A. S. XIX, 192 s.)

(Authentische Auslegungen zum Kodex.) Die päpstliche Kodex-Kommission hat unter dem 6. März 1927 zu folgenden Kanones authentische Auslegungen gegeben:

Zu can. 711, § 2: Durch diesen Kanon sind die Bischöfe nicht strikte verpflichtet, in jeder Pfarrei die Bruderschaft vom heiligsten Altarsakramente zu errichten, sondern sie können auch nach Lage der Verhältnisse eine andere fromme Vereinigung oder Sodalität vom heiligsten Sakramente einführen. Die ipso jure gewährte Aggregation an die Römische Erzbruderschaft gilt aber nur für die eigentlichen Bruderschaften vom heiligsten Altarsakramente, nicht für ähnliche fromme Vereinigungen.

Zu can. 1234: An die vom Ordinarius loci festgesetzte Taxordnung für die Begräbnisse haben sich auch die Ordensleute, mögen sie wie immer exempt sein, zu halten.

Zu can. 1274, § 1: Als „expositio publica“ im Sinne dieses Kanons hat auch zu gelten der eucharistische Segen, der mit dem in der Monstranz (ostensorium) ausgelegten heiligsten Sakramente erteilt wird.

(A. A. S. XIX, 161.)

Bericht über die Erfolge der kathol. Missionen.

Von Peter Kitliko, Professor i. R. in Ried (D.-De.).

Missionsbericht.

1. Asien.

Vorderasien. Trotz der trostlosen Lage, in der sich die katholische Mission Vorderasiens dormalen befindet, geben die religiösen Orden die Hoffnung, mit der Zeit doch wieder in die alten Missionen zurückkehren zu dürfen, nicht gänzlich auf. Um im Falle einer Aenderung der Kirchenpolitik der Regierungen möglichst bald ins Innere des Landes vordringen zu können, gehen die katholischen Missionäre, namentlich die unbefohlenen Karmeliten, daran, in den Küstenorten und auf den angrenzenden Inseln Missionsmittelpunkte zu schaffen, in denen das für einen solchen Fall nötige Missionspersonal gesammelt und herangebildet werden soll. Solche Zentren sind: für Anatolien das wieder aufgebaute Kloster von San Dronero in Smyrna und das Städtchen Makri (gegenüber Rhodus), für die syrische Küste die Orte Alexandrette und Tripolis, für Palästina Haifa und der Karmel. In Tripolis besteht ein kleines Seminar für einheimische Ordensberufe, das 1926 17 Zöglinge zählte, auf dem Karmel ein großes Missionsseminar mit 15 Mönchen. Die Karmelitenmission wies im Juli 1925 insgesamt 120 Mönche und 55 Schwestern auf. Die Missionschulen wurden von ca. 1200 Knaben und Mädchen besucht.

In Aleppo und Alexandrette dauern die Uebertritte von Schismatikern unverändert fort. Aleppo, wo vor dem Kriege kaum 23.000 Christen wohnten, zählt jetzt mehr als 100.000 Befenner verschiedener christlicher Bekenntnisse. Es handelt sich hauptsächlich um Flüchtlinge, die, aus ihrer Heimat vertrieben, in verschiedenen Städten Syriens freundliche Aufnahme und Unterkunft gefunden haben.

Das von den Benediktinern vom Delberg im Jahre 1923 eröffnete Kolleg St. Gregor zu Baalbek (Syrien) hat unter den politischen Unruhen

so schwer gelitten, daß sein Bestand ernstlich bedroht ist. Das Institut hat alle seine Einkünfte verloren, da die ganze Umgebung trotz der Anwesenheit französischer Truppen vollständig ausgeplündert wurde. Das Kolleg zählte trotz seines kurzen Bestandes bereits über 300 Schüler aus zum Teil begüterten Familien und erfreute sich überall des größten Ansehens. Die Schließung bedeutet für die Mission einen schweren Verlust.

Die von den Kurden zerstörte und seit einigen Jahren wieder aufgerichtete Mission Persiens zählte anfangs 1926 zwölf Lazaristenpatres, die einzigen lateinischen Missionäre der persischen Kirche. Das Gebiet im Norden, Urmia, Khosrowa, Salmas ist wahres Missionsland geworden, da Tausende von Christen dieser Gebiete in Mesopotamien und im Kaukasus weilen und warten, bis wieder Sicherheit in ihrer Heimat eingetreten ist. Die Binsentinerinnen in Isphahan und Täbriz besitzen gut besuchte Schulen. („Kath. Miss.“ 1926, 389; 1927, 123 f.)

Vorderindien. Nach Meldungen aus Indien hat das Oberhaus der indischen gesetzgebenden Versammlung eine Vorlage angenommen, welche die Regierung ermächtigt, alle Literaturwerke zu beschlagnahmen und zu vernichten, die den Haß zwischen den Religionsgemeinschaften schüren.

(„Licht und Liebe“ 1927, 148.)

Die blutigen Kämpfe mit den Mohammedanern, die vor kurzem aus verschiedenen Städten gemeldet wurden, zeigen, daß ein solches Gesetz sehr am Platze war. Einen bezeichnenden Akt rücksichtsloser Gewalttätigkeit aus neuester Zeit berichtet der bekannte einheimische Oblatenpriester Gnana Pratasar aus der Mission in Jaffna. Der Vater schreibt in einem vom 19. Jänner d. J. datierten Briefe: „Eines Tages im November des letzten Jahres kamen 60 Hindus aus niederer Kaste zu mir. Sie waren von ihren Nachbarn, die zu einer höheren Kaste gehören, aus ihren Häusern und ihrem Dorfe Moolay vertrieben worden. Nur die Kleider, die sie am Leibe trugen, besaßen sie noch; alles andere war ihnen weggenommen worden, ihr Hab und Gut, ihr Vieh, und ihre Hütten waren zerstört, niedergeissen, verbrannt. In ihrer Not kamen sie zu mir. Sie wollten katholisch werden, nur sollte ich sie beschützen gegen ihre Verfolger und ihnen helfen, wieder in den Besitz ihrer Hütten zu kommen.“ Der Vater tat sofort die nötigen Schritte bei den Behörden, und es besteht begründete Aussicht, daß die Vertriebenen wieder zu ihrem Besitze kommen; vorläufig weilen sie noch in der Mission, wo sie von den Missionären versorgt werden müssen. Das energische Eingreifen des Missionärs für die Unterdrückten veranlaßte zwei weitere Dörfer, um Katechisten zu bitten, und seitdem hat die Bewegung zur katholischen Kirche im Norden Ceylons erfreuliche Fortschritte gemacht. O, gäbe es doch einige Tugend Missionäre, die im Geiste und mit der Energie Pratasars arbeiten, die Mission Ceylons und ganz Indiens würde bald ein anderes Zahlenbild aufweisen. („Missionsbl. der O. M. I.“ 1927, 137.)

Die Kapuziner von Malta, die während der letzten fünf Jahre in der Diözese Damann ausgeholfen haben, werden mit Gutheißung der Propaganda in die Diözese Allahabad übersiedeln und dort ein eigenes Arbeitsfeld in den Zentralprovinzen übernehmen. („Licht und Liebe“ 1927, 22.)

Sonstige Neugründungen aus neuerer Zeit werden nicht gemeldet. Die Berichte aus Indien sind bedauerlicherweise sehr spärlich; daher auch das geringere Interesse für die indische Mission, die im Grunde genommen ebenso wichtig wäre — es handelt sich doch um 325 Millionen Seelen — wie die in China und Japan.

Sinterindien. Der bekannte Stenker Völkerforscher P. Schöbesta veröffentlicht einen Bericht über seine Forschungsreise zu den Urwaldzwerge von Malakka. Die Semang — so nennt die Wissenschaft diese Zwerge — haben bronzene Leiber etwa so wie die Vantuneger und schöne Krausköpfe, die gut aus Afrika oder aus Neu-Guinea stammen könnten. Sie passen gar nicht zu den umwohnenden Völkernschaften, die gelb und mongolenhaft sind;

und dennoch sind sie gerade die Ureinwohner des Landes. Ihre nächsten Brüder sind die Bewohner der Andamaneninseln und die Ainas von den Philippinen.

Die Semang passen auch gar nicht in die Reihe der Tiermenschen, als welche man sie früher angesehen hatte. Sie sind zwar sonderbare, aber vollwertige Urwaldmenschen. Gewöhnlich treiben sie sich in Herden von mehreren Familien in den Wäldern umher, um ihre Nahrung zu suchen. Selten trifft man einen Polygamen an; durchwegs ist die Eihehe üblich, die Vielehe aber nicht verboten. Auch sonst herrschen sehr gute Sitten unter ihnen; Mord, Diebstahl und Trunksucht sind durchaus unbekannt. Ein Tier, das irgendwie leidet, auslachen ist Sünde; ebenso ist es verboten, mit gefangenen Tieren Kurzweil zu treiben. (Näheres im Märzheft der „Kath. Miss.“ 1927.) Der Forscher hatte auch die Freude, den ersten Negrito oder Semang taufen zu können. Eine weitere missionarische Tätigkeit war wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich. P. Schebesta schätzt die Zahl der von ihm besuchten Semang auf ca. 2000.

In Cullion, Philippinen, der größten Leprakolonie der Welt, starb P. Gilipe Mellan S. J., „der Pater Damian von Cullion“. P. Mellan, der früher Rektor eines Kollegs in Spanien war, kam vor zwölf Jahren nach der Insel, auf der sich bei 5000 Aussäyige befinden, und wirkte hier so aufopfernd und so erfolgreich, daß er mit Recht den Namen „P. Damian von Cullion“ trägt. („Liebfrauen-Monatsh.“ 1927, 25.)

Die holländische Provinz der Missionäre vom Heiligen Herzen hat Anfangs 1927 eine Mission in Java übernommen. Die neue Mission umfaßt die Gebiete von Pefalongan und Banjoemes sowie einen Teil von Kedoe.

Im Vikariate der Kleinen Sundainseln wurde am 2. Februar l. J. ein Knabenseminar zu Sitta, Bezirk Maumere, feierlich eröffnet; bisher hatten die Knaben Privatunterricht. Das Vikariat besitzt dormalen 9 Stationen auf Flores und 2 auf Timor mit 100.790 Christen und 16.825 Tauffschülern, unter 3 bis 4 Millionen Heiden und Mohammedanern. Die 1.204.936 Kommunionen (darunter 18.286 von Ordensleuten) beweisen, daß der Fortschritt kein bloß äußerlicher ist. („St. M. B.“ 1927, 134.)

China. Ueber die Lage der katholischen Mission in China sind in jüngster Zeit in verschiedenen Tagesblättern Berichte erschienen, die nach der Lage des Missionsgebietes bald optimistischer, bald pessimistischer sind, die aber in einem Punkte übereinstimmen, nämlich darin, daß die Lage der Mission sehr ernst ist. Die nachfolgende Zusammenstellung soll uns die drohende Gefahr deutlich veranschaulichen, indem sie uns zeigt, wie langsam das Befehrungswerk in China selbst bei friedlicher Entwicklung vor sich geht. Die Daten über den Stand 1906 und 1925 sind den „Kath. Miss.“ 1927, 117, die übrigen Hidmanns Universal-Atlas 1925 entnommen. Zum Vergleich: Frankreich 550.986 km², Deutschland 472.034 km², Oesterreich 83.883 km².

(Siehe die Tabelle auf der nächsten Seite oben.)

Die geehrten Leser mögen sich selber ausrechnen, wie groß der Prozentsatz der Katholiken in den einzelnen Provinzen ist, und sie werden dann zustehen müssen, daß die Lage der katholischen Kirche in China noch sehr prekär ist, trotz der erfreulichen Erfolge, die in den letzten Jahren in einigen Gebieten dank der rastlosen Arbeit der Missionäre erzielt wurden. Durch den Bürgerkrieg ist sie noch prekärer geworden und es wird Jahrzehnte dauern, bis der angerichtete Schaden wieder gutgemacht ist. Aus den zahlreichen Missionsberichten seien folgende erwähnt:

Die Mission der Maryknoller (Amerita) hat ihren ersten Bischof erhalten; der Papst hat Msgr. Edmund Walsh zum Apostolischen Vikar von Kongsuoon ernannt. Lo Pa Hong, der bekannte Shanghaier Katholik, spendete kürzlich für das neue Priesterseminar dieser Mission eine reiche Gabe.

Provinzen	Zahl der Katho- liken		Aust. Priester		Einh. Priester		Bef.-Zahl d. Priester		Größe in km²	Einwohner- zahl 1922
	1906	1925	1906	1925	1906	1925	1906	1925		
Kwangou	3.431	4.463	26	20	4	13	30	33	217.300	11.191.000
Tibet	2.050	4.801	15	16	1	3	16	19	2.109.000	3.000.000
Kansu und Hi	3.901	13.836	30	34	4	5	34	39	351.400	5.928.000
Yunnan	9.550	17.254	29	32	13	16	42	48	369.700	8.961.000
Nutden	18.813	30.714	29	25	7	22	36	47	141.800	12.425.000
Kirin und Amur	14.924	33.458	23	30	8	16	31	46	272.000	6.256.000
Kweichow	24.018	35.422	48	46	17	32	65	78	525.500	1.890.000
Hunan	8.300	47.628	35	95	8	12	43	107	157.200	10.185.000
Szechuan	35.200	62.273	28	44	29	45	57	89	200.500	28.444.000
Gotien	49.024	70.281	30	79	17	34	47	113	199.300	9.466.000
Szechuan	26.618	73.369	30	32	17	70	47	102	111.200	13.138.000
Szechuan	29.804	74.984	35	75	21	36	56	111	91.200	22.043.000
Honan	16.702	82.400	32	85	12	22	44	107	207.300	10.932.000
Kiangwei	24.777	82.756	42	59	14	11	56	70	173.500	30.832.000
Kiangsi	34.100	99.894	49	58	22	72	71	130	142.800	19.621.000
Kwangtung	95.000	108.813	144	165	33	61	177	226	179.500	24.467.000
Szechuan	48.987	125.771	53	142	38	55	91	197	243.000	37.160.000
Monqolei	48.122	136.065	123	170	32	50	155	220	181.400	27.167.000
Szechuan	98.100	167.910	132	102	93	157	225	259	1.426.000	2.320.000
Schantung	66.119	180.537	82	120	32	85	114	205	461.000	49.783.000
Kiangsu	128.096	213.687	85	103	47	76	132	179	149.600	30.798.000
Schibui	197.419	674.023	120	159	93	289	213	148	99.300	33.786.000
Missionsprofinen	—	—	—	85	—	—	28	85	314.800	34.787.000
	983.058	2.340.339	1248	1776	562	1182	1810	2958	8.351.000	435.000.000 (rund)

Unter den Schwestern von Maryknoll, die sich für die Mission in China vorbereiten, befindet sich auch eine Indianerin.

Zum Berater der chinesischen Bischöfe wurde der Lazaristenpater Lebbe vom Papste ernannt. P. Lebbe war vor einigen Jahren wegen Verfechtung jener Ideen, die später der Heilige Vater selbst sich zu eigen gemacht hat, gezwungen worden, China „für immer“ zu verlassen. Seit dieser Zeit wirkte P. Lebbe in Paris und gründete hier für die in Frankreich und Belgien lebenden chinesischen Studenten den „Verein der katholischen chinesischen Jugend“ (vgl. Jahrg. 1926, S. 625).

(„Kath. Kirch.-Ztg.“, 24. März 1927.)

Neu eingetreten in die Mission Chinas ist die römische Jesuitenprovinz, die einen Teil des Vikariates Nanking übernehmen wird.

(„Kath. Miss.“ 1927, 158.)

Die durch den Krieg hart heimgesuchte, von Stehlern verwaltete Mission von Südosthonan konnte trotz der Kriegswirren im letzten Jahre drei neue Hauptstationen gründen und überdies das Knabenseminar und die Katechistenhule eröffnen. Während der Belagerung der Stadt wurden von den Patres über 700 Verwundete und Kranke liebevoll gepflegt, was zur Folge hatte, daß mehrere der Gepflegten katholisch wurden. Die Christenzahl — 3748 Getaufte und 3310 Katechumenen — ist noch gering im Vergleich zu den 5 bis 6 Millionen Heiden.

(„St. M. B.“ 1927, 116.)

Durch die Kriegswirren werden auch seit Monaten die Luxemburger Missionschwestern, die für das Vikariat der Tiroler Franziskaner bestimmt waren, in Shanghai zurückgehalten. („St. Franziskus Blöcklein“ 1927, 280.)

Japan. Die japanische Regierung hat behufs Regelung der Rechtsverhältnisse der einzelnen Religionsbekenntnisse im Reiche eine Zählung sämtlicher Religionsdiener veranlaßt: die veröffentlichte Tabelle zeigt, welcher Wirrwarr in Japan in religiöser Hinsicht herrscht. Der Schintoismus, der in einen offiziellen und einen religiösen geschieden wird, zählt 820.2, beziehungsweise 88.023 Priester; der Buddhismus, der ebenfalls in mehrere

Sekten und diese wieder in Unterabteilungen gespalten ist, beläuft 71.287 Tempel, denen ein oder mehrere Bonzen vorstehen, und 5270 Predigtorte. Die Zahl der Bonzen ist also bedeutend größer als die der Schintopriester.

Von den christlichen Bekenntnissen sind in der Tabelle folgende angeführt; die Zahl der Missionäre ist in der Klammer angegeben: 1. Orthodoxe Russen (149); 2. Presbyterianer (334); 3. Baptisten (49); 4. Anglikaner (342); 5. Kongregationalisten (159); 6. Methodistten (364); 7. Evangelisten Mi-fu (28); 8. Evangelisten Ju-mi (6); 9. Evangelisten Fufim (47); 10. Lutheraner (19); 11. Heilsarmee (87); 12. Propagandierende Orientalische Kirche (25); 13. Skandinavier (1); 14. Arianer (4); 15. Kirche der Freunde (24); 16. Propagandierende Evangelisten (10); 17. Kirche der Barmherzigkeit (3); 18. Brüdergemeinde (8); 19. Christliche Kirche (96); 20. Christen (38); 21. Efigiba (1); 22. Kirche der zweiten Ankunft (8); 23. Nazarener (10); 24. Ungenannte (54); 25. Katholiken (193). („Sales. Nachr.“ 1927, 13.)

Dürfen wir uns da wundern, daß die Japaner der christlichen Kirche, die ihnen in so vielen Denominationen entgegentritt, keine besondere Achtung entgegenbringen?

Der vor zwei Jahren in Venedig zum Priester geweihte Gelehrte P. Tawashita hat ein Oratorium vom heiligen Philipp Neri gegründet, welches in Tokio seine Tätigkeit aufgenommen hat. Als einen besonderen Erfolg kann es bereits die Gewinnung des Professors der Rechtsfakultät Morato Tanaka für die katholische Kirche buchen; derselbe ist jetzt Vorsitzender des „Teidai Catholic Kenkufukai“ (Vereinigung katholischer Studenten an der Kaiserlichen Universität). Auch P. Torinka, der, früher Arzt, vor einigen Jahren in Paris die Priesterweihe empfangen hat, hat sich dem Oratorium angeschlossen.

Die vom Erzbischof Rey gegründete Schwesterngemeinschaft von der Heimführung, die ausschließlich aus Japanerinnen besteht, entwickelt sich recht günstig; vier Schwestern konnten bereits Profess ablegen, sieben traten in das Noviziat ein. Die Gründung ist eine Frucht der Weisungen des Heiligen Vaters, der gerade für den Osten einheimische Ordensgenossenschaften empfiehlt.

Demselben Gedanken entspricht auch der Entschluß des Papstes, in Japan ähnlich wie in China einheimische Bischöfe einzusetzen. Dieser Entschluß wurde gelegentlich der Eröffnung der letzten Zentralratsitzung des Werkes der Glaubensverbreitung durch Kardinal van Rossum bekanntgegeben, so daß an der Richtigkeit nicht gezweifelt werden kann.

Die Handelshochschule der Patres Marianisten zu Yokohama, die seinerzeit dem Erdbeben, bezw. dem Brande zum Opfer gefallen ist, wird wieder aufgebaut, nachdem das französische Parlament dazu einen Zuschuß von einer halben Million Franken bewilligt hat.

(„Kath. Kirch.-Ztg.“ 1927, 17.)

Die Rechenschaftsberichte der verschiedenen Missionsgesellschaften zeigen gegen das Vorjahr keine besonderen Veränderungen.

Die Hauptaufgabe der Missionäre in Japan ist nach Bischof Doerings Ausdruck vorläufig noch, die großen Massen der Heiden auf die katholische Kirche aufmerksam zu machen.

P. Hermann Heuwers S. J. in Tokio wurde vom Heiligen Stuhle mit der besonderen Sorge für die Auswanderer (Brasilien, Argentinien, Chile u. s. w.) betraut. Die japanische Regierung steht dem Unternehmen sehr sympathisch gegenüber.

2. Afrika.

Ostafrika. Den Missionären in den italienischen Kolonien scheint eine bessere Zukunft bevorzustehen. Das gilt in besonderer Weise bezüglich des Somalilandes, dessen Gouverneur Conte de Vecchi mit dem ganzen Korruptionsystem der Loge, das jede Missionstätigkeit unmöglich gemacht hatte, gründlich aufgeräumt hat, und nun mit den Consolata-Missionären

von Turin, die über seine Anregung die Mission von den Trinitariern übernommen haben, aufs freundschaftlichste zusammenarbeitet.

(„Das Neue Reich“ 1927, 728.)

Die Schweizer Kapuziner von Dar-es-Salam haben in Mbagala, etwa zwei Stunden südlich von der Hauptstadt, eine „St. Anthony-Station“ gegründet. Am 15. Februar wurde das Kirchlein der Station vom Bischof eingegnet und nach einem feierlichen Levitenamte der öffentlichen Benützung übergeben. Die neue Station verdankt ihr Entstehen der Energie und Ausdauer des P. Hieronymus und der Mithilfe der Brüder Dominikus und Vitus.

(„Miss.-Vote“ 1927, Juni.)

Die Benediktiner von Lindi haben einen Zuwachs von zehn neuen Missionären aus Deutschland zu verzeichnen. Der Stand dieser Mission ist nun folgender: 9 Stationen, 17 Patres, 14 Brüder, 15 Schwestern, 555 Lehrer und Katechisten, 30.320 Christen, 2564 Katechumenen, 392 Schulen mit 19.901 Kindern, 177.979 Beichten und 298.419 Kommunionen. Lindi geht einer erfreulichen Entwicklung entgegen.

(„Missionsbl. v. St. Ottilien“ 1927, 147.)

Zum ersten Apostolischen Präfekten der neu errichteten Mission von Meru (Zentralafrika) wurde P. Josef Balbo, Missionär der Consolata, ernannt.

(„Echo aus Afrika“ 1927, 46.)

Südafrika. Das Marianhiller Missions-Priesterseminar, das bekanntlich nach Europa verlegt wird, hat seine Wirksamkeit in Südafrika mit der Weihe von zehn neuen Priestern — aus Deutschland und der Schweiz — abgeschlossen. Das Priesterseminar „Pius X.“ in Mariatal wird nun der Heranbildung einheimischer Priesterkandidaten dienen.

(„Vergäßeinnicht“ 1927, 81.)

Das Benediktinervikariat Eschowe hat zu Kongoma, zwischen den Flüssen Mkuzi und Umfolozi, eine neue Station errichtet. Die neue Mission, Christus dem König geweiht, bietet günstige Aussicht für die Zukunft. Der gegenwärtige Stand des Vikariates ist folgender: 2171 Christen und 629 Katechumenen auf vier Stationen. Missionspersonal: 9 Patres, 13 Brüder, 28 Schwestern und 26 Katechisten. Sakramentenempfang: 6872 Beichten, 16.225 Kommunionen.

(„Missionsbl.“ 1927, 149.)

Die Apostolische Präfektur Lydenburg der Missionäre Söhne des heiligen Herzens Jesu entwickelt sich zu einem versprechenden Arbeitsfelde. Das gute Klima gestattet dem Europäer lebenslänglichen Aufenthalt und Tätigkeit bis ins hohe Alter. Eine verständige, dem Christentum geneigte eingeborene Bevölkerung gewährt Hoffnung auf erfolgreiche Missionstätigkeit. Schwierigkeiten sind: der Einfluß protestantischen Wettbewerbes, wachsendes Mißtrauen der Schwarzen den Weißen gegenüber, mangelndes Verständnis, namentlich der Missionsnotwendigkeit, auf Seite der Weißen und schließlich Mangel an Geldmitteln. Die Geschäftslage ist auch in Südafrika nicht rosig, daher herrscht überall Geldknappheit. Trotz aller Schwierigkeiten macht die Mission dank der Opferwilligkeit der Missionäre merkliche Fortschritte.

(„Stern der Neger“ 1927, 39.)

Zentral-Kapland zählt bereits 8 Stationen, aber nur 812 weiße und 171 farbige Katholiken. Die 2 Volksschulen für Farbige wurden von 297 Kindern besucht.

(„Stern der Heiden“ 1927, 129.)

Die Präfektur Kroonstad meldet in ihrem Jahresberichte (Juni 1925 bis 1926) den Zuwachs von zwei Residenzen zu Betshelem und Winburg und die Vermehrung der Katholiken um 454 (durch Bekehrungen und Zuzug aus anderen Bezirken). Die Gesamtzahl der Katholiken beträgt somit 1736 (735 Weiße und 1001 Schwarze oder Mischlinge), die der Katechumenen 382 (darunter 2 Weiße), zusammen 2119 gegenüber 212.000 Häretikern und 170.000 Heiden. Das Missionspersonal hat aus Deutschland Verstärkung bekommen und besteht jetzt aus 9 Priestern und 12 Brüdern der Genossenschaft vom Heiligen Geiste, 1 Wespriester, 24 Schwestern (Dominikanerinnen und

Notre-Dame-Schwestern), 5 Katechisten und 7 Lehrpersonen. Für das religiöse Leben der kleinen Gemeinden zeugt der Empfang der Sakramente: Pflichtbeichten 828, Andachtsbeichten 6918, Pflichtkommunionen 828, Andachtskommunionen 22.796 (27 durchschnittlich per Person).

Die finanzielle Lage ist schwierig; der Apostolische Präfekt brauchte zurzeit mindestens 40.000 Mark.

(„Echo d. Miss. v. St. Geist“ 1927, 135 ff.)

Die Oblaten des heiligen Franz von Sales haben in ihrer Präfektur Groß-Namaland die Kleinsiedlung Ises für Missionszwecke erworben. Mit der Einrichtung der Mission, die auch ein Waisenhaus bekommen soll, wurde der im vorigen Jahre nach Südwestafrika entsandte P. Josef Nowak betraut. Wir wünschen dem jungen Missionär zu seiner Arbeit einen unverdrossenen Sinn und Gottes reichsten Segen.

(„Licht und Liebe“ 1927, 59 f.)

Die Residenz des Apostolischen Präfekten wurde von Heirachabis nach Reetmanshoop verlegt.

Die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau von Windhof nützen die durch Auflösung der Freizonen geschaffene Lage aus und dehnen ihr Arbeitsfeld immer weiter nach Norden aus; für die nächste Zeit ist die Errichtung neuer Stationen in Dnbarantu und Utuanhama in Aussicht genommen.

(„Monatsbl. d. O. M. I.“ 1927, 159.)

Westafrika. Durch eine Verfügung der portugiesischen Regierung wird die sogenannte „Laien-Mission“ in Portugal wieder abgeschafft und Missionsbesitz und -gebäude den Missionären zurückgegeben. Diese Verfügung macht den zehnjährigen Bemühungen antireligiöser portugiesischer Behörden, die dahin gingen, den zivilisierenden Einfluß der katholischen Missionäre in den Ueberseefolonien durch die Wirksamkeit von Regierungsbeamten zu verdrängen, ein Ende. Der Versuch dieser weltlichen Agenten, westliche Kultur ohne den segensreichen Einfluß des Christentums unter die Heiden zu bringen, zeitigte so jämmerliche Mißerfolge, daß der Unwille der Öffentlichkeit erregt wurde. („L. B.“, 6. April 1927.)

Besonders in Angola und Mozambique war die Empörung gegen die „Kulturagenten“ so groß, daß sich die Regierung schließlich zum Einschreiten genötigt sah. In den Missionen Angolas beginnt sich neues Leben zu regen.

Innerafrika. Das Vikariat Ost-Nelle in Belgisch-Kongo hat seinen Namen in Niangara ungeändert. Die Missionsprengel von Nelle heißen nun Buta (West-Nelle), Bonda (Kreuzherren) und Niangara.

3. Amerika,

Nordamerika. Nach dem englischen „Catholic Directory“ gibt es in Kanada 3,383.663 römische und 250.000 griechische Katholiken. Kanada ist von allen Staaten der Neuen Welt am besten mit Priestern versorgt; es gibt dort 4325 Welt- und 1579 Ordensgeistliche der römisch-katholischen und 42 Priester der griechisch-katholischen Kirche. Die religiösen Orden sind am hauptsächlichsten im Westen vertreten. Dort entfalten vor allem die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau eine segensreiche Tätigkeit.

Im Nordwesten von Kanada haben sich in den letzten Jahren zahlreiche Ansiedler aus Rußland, namentlich der Ukraine, niedergelassen. Sie gehören zum größeren Teile der griechisch-orthodoxen, zum kleineren der katholischen Kirche an. Nun hat dort die Genossenschaft von Graymoor eine Missionsstation eröffnet. Missionäre und Schwestern, von denen eine die slawische Sprache beherrscht, sind von den Ansiedlern freudig aufgenommen worden. Besonders groß war die Freude der Katholiken, welche nach 25 Jahren zum ersten Male wieder eine heilige Messe anhören konnten.

Der „Verein der katholischen Neger“ in den Vereinigten Staaten von Nordamerika hielt im Dezember v. J. seine Jahrestagung ab. Zu der

Schlußversammlung kam die allgemeine Genugtuung und Dankbarkeit zum Ausdruck für das Rundschreiben des Heiligen Vaters über den Eingebornenkernus in den Missionen. Eine Abordnung von 12 Negern begab sich zum Apostolischen Delegaten, Msgr. Biondi, um ihm für seine Tätigkeit im Dienste der Neger zu danken.

Diese Dankbarkeit sollten endlich auch jene Kreise unter den Katholiken Nordamerikas recht beherzigen, welche bisher durch ihre Gleichgültigkeit oder gar Feindseligkeit die Missionierung der Neger in größerem Umfange verhindert haben. Ist es nicht höchst bedauerlich, daß von den 10 Millionen Negern der Vereinigten Staaten nur $\frac{1}{4}$ Million der katholischen Kirche angehört, während 6 Millionen zu keiner Kirche gehören, die übrigen aber den protestantischen Sekten anheimgefallen sind? Dieses Mißverhältnis wird noch größer, wenn wir lesen, daß von den 2 Millionen Kindern, die Schulen besuchen, nur 25.566 in katholischen Pfarrschulen unterwiesen werden, daß von den 45.000 Lehrern der Negerschulen bloß 590 katholisch sind, daß bloß 183 Priester ausschließlich für die Seelsorge und Missionierung der Neger arbeiten u. s. w.

Kardinal Mundelein von Chicago hat die prachtvolle Elisabethkirche den Farbigen zur Verfügung gestellt und dort in feierlicher Weise die Firmung gespendet. Die Pfarre, die von Priestern der Gesellschaft vom Göttlichen Worte geleitet wird, mehrt sich ständig; man darf auf 200 Uebertritte im Jahre rechnen. Auch der Erzbischof von Cincinnati bringt den Negern viel Wohlwollen entgegen. Möchten doch sämtliche Bischöfe und das ganze katholische Volk von demselben Wohlwollen beseelt sein. („Das Neue Reich.“)

Der amerikanischen Kapuzinerprovinz (Calvary) wurde von der Propaganda die Mission unter den Chayenne Indianern in Ashland und Montana übertragen. Das Gebiet umfaßt 54.480 km² mit ungefähr 1300 Indianern. Es sind im ganzen sieben Missionsstationen vorgesehen, vier in der Reservation selber, drei außerhalb derselben.

(„Seraph. Westapostolat“ 1927, 125.)

Südamerika. Am 15. März v. J. waren es 25 Jahre, daß in der brasilianischen Urwaldmission Alto Alegre 3 Patres und 2 Brüder der lombardischen Kapuzinerprovinz, 15 Kapuzinerinnen-Tertiärinnen und 250 Neuebekehrte von den Wilden über Anstiftung eines getauften Weißen in grausamer Weise hingemordet wurden. Die Mission ist bis zum heutigen Tage nicht erneuert worden. Doch sind 5 Patres beständig dort auf Missionsreisen, um die Wilden an sich zu gewöhnen und die christliche Zivilisation vorzubereiten.

Die Missionsklarissen in Zentralbrasilien dehnen ihr Arbeitsfeld immer weiter aus. Die Genossenschaft wurde in der Bischofsstadt Santarem gegründet und besitzt jetzt zwei Noviziatshäuser; das erste seit 1914 in Münster i. W., das andere seit 1917 zu San José in der Nähe von Santarem in Brasilien. Größere Stationen bestehen zu Monte Alegre, Obidos, Caninde und S. Cristorao; die jüngste ist die von Aracaja, welche 1925 von S. Christorao errichtet worden ist.

(„Antoniusbote“ 1926, 357.)

Die Menziger und Altöttinger Kreuzschwestern feierten vor kurzem das 25jährige Jubiläum ihrer Tätigkeit unter den araukanischen Indianern Chiles. Der ehemalige Apostolische Präfekt, P. Burchard Maria Englert, stellt seinen früheren Mitarbeiterinnen aus diesem Anlaß ein herrliches Zeugnis aus, dem die nachfolgenden Daten entnommen sind.

Die Kreuzschwestern besitzen dormalen in Chile 21 Häuser, 14 innerhalb der Apostolischen Präfektur Araukanien, 7 außerhalb derselben. Die Zahl der Schwestern in der Präfektur beträgt 67, im ganzen 170. Der Erfolg ihrer Tätigkeit ist erstaunlich, ihr Wirken sichtlich vom Segen Gottes begleitet. Die Schwestern sind tüchtige Lehrerinnen, helfen aber auch in der Krankenpflege und der Landwirtschaft aus, und nehmen so den Missionären

einen großen Teil der Arbeit ab. Alle Missionäre sind voll des Lobes über ihre Mitarbeiterinnen. („Seraph. Westapostolat“, 121 f.)

Der Heilige Vater hat durch Kardinal Gasparri dem General des Jesuitenordens seinen besonderen Dank für die legensreiche Arbeit der Jesuiten im Dienste der Auswanderer aus Japan und China ausgesprochen.

In Peru hat P. Josef Pineda vor kurzem einen Mitarbeiter in P. Abacete, der das Chinesische trefflich beherrscht, erhalten. In Brasilien arbeitet P. Guido del Toro mit solchem Erfolge, daß der bescheidene Vater selber schreibt: „Alles verspricht aufs Beste zu gedeihen.“

(„Kath. Miss.“ 1927, 159.)

4. Australien und Ozeanien.

Ueber den Stand der Kirche in Neuseeland berichten die „Katholischen Missionen“ wie folgt: Seit einem Jahrhundert wird die ausgedehnte Doppelinsel von Europäern besiedelt, doch beträgt die Zahl der Bewohner nur 1¼ Millionen Weiße und 45.000 Maoris. Der kirchlichen Einteilung nach zerfällt Neuseeland in das Erzbistum Wellington und drei Bistümer. — 166.577 weiße Katholiken verteilen sich auf 42 Pfarrgemeinden; für die Seelsorge der Maoris ist das Gebiet der Sprengel Wellington und Christchurch in vier Bezirke mit je einem ständigen Mittelpunkt eingeteilt. Die Seelsorge versehen 284 Priester, darunter 173 Weltgeistliche, 83 Maristen, 22 Väter von Mill-Hill und 6 Priester von der Genossenschaft des heiligen Erlösers (Redemptoristen). Dazu kommen 72 Maristenschulbrüder.

Am 7. Juli 1927 werden hundert Jahre vergangen sein, seit die ersten Väter von den Heiligsten Herzen, gewöhnlich die Picpusväter genannt, auf der Hawaii- oder Sandwichinseln genannten Inseln landeten. Das jetzige Arbeitsfeld der Picpusväter umfaßt den ganzen Osten Polynesiens und zerfällt in die Vikariate Hawaii, Tahiti, Marquesas und die Präfektur Cook.

Auf Hawaii wirken neben den Picpusvätern auch Maristenschulbrüder, deren St.-Louis-College zu Honolulu in hohem Ansehen steht.

5. Europa.

Rom. Das Collegium Urbanum (de Propaganda fide) zur Verbreitung des Glaubens feierte in den Tagen vom 24. bis zum 29. Mai das Jubiläum seines 300jährigen Bestandes. Aus diesem Anlasse fanden in Rom große Feierlichkeiten statt.

In einer Audienz, die der Heilige Vater dem Vorstand der italienischen Landeszentrale des Vereines zur Verbreitung des Glaubens gewährte, sprach Papst Pius XI. wiederum sehr bestimmt seinen Wunsch aus, daß dieses päpstliche Institut möglichst alle Volksschichten umfassen möge. Besondere Erwähnung fand die Mitarbeit der studierenden Jugend.

Italien. Dem Beispiel anderer Akademikervereine folgend, hat der italienische Studentenverband nunmehr den Eintritt in den Verein der Glaubensverbreitung offiziell beschlossen. Der Eintritt soll dem Einzelnen nicht freistehen, sondern jedes Mitglied des Verbandes muß auch Mitglied des Vereines der Glaubensverbreitung sein.

Holland. Das Laienbrüder-Missionshaus zu Brijland und das Missions-schwesteren-Noviziat in Roosendaal der Genossenschaft von Mill-Hill haben in letzter Zeit wieder einen Zuwachs an deutschen Kandidaten aus Tirol erfahren. Bis jetzt sind aus Tirol 7 Jünglinge in das Brüder- und 4 Mädchen in das Schwestern-Noviziat eingetreten. Alle sollen ihre Sache sehr gut machen.

Frankreich-Elsaß. Nach einer Zusammenstellung in der „Augsburger Postzeitung“ vom 23. Dezember 1926 zählte das katholische Elsaß damals

rund 1100 Missionäre, von denen 11 mit der Würde eines Apostolischen Vikars und 5 mit dem Amte eines Apostolischen Präfecten beauftragt waren. Auf die einzelnen Orden und Kongregationen verteilen sich die Missionäre folgendermaßen: Väter vom Heiligen Geist 345, Redemptoristen 147, Lyoner Missionsseminar 110, Kapuziner 96, die Petits Frères de Maria 70, Oblaten 52, Jesuiten 44, Sacré Coeur von Issoudun 31, Auswärtiges Missionsseminar von Paris 28, Assumptionisten 17.

Deutschland. Am 22. März 1927 fand in Köln die Gründungsversammlung der Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft („Miva“) statt, die, wie schon der Name sagt, die Verkehrsfrage für die Missionen lösen und zunächst die Mittel schaffen will, um neuzeitliche Verkehrsmittel zu Wasser, zu Lande und zu Luft in die Missionsgebiete einzuführen. Die Neugründung wird von den Missionären aufs freudigste begrüßt werden.

Im missionsärztlichen Institut in Würzburg haben am Feste Epiphania 8 Mediziner den Missionseid abgelegt.

Am 12. Jänner reiste Frä. Dr med. Anna Senkamp nach Südafrika, um in der deutschen Mission der Herz-Jesu-Missionäre als Missionsärztin tätig zu sein.

Die deutsche Provinz der Missionäre vom Heiligen Geist übernimmt von der französischen Provinz das Gebiet von Ieffe (Brasilien). Die ersten Missionäre — 3 Patres und 2 Brüder — sind bereits am 27. Februar nach Südamerika abgereist.

Bayerns Anteil an der katholischen Missionsarbeit wird durch folgende Zusammenstellung von Ausreisen bayerischer Missionskräfte in letzter Zeit veranschaulicht:

1. Benediktiner von St. Ottilien: 10 Patres und Brüder nach Ostafrika (Tindi), 4 Patres nach Südafrika (Eschowe), 1 Pater nach Venezuela.
2. Franziskaner St. Anna, München: 2 Patres und 1 Bruder nach China (Nord-Schansi).
3. Kapuziner von Altdötting: 3 Patres und 4 Brüder nach Chile (Mrautani).
4. Aus Tübing: 6 Schwestern nach den Philippinen, 3 nach Korea, 2 nach Brasilien, 2 nach Südafrika.
5. Aus Schleibsdorf: 16 Schwestern nach Südafrika.
6. Aus Strahlfeld: 14 Schwestern nach Rhodessa.
7. Aus Voltersberg: 10 Schwestern nach Afrika (Natal).
8. Aus Rhymsburg: 9 Schwestern nach Indien.
9. Aus Altdötting: 8 Schwestern nach Chile.

Somit hat Bayern in letzter Zeit 20 Patres, 5 Brüder und 70 Schwestern in drei Weltteile ausgesandt — gewiß ein ehrendes Zeugnis für das Missionsinteresse des Bayernvolkes. („Stern d. Meger“ 1927, 72 f.)

Polen. Die Missionsbewegung unter den Akademikern Polens macht außerordentliche Fortschritte. Am 20. Jänner d. J. wurde in feierlicher Weise der erste Akademische Missionsverein Polens zu Poznan (Posen) gegründet. Zehn Tage später wurde bereits der zweite zu Krakau errichtet, und im Laufe des Schuljahres sollen noch Missionsvereine in Warschau und Lemberg ins Leben treten. An den Festversammlungen nahmen überall auch Mitglieder des Akademischen Senates teil.

Am 28. Februar 1927 wurde im Missionshause der Oblaten der Unbefleckten Jungfrau zu Krobica der erste polnische Oblate in die Heidenmission entsandt, und zwar in die Mission von Jassna auf Ceylon. Frater Stephan Mainka wird zunächst in Jassna seine theologischen Studien vollenden und später der dortigen Mission einverleibt werden.

(„Monatsbl. d. O. M. I.“ 1927, 135.)

Ende September findet in Posen ein internationaler Missionskongreß statt, dessen Protektorat der Erzbischof und Primas von Polen Dr. Slonb übernommen hat.

Oesterreich. Der Nordtiroler Kapuzinerprovinz, die während des Weltkrieges ihr Missionsgebiet in Bettiak und Nepal (Nordindien) verloren hat, wurde von der Propaganda die Mission von Sofia und Philippopol als eigenes Arbeitsfeld zugewiesen.

Sammelstelle. Bisher ausgewiesen: 826 S. Neu eingelaufen: A. Beim Berichterstatter: 10 S. B. Bei der Redaktion: Pfarrer Ferdinand Holzinger, Murach bei Rißbüchel, für Petrus-Werk 1 S; Leopold Matheis in Hainendorf durch Pfarramt Mannriedl für die Missionen 10 S; Kaplanei Mischach a. D. für die japanischen Missionen 2 S; Pfarrer Gerhard Tholen in Neuhonrath, Rheinland, für die armen kath. Armenier M. 25-20 — 41-58 S; Kaplan Johann Trauner, Roßbach, für die kath. Universität Tokio 20 S. — Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 910-58 S. — Deo gratias!

Kirchliche Zeitläufe.

Von Dr. Josef Massarette.

1. Der 70. Geburtstag des Hl. Vaters. — 2. Ein großer Diener der Kirche. — 3. Das 300jährige Jubiläum des römischen Propaganda-Kollegs. — 4. Pius' XI. Bronzestatue in der Mailänder Ambrosiana. — 5. Der Kampf um ein Reichskonkordat und um die christliche Schule in Deutschland. — 6. Alfons XIII., 25 Jahre katholischer König. — 7. Der Katholizismus in Japan.

1. Der 70. Geburtstag des Hl. Vaters. Am 31. Mai vollendete Papst Pius XI. im Vollbesitz seiner geistigen und körperlichen Kräfte das 70. Lebensjahr. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß der Erdkreis daran Anteil nahm. Die meisten Staatshäupter und verschiedene Regierungschefs haben dem Oberhaupt der katholischen Kirche ihre Glückwünsche dargebracht. Nicht nur die katholische Presse, auch große nichtkatholische Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ würdigten eingehend die Persönlichkeit und Wirksamkeit des Pontifex. Früher kümmerte sich die Welt wenig um den Geburtstag eines Papstes. Fast unbemerkt ging der 90. Geburtstag Leos XIII. wie auch der siebenzigste Pius' X. vorüber. Wenn es jetzt anders gehalten wird, so ist auch hieraus ersichtlich, wie sehr außerhalb der Kirche das Ansehen des Hl. Stuhles gewachsen ist. Die ganze kirchliche Weltlage ist seit wenigen Jahren besser geworden. „Stufenweise hat sich“, schreibt Freiherr Theodor von Cramer-Klett in seinem Festartikel „Zum 31. Mai 1927“ („Allgemeine Rundschau“ Nr. 21), „der Gang der Dinge vollzogen, der der Kirche Gottes endlich wieder die Stelle im Leben der Menschheit gegeben hat, die ihr zukommt. Der öde, unfruchtbare Rationalismus des hochmütigen 19. Jahrhunderts kann doch als überwunden gelten und die große Nervosität der Gegner des Papsttums, seien es nun Gegner jeder christlichen Weltanschauung oder Glieder anderer Bekenntnisse, zeigt, auf welche Seite sich das Gewicht der Wage in den letzten Jahrzehnten geneigt hat“. — Bezeichnend für die veränderten Verhältnisse ist der Bescheid, der dem Deputierten Sardon in der britischen Unterhausitzung vom 11. Mai zuteil wurde auf seine Frage, ob die diplomatische Vertretung Großbritanniens beim Vatikan dauernd beibehalten werden solle. Der Außenminister Austen Chamberlain antwortete bejahend. Die Regierung,

erklärte er, hat nicht die Absicht, die diplomatische Mission beim Hl. Stuhl abzuüberufen. Vielmehr ist sie der Ansicht, daß es für den Hl. Stuhl verlegend wäre, wenn die Mission, die in einem Augenblick der Unsicherheit und der internationalen Schwierigkeiten errichtet wurde, nun abgerufen würde. Unabhängig davon ist aber der Oberhirt der römisch-katholischen Kirche eine große moralische Macht in der Welt, und wird von mehreren Millionen britischer Bürger verehrt.

Gleich seinen vier Vorgängern ist Pius XI. der Papst der Stunde, befähigt, die Errungenschaften jener ganz großen Päpste zu halten, zu festigen und zu ergänzen. Der Friede Christi in Christi Reich, d. h. in der Gemeinschaft der Gläubigen, dies ist das Ziel seines hochpriesterlichen Wirkens. Zwei Eigenschaften, die zum Erfolg führen, zeichnen ihn aus: Milde und Festigkeit. Als liebevoller Vater und sicherer Führer hat er sich in den fünf Pontifikatsjahren bewährt. Ein wahrer Felsenpapst, hält er an dem als richtig Erkannten unerschütterlich fest. Indem er gleich nach seiner Wahl, zum erstenmal seit 1870, von der äußeren Loggia der Peterskirche aus Urbi et Orbi den Segen spendete, markierte er vor den jubelnden Scharen seine Bereitwilligkeit, zu einer Ausöhnung mit dem italienischen Staat zu gelangen. Um aber jede unrichtige Schlußfolgerung auszuschließen, ließ er unverzüglich durch den „Osservatore Romano“ betonen, dieser Umstand sei nicht ein Unterpfand dafür, daß er die überkommenen heiligen Rechte aufzugeben gewillt sei; er wisse genau, welche Verantwortung auf seinen Schultern liege. Von Anfang an nahm der neue Papst jede Gelegenheit wahr, über die Bedingungen, unter denen eine Lösung der römischen Frage möglich wäre, seinen Zweifel zu lassen. Kam es auch bisher nicht zu einer solchen, so ist doch das Verhältnis zwischen dem Hl. Stuhl und dem Königreich Italien wesentlich anders als zur Zeit des antikirchlichen Liberalismus. Das Kreuz hat wieder den Ehrenplatz in den Schulen und Universitäten sowie in den Amts- und Gerichtsräumen erhalten. Auf dem Turm des Kapitols ragt es empor wie auch im Kolosseum an derselben Stelle, von, wo sektiererische Machthaber es 1874 schmählicherweise entfernt hatten. Der Kirche ist ein Teil des ihr geraubten Eigentums zurück-erstattet worden. Anlässlich des 70. Geburtstags des Hl. Vaters nahm das amtliche Italien eine sympathische Haltung ein. Der „Popolo d' Italia“, Zentralorgan des Faschismus, sprach von einem „Datum der Freude“ für Italien, weil das Walten der göttlichen Vorsehung die „große Weisheit und die unendliche Güte“ des Papstes weiter über die Geschichte der Kirche wachen läßt. Es hebt hervor, daß Pius XI. den Tag in einem „Zwiegespräch mit Gott“ zugebracht habe unter Verzicht auf alle äußerlichen Festlichkeiten; seine blühende Gesundheit lasse das erreichte Alter nicht erkennen. Die „Tribuna“ stellt fest, daß die Hauptvertreter der italienischen Staatsgewalt in mehreren Verfügungen des Papstes seine Seelengüte erkannt haben, die immer bereit sei, den guten Willen Anderer anzuerkennen und Mittel und Wege zu finden, Kirche und Staat in gegenseitiger Freiheit harmonisch zusammenwirken zu lassen.

Des glorreich regierenden Papstes Reformprogramm gipfelt in dem Bestreben, daß Christus als König der Könige im Privat- und Familienleben, in den sozialen und kulturellen Verhältnissen immer mehr anerkannt werde. Pius XI. hat die Welt zu einem neuen friedlichen Kreuzzug in den Heidenländern aufgerufen, durch seine Missionsenzyklika alte Vorurteile beseitigt und neue Wege eröffnet. Das Franziskusjubiläum war ihm Anlaß, der nach Reichtum und Lust gierigen Menschheit den seraphischen Heiligen vorzuhalten in seiner Liebe zur Armut und Reinheit, seiner beseligenden Freude an Gott. Der Papst hat bereits in bezug auf die Beziehungen zu den Regierungen manche erfreuliche Erfolge zu verzeichnen. Tiefen Kummer verursacht ihm dagegen die entsetzliche Kirchenverfolgung in Mexiko, das antichristliche Treiben des russischen Bolschewismus, die gefährdete Lage der katholischen Missionen in China, wie auch die Haltung nicht weniger französischer Katholiken gegenüber der Verurteilung der Action Française. Besorgt um die Zukunft Europas, ist Pius XI. ständig darauf bedacht, von seiner höchsten Warte aus zur Wahrung des Friedens beizutragen. Diesen bedroht der in seinem Kern heidnische Hypernationalismus. In Frankreich ist derselbe verkörpert durch die Action Française, deren Führer, trotz unleugbarer Verdienste bei Bekämpfung des antiklerikalen Sektierertums, seit Jahrzehnten weltanschauliche Irrtümer vortragen, indem sie die Nation geradezu vergöttlichen und das Prinzip verkündigen, der Staat sei über alles, auch über die Moral und Nächstenliebe erhaben. Die Verurteilung ist spät erfolgt, nachdem das Für und Wider reiflich erwogen worden, und der Hl. Vater konnte mit aller Bestimmtheit erklären, daß es hierin eine Verurteilung von dem schlecht informierten an den besser zu informierenden Papst nicht gebe.

2. Ein großer Diener der Kirche. Von den bisherigen Gepflogenheiten abweichend, behielt Pius XI. bei seiner Thronbesteigung den Staatssekretär seines Vorgängers, Kardinal Pietro Gasparri, in seinem verantwortungsvollen hohen Amte bei, womit die Fortsetzung der Kirchenpolitik im Geiste Benedikts XV. gegeben war. Gasparri erfreut sich bis heute des ganz besonderen Vertrauens des Papstes, der ihm namentlich seine Huld bewies, wenn der Staatssekretär ungehörigen Angriffen ausgesetzt war. Letzterer konnte am 31. März sein 50jähriges Priesterjubiläum begehen. Tränen rannen ihm über die Wangen, als er nach seiner hl. Messe die Glückwünsche der Anwesenden entgegennahm. Es war eine Schar von Verwandten, worunter sein Nefse Kardinal Enrico Gasparri, der französische Botschafter und der Gesandte von Peru als Vertreter zweier Länder, in denen der Jubilar längere Zeit beruflich tätig gewesen, ferner einige ihm besonders nahestehende Prälaten. Zur Jubiläumsmesse hatte der Hl. Vater seinem nächsten Mitarbeiter den goldenen Kelch geschenkt, der vom heiligmäßigen Kardinal Richard, Erzbischof von Paris, gebraucht, aus dessen Nachlaß in den Besitz Pius' X. übergegangen war. Dieses Andenken mag den ausgezeichneten Kirchenfürsten besonders gefreut haben, ist er doch selber

am 6. März 1898 in Paris von Kardinal Richard zum Bischof konsekriert worden. Auf dem weißledernen Futteral des Kelches ließ der Hl. Vater ein Metallschildchen anbringen mit der Aufschrift: „Pius XI., Papst, dem Kardinal Gasparri, seinem treuen Staatssekretär, mit Glückwünschen zu den seit der Priesterweihe im Dienste der Kirche glücklich verbrachten 50 Jahren. 1877 — 31. März — 1927.“

Kardinal Gasparri (geb. am 5. Mai 1852) kann auf eine außerordentlich arbeits- und erfolgreiche Vergangenheit zurückblicken. Als junger Geistlicher wurde er Sekretär des Kardinals Mertel und war Professor im Römischen Seminar wie auch im Propaganda-Kolleg. Dann folgte er einem Ruf nach Paris, um am Institut catholique den Lehrstuhl des Kirchenrechtes zu besteigen. Während seiner 16jährigen Lehrtätigkeit in der französischen Hauptstadt (1880 -1896) entstanden verschiedene kanonische Traktate von bleibendem Wert. Gasparri, eine apostolische Seele, nahm sich dort auch der Italiener seelsorglich an. 1898 wurde er Titular-Erzbischof von Casarea und Apost. Delegat für Ecuador, Bolivia und Peru, 1901 Sekretär der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten. Seit dem 16. Dez. 1907 Kardinal, erhielt Gasparri am 13. Oktober 1914 von Benedikt XV. das verantwortungsvolle Amt eines päpstlichen Staatssekretärs, eine Bürde doppelt schwer wegen des Weltbrandes. Der neue Papst bestätigte den glänzend Bewährten darin. Im Leben Gasparris macht die Kodifikation des Kirchenrechtes Epoche. An diesem Riesenwerk, zu dem er den Anstoß gegeben und dessen Leitung ihm anvertraut wurde, hat er den Hauptanteil. Kardinal Gasparri inspiriert auch die wichtige Veröffentlichung der „Quellen des kirchlichen Gesetzbuches“ (Codicis Juris Canonici Fontes, cura Emi Petri Card. Gasparri editi); davon liegen bereits vier Bände vor. Unter seiner persönlichen Direktion wird auch der universelle Katechismus ausgearbeitet.

Die offizielle Feier seines goldenen Priesterjubiläums fand am 30. Mai statt. Der Kardinalstaatssekretär brachte in der Cappella Paolina das hl. Opfer dar. Erschienen waren etwa 20 Kardinäle und das diplomatische Korps. Dann sprach ihm Kardinal Baumteßli, Dekan des Hl. Kollegiums, dessen Glückwünsche aus. Die anwesenden Kardinäle, Diplomaten und anderen Persönlichkeiten gratulierten ebenfalls, worauf alle sich in die Sala dei Paramenti begaben, wo der brasilianische Botschafter Magalhaes de Azeredo eine bemerkenswerte Ansprache an den Jubilar richtete. Kardinal Gasparri erinnerte in seiner Antwort an die Kriegsjahre, indem er betonte, daß der Hl. Stuhl ständig bemüht war, sich außerhalb der Parteien und über denselben zu halten, sogar auf die Gefahr hin, vorübergehend mißverstanden zu werden. Eine Frucht dieser unparteiischen Haltung sei die Vertretung so vieler Mächte beim Vatikan.

— Nachmittags stimmte Gasparri in seiner Titelfirche S. Lorenzo in Lucina das Te Deum an. Herr Magalhaes de Azeredo gab dann zu Ehren des Gefeierten ein Festmahl, dem die Diplomaten, die vatikanischen Prälaten und andere Würdenträger bewohnten.

In der Person Gasparris vereint sich kindliche Frömmigkeit mit gewaltiger Gelehrsamkeit, außerordentlichem Schaffensdrang und glänzenden staatsmännischen Qualitäten. In seinen verschiedenen Stellungen kannte er nur eines, seine Pflicht. Sein Aufstieg hat nie seinem schlichten Wesen auch nur den geringsten Eintrag getan. Alle, die ihm nahten, erhielten den Eindruck warmherzigen Wohlwollens. — Unlängst hat der päpstliche Staatssekretär sein Mobiliarvermögen der Propaganda-Kongregation überlassen und sich nur den Ertrag lebenslänglich vorbehalten. Denselben Weg nahmen seine Ordensauszeichnungen, Brustkreuze und andere Kleinodien, sowie die während seiner langen, überragenden Laufbahn erhaltenen Geschenke. Teurer als all jene Kostbarkeiten wird ihm der Kelch des Kardinals Richard bis ans Lebensende bleiben als Anerkennung seiner erfolgreichen kirchlichen Tätigkeit von höchster Seite wie als Andenken an den trefflichen Pariser Oberhirten, der ihm ein väterlicher Freund gewesen. Einen kostbaren Kelch schenkte ihm auch das diplomatische Korps zum goldenen Priesterjubiläum.

3. Das 300jährige Jubiläum des römischen Propaganda-Kollegs. Nachdem im 16. Jahrhundert die Entdeckungen der seefahrenden Mächte die Welt weit geöffnet hatten für die Missionierung ferner heidnischer Völker, nachdem anderseits während derselben Periode der Besitzstand der katholischen Kirche im Norden Europas starke Einbuße erlitten, drängten sich besondere Bemühungen zur Ausbreitung des Glaubens auf. Diesem Zweck sollte die 1622 von Gregor XV. gegründete Propaganda-Kongregation dienen. An der Ausführung seines Planes, ein eigenes römisches Kolleg zur Heranbildung von Missionären für alle Teile der Erde, hauptsächlich für die Heidenmissionen zu schaffen, hinderte ihn der Tod. Durch die Bulle „Immortalis Dei Filius“ vom 1. August 1627 seines Nachfolgers Urban VIII. erfolgte dann die kanonische Errichtung der Anstalt, die als „Collegium Urbanum de Propaganda Fide“ nunmehr auf eine glorreiche Vergangenheit von 300 Jahren zurückblickt. Das Kolleg sollte „dem Wachstum der katholischen Religion und der Ausrottung der Häresien“ dienstbar werden. Der spanische Prälat Rives, Notant beim päpstlichen Tribunal der Segnatura, schenkte dafür seinen in nächster Nähe der (damals Piazza della Santissima Trinità in monte Pincio genannten) Piazza di Spagna gelegenen Palazzo mit Zubehör und seinem sonstigen ansehnlichen Besitztum. Nachhaltige Förderung wurde der jungen Lehranstalt durch den Kapuziner-Kardinal Antonio Barberini, Bruder Urbans VIII., Präsekt der Propaganda-Kongregation, zuteil. Der letzteren unterstellte dieser Papst 1641 das Kolleg; auch verlieh er dem Rektor das Recht, die akademischen Grade in Philosophie und Theologie zu verleihen. Die anfangs den Theatinern übertragene Leitung ging im Laufe der Zeit auf Weltpriester über. Kürzlich wurde das Kolleg in ein neues Gebäude an der Via del Gianicolo dicht am Petersplatz verlegt, doch finden die Vorlesungen im Propaganda-Palast (Via di Propaganda) statt. Sie wurden während des Studienjahres 1924/25 außer von den 122 Zöglingen des Kollegs von solchen aus 24 anderen

Kollegien und Instituten Roms besucht. Die 122 „Propagandisten“ stammten aus Holland, Schottland, Irland, Dänemark, Norwegen, Montenegro, Rumänien, Nordamerika, Syrien, Indien, Annam, China, Japan und Australien. Es studierten 155 Philosophie und 397 Theologie.

Zur Jubiläumsfeier wurden die früheren Zöglinge des Kollegs eingeladen. Unter ihnen befinden sich vier Kardinäle: O'Connell, Erzbischof von Boston; Dougherty, Erzbischof von Philadelphia; Mundelein, Erzbischof von Chicago und der Kurienkardinal Bonzano; drei Patriarchen: Rahmani, Patriarch von Antiochia, vom syrischen Ritus; Huayek, Patriarch von Antiochia, vom maronitischen Ritus und Terzian, Patriarch von Cilicien, vom armenischen Ritus. Ferner mehrere Generaloberen religiöser Orden, etwa 60 Erzbischöfe und Bischöfe vom lateinischen sowie 25 Erzbischöfe und Bischöfe vom orientalischen Ritus. — Am 24. Mai wurde im Damasushof des Vatikans vor dem Papst eine polyglotte Akademie abgehalten. 14 Kardinäle, zahlreiche Bischöfe, Prälaten, Professoren, Hunderte von Studenten und andere wohnten dem einzigartigen Festakt bei, der 27 Sprachen zum Wort kommen ließ. Nachher richtete der Hl. Vater an die Versammlung eine bedeutsame Ansprache. Er gedachte der geschichtlichen Entwicklung der weltberühmten Missionsanstalt und der Tausende von Aposteln, die von dort in alle Länder hinausziehen. Indem er die Notwendigkeit, für die Missionsländer einen einheimischen Klerus zu schaffen, unterstrich, erinnerte er daran, daß das Propaganda-Kolleg von Anfang an bestimmt war, Angehörigen fremder Rassen den Weg zum Priestertum zu bahnen. Auf den Raik Lindberghs anspielend, sprach der Papst die Hoffnung aus, daß die Raschheit der neuen Verkehrsmittel den Glaubensboten ihre Aufgabe bedeutend erleichtern würde, da bald die gefährvollen Meeresfahrten und die zeitraubenden Wanderungen überflüssig wären. Weiter gedachte er mit Wehmut der Wirren in China, wo eine hunderte Millionen zählende Bevölkerung schreckliche Heimsuchungen zu erdulden hat. Missionäre und Ordensschwestern schweben in Gefahr. Wieder ist Märtyrerblut geflossen. Was mit endloser Mühe und unter schwersten Opfern zustande kam, liegt teilweise in Trümmern. Der Papst weiß, daß all das Schlechte nicht aus dem guten, edlen, hochherzigen Grund des chinesischen Volkes stammt, wohl aber von dem durch List oder Gewalt eingeführten Gärstoff herrührt, der allenthalben alles bedroht, jegliche Menschlichkeit und Zivilisation, besonders alles Religiöse und vornehmlich die christliche, katholische Religion. Das chinesische Volk weiß, daß der Papst es liebt, immer lieben wird und zu seinem Besten alles tun will mit Gottes Hilfe. Pius XI. brandmarkte dann die erbarmungslos in Mexiko weiterwütende Katholikenverfolgung. Junge Leute haben dort unter Hochrufen auf Christus den König ihr Leben für ihre Glaubensfreue hingegeben. Unter einem Uebermaß von Drangsalen stehen Klerus und Volk, die pflichtbewußt in brüderlicher Liebe zusammenstehen. Die meisten Oberhirten wurden gewaltsam von ihrer Herde getrennt. In den Annalen der Kirchengeschichte werden die mexikanischen Greuel wie

auch die vielen erschütternden Fälle heroischen Martertums unvergessen bleiben. — Anlässlich der Dreihundertjahrfeier des Kollegs der Propaganda zelebrierte der Papst am Feste Christi Himmelfahrt in St. Peter ein Pontifikalamt. Tags darauf empfing er die Professoren und Alumnien der Anstalt wie auch eine Anzahl früherer Zöglinge, darunter ergraute Würdenträger. Wieder hielt er eine seiner tief zu Herzen gehenden zeitgemäßen Reden.

4. Pius' XI. Bronzestatue in der Mailänder Ambrosiana. Wenn irgendwo die Statue eines regierenden Papstes aufgestellt wird, so ist dies kein außerordentliches Ereignis. Handelt es sich dabei aber um eine internationale Huldigung der Gelehrtenwelt an einen Papst, dem nach langjähriger stiller Forshertätigkeit in unvergleichlich raschem Aufstieg die höchste Würde zuteil geworden, so beansprucht die Kundgebung besonderes Interesse. Länger als ein Vierteljahrhundert hindurch hat Achille Ratti die Ambrosianische Bibliothek in Mailand betreut. Sie wurde 1610 vom dortigen Erzbischof Kardinal Federico Borromeo gegründet, eine der ersten öffentlichen Anstalten ihrer Art. Als ihr ehemaliger Präfekt im Februar 1922 den Stuhl Petri bestieg, ging es mit der bereits geplanten Erweiterung der berühmten Bibliothek rasch voran. Damals wogte ein wunderbarer Schwung und eine innige Freude durch die große Erzdiözese Mailand. Der neue Papst spendete 50.000 Lire. Die Sammlung für eine Tiara hatte solchen Erfolg, daß man aus dem Ueberschuß 60.000 Lire für die Ambrosiana zu überweisen in der Lage war. So konnte der offene, mit Hallen umgebene Hofraum zu einem großartigen neuen Lesesaal umgebaut werden, der am 8. Dez. 1923 eröffnet und „Sala Pio XI.“ genannt wurde. Der Gedanke, diesen Zentralbau der Bibliothek, in der Achille Ratti so viele Jahre emsig und hilfsbereit der historischen Forschung gedient hat, mit einem Denkmal des Papstes zu schmücken, lag nahe. Seine Bronzestatue sollte hier den Ehrenplatz einnehmen. Zu diesem Zweck erließ man einen Aufruf an die Gelehrtenwelt. Zwölf Kardinäle sowie mehr als 400 Forscher und Schriftsteller unterstützten denselben moralisch und materiell. Es beteiligten sich daran nicht nur Katholiken. Auch Andersgläubige sowie Universitäten, die dem Katholizismus fernstehen, sandten Beiträge.

Das Bronzemonument, eine Schöpfung des Bildhauers Enrico Quattrini, stellt den Papst sitzend dar, wie er in einer alten Handschrift liest. Am Sonntag, 20. März, dem 317. Gründungstag der Ambrosianischen Bibliothek, wurde die Statue in dem neuen Saale feierlich enthüllt. Mit dem Erzbischof von Mailand, Kardinal Tosi, hatten sich zahlreiche kirchliche und weltliche Würdenträger, sowie viele hervorragende Gelehrte aus einer Reihe von Ländern zu dem festlichen Akt eingefunden. Die Regierung war durch den Präfekten der Provinz Mailand vertreten. Nachdem der Konservator Msgr. Rasoni die Versammlung, zu der auch die Familie Ratti gehörte, begrüßt hatte, verlas Msgr. Galbiati, Präfekt der Bibliothek, ein Telegramm des Kardinalstaatssekretärs Gasparri. Es heißt darin, der Hl. Vater hege die Hoffnung, daß die in

seiner Person der höchsten kirchlichen Autorität bereitere Ehrung ein neues Unterpfand einer immer glänzenderen Zukunft für die ruhmreiche Ambrosianische Bibliothek werde. Ihre Entwicklung während der letzten Jahre schilderte Gaspari und eröffnete einen erfreulichen Ausblick. Dann verlas er eine große Anzahl von Zustimmungserklärungen aus Italien und dem Ausland. Der Podestà von Mailand, Belloni, feierte in großzügiger Rede die erhabene Persönlichkeit, die hier in Erz verewigt wurde, den Priester und Gelehrten, Führer und Berater bei historischen Studien wie im geistlichen Leben. Senator Mangiagalli sprach im Namen des Senates. Es folgten sich nun etwa 40 namhafte Forscher, Professoren, Delegierte von Universitäten, Bibliotheken und gelehrten Gesellschaften, um in kurzen Worten den Pontifex zu preisen, der, nachdem er selber in unverdrossener Arbeit Bedeutendes für die Geschichtswissenschaft geleistet, nunmehr alle aufrichtigen Bestrebungen dieser Art unterstützt. Vertreter von Wissenschaft und Kunst aus Oesterreich, Ungarn, der Tschechoslowakei, Polen, Deutschland, Schweden, Belgien, Holland, England, der Schweiz, Spanien kamen zu Worte. Genannt sei nur der mit Pius XI. persönlich befreundete Innsbrucker Professor Dengel, der die internationale Bedeutung des wissenschaftlichen Wirkens Mattis würdigte und hervorhob, wie sein auf die modernen Anforderungen eingestelltes Organisationstalent die Ambrosiana in lebendige Beziehung zum europäischen Geistesleben gebracht habe. Gelehrte aller Nationen haben in Mailand mächtige Anregung und weitgehende Förderung gefunden. Redner überbrachte auch die Grüße Ludwig von Pastors sowie die Glückwünsche der Leo-Gesellschaft und der Nationalbibliothek in Wien. — Zum Schluß wurden einige Gedenktafeln enthüllt, die an die Tätigkeit Pius' XI. in Mailand erinnern: eine im Saal, wo Achille Matti so viele Jahre gearbeitet, eine in dem neuen, ihm gewidmeten Saal der Pinakothek und die dritte an dem von ihm bewohnten Hause.

5. Der Kampf um ein Reichskonkordat und um die christliche Schule in Deutschland. Mit Lettland, Bayern und Polen sind unter dem Pontifikat Pius' XI. Konkordate geschlossen worden. Erfolg hatten in letzter Zeit auch die Verhandlungen der rumänischen Regierung und des hl. Stuhles im Hinblick auf vertragliche Festlegung der Rechte zwischen Staat und Kirche. Desgleichen besteht günstige Aussicht für ein Konkordat mit Jugoslawien.

Daß im kaiserlichen Deutschland die Regelung der Beziehungen zwischen beiden Gewalten bei den Gliedstaaten, so hat die neue Verfassung Kirchenverträge mit dem Reich ermöglicht. Seit einiger Zeit wird über die Wahrscheinlichkeit eines Konkordats zwischen der deutschen Republik und dem Vatikan geredet. Nachdem das neue Reichskabinett Marx zustande gekommen, begann diese Frage die Öffentlichkeit leidenschaftlich zu beschäftigen. Daß das Gerücht von geheimen Verhandlungen mit Rom, von Abmachungen mit den Rechtsparteien anläßlich der Regierungsbildung rasch von maßgebender Stelle zurückgewiesen wurde, konnte das Antikonkordatsgeschrei nicht zur Ruhe bringen.

Der Liberalismus hält am Staatsabsolutismus fest, vorausgesetzt, daß es sich um den sog. Laienstaat handelt. Auf der „Kulturtagung“ der Deutschen Volkspartei, die anfangs April in Berlin stattfand, machte der Reichsaußenminister Stresemann in Kulturpolitik und nahm dabei den Mund recht voll. Nach seiner Auffassung ist der Schutz der Geistesfreiheit und der Staatshoheit gegen Gewissenszwang und Einengung der Persönlichkeit vor allem Sache der Volkspartei, der Erbin der national-liberalen Partei. Mit erfreulicher Deutlichkeit bekannte er volksparteiliche Farbe, indem er gegen die Konkordatsbestrebungen im Reich und in Preußen Stellung nahm. Da die Regierungskoalition dadurch erschüttert wurde, konnte der Außenminister ein paar Tage später nicht umhin, Rückdampf zu geben, zumal gerade er in erster Linie die diplomatischen Verhandlungen mit Rom zu pflegen hat. Er beteuerte demgemäß, eine Kriegsansage an den Konkordatsgedanken habe ihm ferngelegen. Im Reichstag sprach er sich sogar für ein Reichskonkordat aus. Imponierend ist solche Wandlung gewiß nicht bei einem Staatsmann, der die deutsche Außenpolitik zu leiten hat. — Am schärfsten betreibt der Evangelische Bund die Hezke. Ihm ist immer noch das bayerische Konkordat ein Dorn im Auge. In jenem katoliksenfeindlichen Lager jammert man über den freihetlichen Geist der Weimarer Verfassung, obwohl die staatliche Neuordnung der evangelischen Kirche einen größeren Gewinn für ihre innere Organisation gebracht hat als der katholischen. „Die freie Kirche im freien Staate, das ist, so liberal es klingt, doch in Wirklichkeit ein Schlagwort zugunsten Roms“, klagte jüngst ein protestantischer Dekan. Der alte antikatholische Vorwurf, daß die römische Kurie die Konkordate als lukratives Geschäft betrachte, wurde in allen Tonarten wiederholt, wenn gleich nichts unrichtiger ist. Die Vergangenheit bestätigt die Worte Leo's XIII. in seiner Enzyklika vom 1. Nov. 1885 über die Staatsordnung, daß die Kirche sich bei den Konkordaten stets vom Geist der Liebe, der Nachgiebigkeit und des Entgegenkommens leiten lasse. Entgegen der Behauptung, der Hl. Stuhl wolle durch die Konkordate seine Macht auf Kosten des nationalen Staates erweitern, steht fest, daß gerade diese feierlichen, beide Teile bindenden Abmachungen die kirchlichen Verhältnisse eines Landes so ordnen, wie es die nationalen Interessen erheischen, soweit dies unbeschadet wesentlicher, unveräußerlicher Kirchenrechte möglich ist. Konkordate sind in der Regel beiderseits erwünscht. Auch die deutschen Protestanten erfahren es. Indem das landesherrliche Kirchenregiment fiel, das nur für die evangelischen Kirchen bestanden, sind letztere selbständig und gegenüber dem Staate vertragsfähig geworden. Demgemäß kamen bereits Verträge zwischen einer evangelischen Landeskirche und der betr. Landesregierung zustande, so jener des Freistaates Braunschweig und der braunschweigischen Evangelisch-Lutherischen Landeskirche vom 8. August 1923 und der Vertrag des Freistaates Bayern mit der Ev.-Luth. Kirche in Bayern rechts des Rheines vom 15. Nov. 1924. Auch hat am 31. Juli 1925 eine deutsch-evangelische Landeskirche mit einem außerdeutschen Staate einen rechtsverbindlichen

Vertrag abgeschlossen, gleichsam ein Konkordat zwischen der evangelischen Kirche der altpreussischen Union und der Litauischen Regierung betr. Organisation und Stellung der evangelischen Kirche im Memelgebiet.

In der Berliner Kulturtagungs-Rede des Freimaurers Stresemann erblickten manche weniger einen Vorstoß gegen ein Reichskonkordat als einen solchen gegen eine die gläubigen Christen befriedigende Schulpolitik, die nur möglich ist, wenn sämtliche Regierungsparteien dazu beitragen. Wünscht der vielgenannte Vertrauensmann der Deutschen Volkspartei eine Lösung im liberalen Sinn, d. h. die Schulhoheit des Staates, so muß er im Kampf um die Schule, der sich dem Stadium der Entscheidung nähert, beim Zentrum auf prinzipiellen Widerstand stoßen. Kürzlich trat der katholische Episkopat Deutschlands mit einem gemeinsamen Schreiben vor das katholische Volk. Beanprucht wird auf Grund des elementarsten Elternrechtes und der Gewissensfreiheit nur das Unerläßliche. Es heißt da: „Wollen die Katholiken irgend jemanden unterdrücken? Nein! Wenn Eltern, die nicht auf unserem Standpunkt stehen, ihre Kinder nicht in eine Bekenntnisschule schicken wollen, so haben wir weder die Macht noch den Willen, sie daran zu hindern. Sie müssen das mit ihrem Gewissen ausmachen. Wenn wir diesen Eltern gegenüber wahre Duldung üben, dann müssen wir aber auch mit demselben Nachdruck verlangen, daß für unsere katholischen Kinder eine Schule geschaffen wird, die allen unseren katholischen Anforderungen entspricht. Zu bestimmen, welches diese Anforderungen sind, ist zuletzt Sache der hl. katholischen Kirche selbst. Wir verlangen die Schule, in der katholische Kinder von treu katholischen Lehrern im Geiste des heiligen katholischen Glaubens unterrichtet und erzogen werden.“ -- Beachtenswert ist auch die Haltung angesehener Protestanten, die sich am 23. März in Berlin zusammenfanden im Bestreben, die christliche Schule zu erhalten. Der bayerische Kirchenpräsident D. Weit (München) erklärte, das Mißtrauen, als ob es in den Beziehungen zwischen Kirche und Schule sich um eine Machtfrage handle, müsse schwinden. Es gehe um eine gemeinsame Arbeit im Geiste gegenseitigen Vertrauens. Die Forderung an das kommende Schulgesetz laute: Für evangelische Kinder evangelische Schulen. Wo die Bekenntnisschule gewünscht werde, sei ihr freie Bahn zu geben. — Dagegen verlangt der Liberalismus, daß das neue Reichsschulgesetz die Schulhoheit des Staates unzweideutig zum Ausdruck bringe und die Erziehung der deutschen Jugend zur nationalen Bildungseinheit sichere. Ein auf das Schulgebiet übergreifendes Konkordat hält er für unvereinbar mit der Staatshoheit. Es sind dieselben Leute, welche von scharfen Maßregeln gegen Schund und Schmutz nichts wissen wollen.

6. Alfons XIII., 25 Jahre katholischer König. Der 41jährige König von Spanien konnte am 17. Mai auf eine 25jährige Regierungszeit zurückblicken. Am gleichen Tage 1902, bei seinem Eintritt ins 17. Lebensjahr, ist er für volljährig erklärt worden und hat den Thron bestiegen. Als Hüter und Förderer katholischer Kultur machte er stets dem Titel „Katholische Majestät“, den die spanischen Herrscher seit vier Jahr-

hundertten führen, Ehre, wie auch der tiefreligiösen Erziehung, die seine treffliche Mutter, die früh verwitwete Königin Christine, ihm zuteil werden ließ. Daß er in vier Attentaten, bei denen übrigens seine Kaltblütigkeit bewundernswert war, unverletzt blieb, schrieb er dem besonderen Schutz der göttlichen Vorsehung zu. In Lourdes wie auch in Rom erbaute der König von Spanien viele durch seine fromme Haltung. Vor acht Jahren begab er sich mit Gemahlin und Hofstaat auf den Cerro de Los Angeles, den „Hügel der Engel“, um inmitten einer gewaltigen Volksmenge die von ihm selbst verfaßte Weiheformel an das Hste. Herz Jesu zu sprechen. Dem bekannten P. Mateo, der ihn zu diesem Glaubensbekenntnis und hohen Beispiel beglückwünschte, erwiderte er: „So viel Lob verdiene ich nicht. Nur eine Gewissenspflicht habe ich erfüllt. Ich mußte kundtun, daß ich nicht etwa nur offiziell katholisch bin, sondern aus tiefstem Herzensgrunde.“ Das wissen die breiten Volksmassen zu schätzen, die noch treu am ererbten Glauben festhalten. Alfons besitzt außer seiner religiösen Gesinnung noch Eigenschaften, die ihn in allen Kreisen populär machen mußten. Zugleich der erste Aristokrat seines Landes und der erste Demokrat seines Volkes, behandelte er immer mit derselben liebenswürdigen Ritterlichkeit den Granden wie den Arbeiter, den Bauer wie den Künstler. Es kann hier nicht nachgewiesen werden, in welch hohem Maße er zu dem ungeahnten Wiederaufstieg seines Vaterlandes beigetragen hat. Verdient der König wirklich Tadel dafür, daß er den im September 1923 ohne Blutvergießen durchgeführten Staatsstreich Primo de Riveras gebilligt hat? Die große Mehrheit der durchweg monarchisch gesinnten Bevölkerung, welche Ruhe und Ordnung zu schätzen weiß, nahm diese Revolution von oben mit Befriedigung auf, da der unfähige Parlamentarismus eine nach Abhilfe schreiende Versumpfung erreicht hatte, welche das Land mit dem Ruin bedrohte. Uebrigens ist Riveras Diktatur nur als Uebergangsregierung gedacht, der ein neues repräsentatives System folgen soll. Unleugbar sind die Segnungen des Reformwerkes der letzten Jahre. In einer Radio-Rede, die der Diktator neulich gehalten, hieß es: „Ebenso wie wir eine starke Regierung sind, glauben wir auch eine fortschrittliche Regierung zu sein, denn der Fortschritt besteht nicht in der Aufrechterhaltung politischer Systeme, die sich bereits überholt haben und welche die Erfahrung als schlecht erwies, sondern in der Schaffung neuer, auf der Grundlage der Disziplin und der sozialen Pflichten der Mitbürger, als ein Beitrag zum allgemeinen Wohl und zur Verteidigung einer Kultur, welche im selben Maße, wie sie sich von der Lehre Christi entfernte, verfiel und in die Irre ging. Wir kehren mit innigem Glauben zu dieser Lehre zurück, denn in ihrem Wesen wurzelt jeder Fortschritt, jede Liebe und jede Freude.“ Vieles ist in Spanien besser geworden. Mit dem religiösen, erziehlischen und sittlichen Wiederaufbau ging es voran. Spanien besitzt heute dank den administrativen und staatsmännischen Fähigkeiten des Königs und des Direktoriums eine mustergültige Beamtenschaft und ein wohldiszipliniertes Heer. Die syndikalistischen Attentate haben auf-

gehört. Das spanische Volk hat denn auch allenthalben seine dankbare Verehrung für den Monarchen freudig bekundet, wenngleich Alfons XIII. selber den Wunsch äußerte, sein Regierungsjubiläum in aller Stille zu begehen und als größere offizielle Feier bloß die Grundsteinlegung der Universitätsstadt in Madrid wünschte. Er wollte aber wieder nach dem Cerro de Los Angeles pilgern, um Gott für den Segen des verflossenen Vierteljahrhunderts zu danken.

7. Der Katholizismus in Japan. Heute zählt das japanische Kaiserreich in Japan allein nahezu 60 Millionen, in Korea 20, in Formosa und auf den Südseeinseln fast 4 Millionen Einwohner. Religiöse Gleichgültigkeit beherrscht die große Mehrheit der Bevölkerung. Nach dem japanischen Jahrbuch für 1927 gibt es im eigentlichen Japan 12,408.870 Anhänger des Schintoismus, 3,590.786 Buddhisten, 77.191 Katholiken mit 194 Kirchen, 25 protestantische Sekten mit 142.669 Mitgliedern. Da die Gesamtzahl der Einwohner 59,736.704 beträgt, sind drei Viertel davon religionslos.

Die letzte katholische Statistik spricht von 83.500 Katholiken und 202 Kirchen. Es ist ein kleines Häuflein, betreut von 120 Priestern, die zu schwach sind, Japan nachhaltig zu beeinflussen. Im Jahre 1919 errichtete Papst Benedikt XV. eine Apostolische Delegatur in Japan. Zum ersten Delegaten wurde damals Msgr. Funasumi-Biondi ernannt. Als derselbe 1921 nach Rom zurückkehrte — er ist jetzt Apost. Delegat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika — verlieh der Mikado ihm das Großoffizierskreuz des Ordens vom Goldenen Schake, obwohl der Delegat nur Vertreter des Papstes bei den Katholiken, nicht gegenüber dem Staat ist. Dadurch, daß der japanische Kronprinz Hirohito in Begleitung seines Onkels Kanin und mit einem Gefolge von 16 Personen im Juli 1921 dem Papst seine Aufwartung machte, wurden Japans Blicke auf Papsttum und Kirche hingelenkt. Es lag darin auch eine weitere Anerkennung der Souveränität des Oberhauptes der katholischen Kirche. Ende 1921 entsandte der Papst einen neuen Apost. Delegaten nach Japan in der Person von Msgr. Mario Giardini aus dem Barnabitenorden. Hirohito, der seine Europareise hatte abkürzen müssen, um infolge schwerer Erkrankung seines Vaters die Regentschaft zu übernehmen, wollte den Prälaten offiziell empfangen. Der Regent bekundete sein hohes Interesse am Papsttum nicht zuletzt durch das feierliche Zeremoniell, mit dem er den Delegaten zum Palast geleiten ließ. Er gedachte mit verehrungsvollen Worten des kurz vorher verstorbenen Benedikt XV. und sprach warme Glückwünsche für das neue Pontifikat aus. Auch verlieh er dem Delegaten den Orden der aufgehenden Sonne. Nachdem in der Weihnachtswacht 1926 der Kaiser Yoshihito gestorben war, ordnete Pius XI. Msgr. Giardini zur Leichenfeier ab; der Delegat erhielt bei dieser Gelegenheit, ebenso wie der belgische und der französische Gesandte, einen der höchsten japanischen Orden, den der aufgehenden Sonne mit Paul-Iovonia-Blume.

Der junge Mikado Hirohito steht der katholischen Kirche mit Achtung und Wohlwollen gegenüber. Eine Gesandtschaft beim Vatikan wäre ihm sicher erwünscht. Bereits im Jänner 1923 verlangte die Regierung vom Parlament einen Kredit behufs Errichtung einer solchen. Der Außenminister betonte dabei die Notwendigkeit eines ständigen Kontaktes mit einem so wichtigen diplomatischen Zentrum, wie es der Vatikan sei, zumal in Anbetracht der wachsenden Bedeutung Japans. Buddhistische Treibereien vereitelten jedoch einstweilen den Plan. — Seit Monaten beschäftigt eine Religionsgesetzbvorlage die Öffentlichkeit. Wiewohl die Verfassung von 1889 das Christentum anerkannt hatte, blieben doch in Wirklichkeit die Christen aus den Reihen der niederen und mittleren Staatsbeamten ausgeschlossen. Das neue Gesetz soll das Christentum dem Schintoismus und Buddhismus rechtlich gleichstellen. Daß staatlischerseits ein Oberaufsichtsrecht gegenüber den religiösen Gemeinschaften beansprucht wird, damit kann freilich die katholische Kirche nicht einverstanden sein. Es scheint übrigens Aussicht auf eine Abänderung vorhanden, da die japanische Regierung dem Katholizismus nicht feindlich gesinnt ist.

In Namaguchi (Japan) wurde kürzlich ein großes Denkmal des hl. Franz Xaverius enthüllt. Dem Komitee gehörten auch Vertreter der Stadt- und Provinzialverwaltung, meist Heiden an. Ein solcher ist der Gouverneur Omori, der bei der Enthüllungsfeier den Heldenmut des nimmermüden Apostels von Ostasien rühmte. Er sagte u. a.: „Seine Liebe für Japan. Spricht aus seinen Briefen, die für unser Land der schönste Adelstitel sind. Man lese mir seine am 15. April 1552 aus Goa geschriebenen Zeilen: ‚Von allen Völkern, die ich im Osten kennen gelernt, kann keines mit den Japanern in bezug auf Intelligenz verglichen werden.‘ Wer von uns Japanern fühlt nicht bei diesen Worten, die eine Prophetie unserer Auferstehung sind, sein Herz voll Dankbarkeit gegen den großen Franz Xaverius schlagen!“ Zu dem Festakt, dem Msgr. Giardini und zwei Bischöfe beiwohnten, hatte der Ministerpräsident ein Begrüßungsschreiben gesandt.

Msgr. Rey, bis im März 1926 Erzbischof von Tokio, wo er als Administrator blieb bis zu der nunmehr erfolgten Ernennung seines Nachfolgers Msgr. Chambon, hat kürzlich die erste einheimische Schwesterngenossenschaft in Japan errichtet, nämlich in der Hauptstadt ein Kloster von der Heimsuchung gegründet. — Das von den japanischen Dratorianern Iwashita und Totsuka errichtete Dratorium in Tokio beginnt Früchte zu tragen. Ihm ist dort die Gründung eines katholischen Studentenvereines an der kaiserlichen Universität zu verdanken. — Vor dem Zentralrat des Werkes der Glaubensverbreitung erklärte Kardinal van Rossum, Präfekt der Propaganda-Kongregation, bald werde auch Japan seinen einheimischen Episkopat besitzen. Die Auserwählten sollen gleich den chinesischen Bischöfen in Rom konsekriert werden. Msgr. Giardini kam jüngst nach Rom, wo mancherlei bezüglich Japans zu besprechen war.

Literatur.

A) Eingefandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. So weit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingefandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Adam, Dr. Karl. Das Wesen des Katholizismus. 4. Aufl. Düsseldorf 1927, L. Schwann. Geb. M. 4.80.

Aertnys, P. J., C. Ss. R. Compendium Liturgiae Sacrae iuxta ritum Romanum, in Missae celebratione et Officii recitatione. Editio nona novo Missali et recentissimis S. R. C. Decretis accommodata a P. J. M. Pluym C. Ss. R. In-8 gr. (VIII et 192). Torino 1927, Casa Editrice Marietti. Lib. it. 11.—.

Alfons Maria von Liguori. Besuchungen des allerheiligsten Altarsakramentes. Neu herausgegeben und mit den gewöhnlichen Andachtsübungen vermehrt von einem Priester der Kongregation des allerheiligsten Erlösers. 21. und 22. Aufl. (73. und 74. Tausend). Miniaturausgabe. Mit einem Titelbild. 12° (334). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 1.80; in Ganzleinen geb. M. 2.50.

Ambrosius a S. Theresia, P., O. C. D. Des Heiligen Johannes vom Kreuz sämtliche Werke in fünf Bänden. Band I: Aufstieg zum Berge Karmel. Nach den neuesten kritischen Ausgaben aus dem Spanischen überf. (XXIII u. 425). München, Theatiner-Verlag. Geb. M. 9.50.

Arnoldi M. und Henfer Matth. Nachgedanken des heiligen Augustinus. Aus dem Italienischen überf. Mit einer Einleitung neu herausgegeben von Karl Kammer, Geistl. Rat in Trier. 8° (236). Trier 1927, Paulinus-Druckerei. In bequemem modernen Taschenformat auf Dünnpapier gedruckt, in prima Ballonleinen geb. M. 3.20.

Beder, Dr. C. Katholische missionsärztliche Fürsorge. Jahrbuch 1927. 8° (122). Mit 35 Bildern. Aachen, Missionsdruckerei. Geb. M. 1.75.

Bernbed, Jakob. Katechesen für die Oberstufe nach dem deutschen Einheitskatechismus. 1. Hauptstück. 8° (384). Mit einem Anhang von Beispielen und Gedichten. München 1927, Kösel-Pustet. Geb. in Halbleinen M. 5.40.

Biblische Geschichte für das Bistum Breslau und seinen Delegaturbezirk. Amtlich herausgegeben vom Fürstbischöfl. Ordinariat zu Breslau. Mit 74 Textbildern, 8 Bildertafeln und 4 Kärtchen. 8° (XVI u. 308). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Halbleinen M. 2.50.

Bierbaum, Dr. Max. Vorverhandlungen zur Bulle De salute animarum. Ein Beitrag zur römisch-preussischen Kirchenpolitik auf Grund unveröffentlichter vatikanischer Archivalien. 48. Heft der „Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft“ der Görres-Gesellschaft. Paderborn 1927, Schöningh.

Burger, Dr. Wilhelm. Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart. Ein kirchliches Heimatbuch. In Verbindung mit Priestern der Erzdiözese herausgegeben. Mit einem Titelbild und 80 Abbildungen im Text. Ver. 8° (XII u. 248). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Kart. M. 4.50; geb. in Leinwand M. 6.—.

„Christ ist erstanden.“ Des Bruders Egidius Bächlein von der heiligen Tütersreude. 8° (32). Mit 8 Kupferstichbildern. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. In Büttenumschlag M. —.80, S 1.35.

Conrad, Ernst. Taschenkommentar des Gesetzes zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften vom 18. Dez. 1926, nebst der Ausführungsverordnung vom 23. Dez. 1926 und ergänzenden Vorschriften. Berlin 1927, Verlag Otto Liebmann. M. 1.30.

Coppenrath, A. Der Broschürenverkaufsstand in der Kirche, ein wirksames Mittel zur Verbreitung guter Schriften in Stadt und Land. Grundsätzliches und Praktisches nebst einem Verzeichnis geeigneter Schriften. Mit einem Titelbild und einer Textzeichnung (80). Leutesdorf am Rhein 1927, Johannes-Verlag. M. 1.—.

Denzer, Franziska. Der Mutter treu. Lebensbild eines Marienkindes. Verlag: Diözesanverband der kath. Jungfrauenvereinigungen in der Diözese Trier (Geschäftsstelle Pfarramt Stadthyll). M. —.40.

Dorsch, P. Aemil., S. J. Institutiones theologiae fundamentalis, vol. III: De inspiratione Sacrae Scripturae. Editio altera retractata. Oeniponte, Fel. Rauch. M. 8.—.

Eclogae graeco-latinae fasc. I. Augustins Confessiones in Auswahl. Herausgegeben von A. Kurfess. 3., verbesserte und vermehrte Aufl. Berlin-Leipzig 1926, Teubner. M. —.70.

Engel, Dr. Joh. Isaias II. Teil. (28. Heft der atl. Predigten, herausgegeben von P. Dr. Tharj. Passrath O. F. M.) Paderborn 1927, Schöningh. M. 1.65.

Engert, Dr. Jos. Das neue Leben. Biblische Osterpredigten. München 1927, Köfel-Pustet.

Fahbinder, M. Methodisches Handbuch zur Kleinen Katholischen Schulbibel von Eder. Zugleich Hilfsbuch für den gesamten katholischen Religionsunterricht in den beiden ersten Schuljahren (400). Trier, Mosella-Verlag. Holzfreies Papier, Ganzleinenband M. 8.—.

Faust, Dr. Bernhard Christoph. „Gesundheitskatechismus“ zum Gebrauche in den Schulen und beim häuslichen Unterrichte. Mit Holzschnitten. In Faksimile herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. med. Martin Vogel. Bideburg 1794, Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt, Dresden. M. 2.50.

Frähle, P. Jos., S. C. J. Jugendsport im Afrikanischen Urwald. 8° (84). Verlag des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bez. Aachen. Geb. in Rot-Weinen M. 1.50.

Freitags Sammlung fremdsprachiger Schriftwerke. Kurze Texte. Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. A. Hämel. Wien 1926/27, Höbner-Pichler — Tempsky. Französisch:

Heft 1/2. Alph. Daudet, Contes du lundi (Auswahl 1). Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Heft 3/4. Dasselbe (Auswahl 2).

Heft 5/6. Alph. Daudet, Lettres de mon moulin (Auswahl 1). Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Heft 7/8. Dasselbe (Auswahl 2).

Heft 9/10. Bouffon, Discours sur le style. Lanson, De la lecture. Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Heft 11. Victor Hugo, Paris au 15e siècle. Herausgegeben von Dr. Hämel.

Heft 13/14. Eugenie de Foa, Une couronne indestructible. Herausgegeben von Dr. Hämel.

Heft 15/16. Gabr. Hanotoux, L'egalité française. Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Heft 17/18. Guizot, Histoire générale de la civilisation en Europe. (Preface.) Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Heft 19/20. Rambaud, Les Croisades. Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Heft 21/22. Jouffroy, De l'état actuel de l'humanité. Herausgegeben von Dr. Schmidt.

Hest 23/24. Jules Michelet, Tableau de la France. Herausgegeben von Dr Schmidt.

Hest 25/26. La Bruyere, Les caracteres ou le moeurs de ce siècle. Herausgegeben von Dr A. Günther.

Frentags Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker. Kurze Texte. Wien 1926, Hölder — Pichler — Tempshy. Lateinisch:

Hest 1/2. Phaedri Augusti Liberti, Fabulae Aesopiae. Herausgegeben von Dr M. Schuster.

Frühstorfer, Msgr. Dr Karl. Welt schöpfung und Paradies nach der Bibel. Linz a. D. 1927, Kath. Brevierverein. S 3.60.

Gatterer, Dr Alois, S. J. Der wissenschaftliche Okkultismus und sein Verhältnis zur Philosophie. (II. Band, 1. und 2. Hest der Schriftenreihe „Philosophie und Grenzwissenschaften“.) Innsbruck 1927, F. Rauch. Brosch. M. 6.—.

Gatterer, P. M., S. J. Im Glaubenslicht. Christliche Gedanken über das Geschlechtsleben. M. 8° (VI u. 116). Innsbruck, F. Rauch. M. 1.—.

Gerster, P. Thomas Villanova, O. M. Cap. Katholische Sittenlehre. 3. Aufl. Bressanone 1927, Verlag Vogelweider. M. 12.—.

Gerster, P. Thomas Villanova, O. M. Cap. Lebensbild der heiligen Veronika Giuliani von Mercatello, Aebtissin der Kapuzinerinnen von Città di Castello, † 9. Juli 1727. Nach dem Tagebuch der Heiligen gezeichnet. Bolzano 1926, Verlag Vogelweider. Bre 25.—.

Gott hinter Kerkermauern. Von einem Strafanstaltspfarrer. (1. bis 20. Tausend.) Leutesdorf am Rhein, Verlag des Johannesbundes.

Grente, Msgr. Die heilige Maria Magdalena Postel (1756 bis 1846). Rinnach-Billingen 1926, Verlag der Schulbrüder.

Greven, Dr J. Geschichte der Kirche. Zweiter Teil: Die Kirche als Führerin des Abendlandes. (IV. Band von: „Licht und Leben“, Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht an höheren Schulen in der Oberstufe. Herausgegeben von Dr J. B. Junglas in Verbindung mit Dr F. Zilmann und Dr J. Greven.) Düsseldorf, L. Schwann. Ladenpreis M. 1.—.

Guth, Ernst. Das katholische Kirchenjahr in neuen Liedern. Gedichte auf Sonn- und Festtage. Freiburg (Schweiz) 1926, Verlag des Kanisiuswerkes und Marienheims.

Hahn, Dr Sebastian. Kirchengeschichte. Mit 3 Einschaltbildern und 9 Tafeln. (Katholische Religionslehre für Schule und Leben in 5 Teilen, 2. Teil.) Mit 11 Bildertafeln und einer Karte. 8° (VIII u. 164; 11 Tafeln u. 1 Karte). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 2.60; in Leinwand M. 3.80.

Halusa, P. Tezelin. Das Kreuzesholz in Geschichte und Legende (40). Mtertissen (Bayern), Martinusbuchhandlung. M. —.75.

Hanz, Josef. Beispiele, kurze und lehrreiche, für den neuen Einheitskatechismus mit eingedruckten Fragen und Antworten. Zugleich religiöses Lesebuch für das katholische Volk. 2., verbesserte und vermehrte Aufl. 8° (476). Limburg a. d. Lahn 1927, Gebrüder Steffen. Brosch. M. 6.—; in Ganzleinen geb. M. 7.50.

Hartwein, P. W. Der Kaiserdom zu Speyer. Volkstümliche Darstellung und Führung. 2., umgeänderte Aufl. Speyer-Rhein 1927, Jaegersche Buchhandlung.

Hasenöhr, P. Firmin, O. F. M. Betrachtungen über die Regel und das Leben der Minderen Brüder im Anschluß an das katholische Kirchenjahr. 2., verbesserte Aufl. Innsbruck-Wien-München 1927, „Tyrolia“. Geb. I. Bb. S 10.— (M. 6.—), II. Bb. S 8.— (M. 5.—).

Herz, Hermann. Peter Schwabentanz Schaffen und Träumen. II. Der rote Murat (300). Regensburg 1926, Josef Habbel. M. 2.—; geb. in Leinen M. 3.—, in Halbleber M. 4.—.

Hessenbach, A. De usu matrimonii oder: Ein Ehe-Ideal und sein Segen für Mutter und Kind. 3. und 4., vermehrte Aufl. 8° (64). Mtertissen (Bayern), Martinusbuchhandlung. Kart. M. 1.—; geb. M. 1.50.

Hessenbach, A. Drum prüfe, wer sich ewig bindet! Ein Büchlein für junge Menschen. 16° (52). Mittern (Bayern), Martinusbuchhandlung. Kart. M. —.50.

Hessenbach, A. Instructio nupturientium. Als Manuskript gedruckt (24). Mittern (Bayern), Martinusbuchhandlung. Kart. M. —.50.

Hessenbach, A. Von schöner Ehe. Ein Büchlein für edle Menschen. 4. Aufl. 16° (88). Mittern (Bayern), Martinusbuchhandlung. Kart. M. 1.—; geb. M. 1.50.

Hirtenarbeit vor der Volksmission. Von Mitgliedern der Missionskonferenz. (5. Heft der „Beiträge zur außerordentlichen Seelsorge“.) Wiesbaden, H. Rauch.

Homscheid, M. Soweit der Kirchturm schaut (141). Trier 1927, Paulinus-Druckerei. Geschmackvoll in Ganzleinen geb. M. 3.50.

Internationale Woche für Religions-Ethnologie. (Settimana Internazionale di Etnologia Religiosa. — Semaine Internationale d'Ethnologie Religieuse.) IV. Tagung. Milano, 17. bis 25. September 1925. Paris 1926, Paul Geuthner.

Jahrbuch der österreichischen Leo-Gesellschaft. Herausgegeben von Dr Oskar Kataun. (Br. 8° (252). Wien 1926, Herder. M. 3.— (S 5.—).

Katholische Elternbücherei. Heft 2: Die Erziehung des Jungen zur sittlichen Reinheit. — Heft 3: Die Erziehung des Mädchens zur sittlichen Reinheit. Büchlein für die Hand der Eltern. Beide im Verlag der Katholischen Schulorganisation, Düsseldorf, Reichsstr. 20/22. Preis M. —.40. Um die Massenverbreitung dieser Büchlein zu ermöglichen, gewährt der Verlag bei Sammelbestellungen folgende Rabattsätze: Bei Bestellung von 10 Stück 10%, 20 Stück 20%, 50 Stück 30%, 100 Stück 40%.

Keller, Dr Franz. Jahrbuch der Caritaswissenschaft. Freiburg i. Br. 1927, Verlag des Institutes für Caritaswissenschaft.

Ketter, Dr Peter. Im Lande der Offenbarung. Reisefeldzeichnungen aus dem Orient. Mit 50 Bildern nach Originalaufnahmen. 8° (250). Trier 1927, Paulinus-Druckerei. In modernem künstlerischen Ganzleinenband M. 5.—.

Kleine Schulbibel für das Bistum Breslau und seinen Delegaturbezirk. Amtlich herausgegeben vom fb. Ordinariat zu Breslau. Mit 53 Textbildern. Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. M. 1.—.

Kleines Meßbuch für die Sonn- und Feiertage. Im Anschluß an das Meßbuch von Anselm Schott O. S. B. mit Einführungen und Erklärungen herausgegeben von Bischof Bismeyer O. S. B., Mönch der Erzabtei Beuron. Mit einem Bild. 16° (XII, 28* u. 638). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Leinwand mit Rotschnitt M. 4.—; auch in feineren Einbänden.

Klug, Dr P. Hubert, O. M. C. Gustav M. Brunni, der kleine Seraph v. allerh. Sakramente. 5. Aufl. Dülmen i. W. 1927, A. Saumannsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 1.65.

Klug, Dr P. Hubert, O. M. C. Helden der Jugend. Biblische Vorbilder für Jünglinge. 6. und 7. Aufl. Dülmen i. W. 1926, A. Saumannsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 3.—.

Kortleitner, Franz, O. Praem. De religione populari Israelitarum. (I. Commentationes Biblicae). Oeniponte, Fel. Rauch 1927. M. 1.—.

Kortleitner, Fr., Ord. Praem. De Judaeorum in Elephantine-Syene colonia ejusque rationibus cum vetere testamento intercedentibus. (II. Commentationes biblicae.) Oeniponte 1927, Fel. Rauch. M. 1.—.

Lengle, Dr Josef. Katholische Glaubenslehre. Mit einem Titelbild. 2. und 3., verbesserte Aufl. (4. bis 6. Tausend). (Katholische Religionslehre für Schule und Leben in fünf Teilen. 3. Teil.) 8° (VIII u. 128). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 2.—; geb. in Leinwand M. 3.20.

Lesowst, Dr Anton. Karl von Bogellang. Zeitwichtige Gedanken aus seinen Schriften. 8° (96). Wien, Verlag der Topographischen Anstalt. Brosch. S 2.50; geb. in Halbleinen S 3.50.

Liempt, P. C. van. De blasphemia et vana assumptione Ss. Nominis Dei a s. Thoma Aquin. expositis in sua Summa Theologica. Hedel 1927.

Pierh, Dr med. Rhaban. Erziehung und Seelsorge. Ihr Gewinn aus seelenauffschließender Forschung. 8° (90). München, Kösel-Pustet. Geb. in Ganzleinen M. 3.—.

Pünzer Diözesan-Gesangbuch. 11., geänderte Aufl. Pünz a. D. 1927, Kath. Preßverein. S. 1.50.

Liturgische Lebensweihe der katholischen Familie. (Lateinisch-Deutsch.) In Verbindung mit Erhard Dinkwelder, Erzabtei St. Ottilien, bearbeitet von der Münchener Bundesjugend des kathol. Frauenbundes. 8° (206). München 1927, Theatiner-Verlag. Geb. in Leinen M. 6.—.

Pöhr, Dr Josef. Ist eine staatliche „Kirchenhoheit“ und eine besondere Staatsaufsicht über die Kirche mit der Deutschen Reichsverfassung vereinbar? (48. Heft der „Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Sozialwissenschaft“ der Görres-Gesellschaft.) Paderborn 1927, Schöningh.

Lottini, Fr. Joannes, O. P. D. Thomae Aquinatis O. P. Summa Theologica in breviorum formam redacta, usui Seminariorum aptata. Pars Secunda. In-8 max. (594). Romae 1927, Marietti. Lib. it. 25.—.

Mäder, R. Katholische Aktion. (Schriften der Erneuerung 3.) 1. bis 5. Tausend (143). Basel 1927, Verlag Nazareth, Thiersteinerallee. Kart. Fr. 2.50 (M. 2.—); geb. Fr. 3.50 (M. 2.80).

Malfatti, Dr S. Menschenseele und Okkultismus. Eine biologische Studie. Gr. 8° (218). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Brosch. M. 5.—; Ganzleinenband M. 7.—.

Marienlob. Des Bruder Egidius Bächlein von Unserer Lieben Fraue. 8°. Text zweifarbig auf feinstem Büttenpapier. 8 Bilder in Kupfertiefdruck. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. In Büttenumschlag M. 1.25.

Wagner, Dr Josef. Gesehliche Unfruchtbarmachung Geistesfranker. (Studien zur katholischen Sozial- und Wirtschaftsethik. Herausgegeben von D. Dr Franz Kessler, o. ö. Professor an der Universität Freiburg i. Br., III. Band.) 8° (XLIV u. 466). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geh. M. 14.—; geb. in Leinwand M. 15.50.

Meester, A. De, J. C. D. Juris canonici et juris canonico-civilis Compendium olim a Revmo. De Brabandere et Rdo. adm. Dom. Van Coillie editum. Nova editio ad normam Codicis juris canonici. Tres tomi. Brugis, sumptibus et typis Societatis sancti Augustini. Desclée de Brouwer et S°.

Men, Gustav. Vollständige Katechesen. Für die beiden unteren Schuljahre der Grundschule bearbeitet von Thaddäus Hoch, Subregens am Priesterseminar zu Rottenburg a. N. 15. Aufl. Erster Teil: Der Unterricht des Sommerhalbjahres. 8° (XX u. 266; 4 S. Bilder). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 4.50.

Minichthaler, Josef. Der Portiunkula-Ablass (72). Mit 7 Bildern in feinstem Kupfertiefdruck. Taschenformat. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. M. —.40.

Minrath, Dr Hedwig. Der Gottesbegriff in der modernen Wertphilosophie. Berlin und Bonn 1927, Ferd. Dümmler. Kart. M. 4. —.

Müller, Dr Alois. Psychologie. Versuch einer phänomenologischen Theorie des Psychischen. (Bd. 3/4 der Leitfäden der Philosophie, herausgegeben von Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln.) Berlin und Bonn 1927, Dümmler. Kart. M. 7. —; geb. M. 8.50.

Officium parvum B. Mariae Virg. et Officium defunctorum cum psalmis poen. ac litanis sanctorum. (E brevuario romano a Pio X reformato excerpta.) Editio II. Ratisbonae 1926. Sumpt. et typ. r. Pustet. M. 2.80, M. 4.—, M. 5.20.

Orientalia christiana. n. 34: Libri recentiores, n. 35: N. de Baumgarten. Généalogies et mariages occidentaux des rurikides russes du X. au XIII. siècle. Roma (28), Pontificium institutum orientalium studiorum. P. S. Maria Magg. 7.

Philips, Gérard. La Raison d'être du Mal d'après saint Augustin. (Editions du Museum Lessianum.) Louvain 1927. 11, Rue des Récollets.

Raidt, P. Mein Kommunionbüchlein während der Lern- und Lehrjahre. 4. Aufl. Mit einem Anhang: Aloisianische Sonntage (260). Mit Titelbild. Rottenburg a. N., Bader'sche Verlagsbuchhandlung. Geb. in Leinen mit Rotschnitt M. 1.80, mit Goldschnitt M. 2.40.

Religiöse Quellschriften, herausgegeben von Dr. Walterscheid. Heft 37: Marianische Texte von Bernhard Bartmann. Heft 38: Die Frau im Alten Testament von Norbert Peters. Düsseldorf, L. Schwann. Brosch. je M. —.70.

Reutter, P. Reisebilder aus dem Morgenland. Mit 8 Abbildungen. Luxemburg 1926, Luxemburger Kath. Volksverein, Bourbonstraße 7. Belg. Fr. 8.—.

Rieger, J. Ueber den Djean nach Amerika. Eine Pilger- und Studienfahrt in die Neue Welt. Mit 14 Illustrationen und einem großen Einseitbild. 8° (172). Das Buch wurde in Selbstverlag genommen, um aus demselben für meine sehr arme Diasporagemeinde einen kleinen Gewinn zu erzielen. Adresse: Stadtpfarrer J. Rieger in Bödingen (Deutschland). — In steifem Karton-Umschlag geb. M. 2.50; bei direkter Zusendung M. 2.60.

Roczniki Katolickie (z ilustracjami). Rok Panski 1927. Spisal X. Nikodem Ludomir Cieszynski. Poznan 1927.

Rögele, Karl. Franz Josef Herr, Pfarrer zu Ruppenheim 1778 bis 1837. Sein Leben und Wirken. Ein Lebensbild aus der Gründungsgeschichte der Erzdiözese Freiburg. Mit 2 Abbildungen (280). Karlsruhe, Verlag „Badenia“. Brosch. M. 3.—; geb. M. 4.50.

Roennete, Eugen. Das letzte Kapitel des Römerbriefes im Lichte der christlichen Archäologie. Leipzig 1927, Buchhandlung Klein. Eichendorferstr. 31. S. 3.—.

Rösch, P. Konstantin, O. M. Cap. Perikopenbuch. Die Episteln und Evangelien des Kirchenjahres für alle Diözesen des deutschen Sprachgebietes. Circa 25 Bogen. München, Rösel-Pustet. Geb. in Ganzleinen mit Rotschnitt M. 8.—, mit Goldschnitt M. 8.75; Ganzleder mit Rotschnitt M. 15.—, mit Goldschnitt M. 16.—.

Roothan, P. Joh., S. J. Ueber die rechte Art und Weise, die geistliche Betrachtung zu verrichten. Aus dem Lateinischen. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 9. und 10. Aufl. (15. und 16. Tausend). 12° (VIII u. 184). Auf feinstem Dünndruckpapier. Regensburg, vorn. G. J. Manz. Brosch. M. 1.—; in Ganzleinenband mit Rotschnitt M. 1.80.

Rösch, Adolf. Geist und Leben. Wege und Weiser zum Aufstieg. 8° (220). Auf federleichtem Druckpapier. Trier 1927, Paulinus-Druckerei. Fein in Halbleinen geb. M. 4.80.

Rosenzweig, Franz. Zweistromland. Kleinere Schriften zur Religion und Philosophie. Berlin 1926, Philo.-Verlag.

Rothbauer, J. Therese Mauser. Das Lebensbild einer edlen Dulderin. 3., verbesserte Aufl. (184). München, Salesianer-Verlag. Steif brosch. M. 1.50; geb. M. 2.25.

Rundschreiben unseres Heiligen Vaters Papst Pius XI. über die bedrängte Lage der katholischen Kirche in Mexiko. (Iniquis afflictisque vom 18. November 1926.) Uebersetzt und erläutert von Prof. Dr. v. Meurers. (Trierer Ausgaben der päpstlichen Rundschreiben Nr. 5.) Trier, Paulinus-Druckerei. M. 1.—.

Sartori, Dr Andomenico. Il concetto di ipostasi e l'enosi dogmatica ai concilii di Efeso e di Calcedonia. Torino-Roma 1927. Marietti. Lire 12.50.

Sauerland, Dr Hans. Die Seele des Industriearbeiters. Ein Ruf in die Wüste. Mit einem Vorwort von Pfarrer Heinr. Mohr. 8° (64). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Kart. M. 1.—

Scheeben, Heribert Christian. Der heilige Dominikus. Mit Geleitwort von Angelus Walz O. P. Mit 3 Bildern. Gr. 8° (XIV u. 460). Freiburg i. Br. 1927, Herder. M. 11.—; geb. in Leinwand M. 13.—

Schlund, Dr P. Erhard, O. F. M. Verantwortung. Religionswissenschaftliche Vorträge. 8° (93). München, Kösel-Pustet. Kart. M. 1.50.

Schmitt, Dr Moïz. Katholische Apologetik. Mit einem Titelbild. (Katholische Religionslehre für Schule und Leben in fünf Teilen. 5. Teil.) 8° (VIII u. 100). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Leinwand M. 2.20.

Schmöger, P. C. C., C. Ss. R. Die wahre Braut Jesu Christi. Von dem heiligen Bischof und Lehrer der Kirche Alfons Maria von Liguori, Stifter der Kongregation des allerbh. Erlösers. Neu aus dem Italienischen überfetzt. 6. Aufl. (7. und 8. Tausend). Mit 2 Titelbildern. Mit kirchlicher Druckgenehmigung. 8° (908). Zwei Bände. Regensburg, vorm. G. F. Manz. Brosch. M. 6.—; in eleg. Ganzleinen mit Rotschnitt M. 8.—

Schnitzler, Dr M. H. Handbuch zum katholischen Katechismus. Köln, Bachem. Geh. M. 7.—; geb. M. 8.—

Schöllgen, Dr phil. Werner. Das Problem der Willensfreiheit bei Heinrich von Gent und Hervens Natalis. (VI. Band der „Abhandlungen aus Ethik und Moral“, herausgegeben von Prof. Dr Fritz Tillmann.) Düsseldorf 1927, L. Schwann. M. 4.—

Schofer, Dr Josef. Aus jenen Zeiten. Zeitgemäße geschichtliche Erinnerungen für das katholische Volk. Mit 13 in Kupfertiefdruck hergestellten Abbildungen der Diözesan-Erzbischöfe u. a. m. Brosch. M. 1.70; geb. M. 2.40.

Schropp, P. Benignus, O. M. Cap. Hinein in den Dritten Orden. Werbepredigten für den Dritten Orden (64). (1. bis 3. Tausend.) Nevelaer (Hild.) 1927, Buhon u. Bercker. Brosch. M. —.60.

Schulte, P. Joh., O. M. Cap. Pastorales und Asketisches für Seelsorger unserer Tage. Zur Neuorientierung in der heutigen Seelsorge. Gesammelte Vorträge und Aufsätze. Gr. 8° (XII u. 228). Stuttgart 1927, Otto Scholz. Eleg. geb. in Ganzleinen M. 5.—

Schumacher, Jakob. Kirchengeschichte in Zeit- und Lebensbildern. Ausgabe C für Mittelschulen (Knaben und Mädchen). Nach den Bestimmungen über den Religionsunterricht an Mittelschulen Preußens vom 1. Dezember 1925 umgearbeitet und vermehrt von Wilhelm Knops, Religionslehrer an der mittleren Mädchenschule I zu Köln. Mit 12 Textbildern und 5 Tafeln. Gr. 8° (VIII u. 112). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Halbleinwand M. 2.30.

Sprengers, V. A. Conferentiae ad usum Sacerdotum pro recollectione menstrua, quas edidit C. Sprengers, Director Spiritus in Seminario Buscoducensi. In-16 (468). Torino 1927. Marietti. Lib. it. 15.—

Steger, Anton. Das Ende großer Menschen. Hundert kurze erhebende Sterbebilder von Katholiken des 19. Jahrhunderts. 2., verbesserte Aufl. (3. bis 4. Tausend). Mit 12 Bildnissen. 8° (VIII u. 288). Regensburg, vorm. G. F. Manz. Brosch. M. 6.—; in Originalganzleinenband M. 8.—

Steiner, Dr Josef. Das Opfer der heiligen Messe in kurzen Mai-Vorträgen. Anhang: Die Fronleichnamsmesse. Graz 1927, „Styria“. Brosch. S 2.—

Sternaux, J., S. J. Sturmflut und Wetterleuchten — P. de Floriviere S. J. Ein Jesuitenleben aus bewegter Zeit. Mit 8 Kunstdruckbildern. Kl. 8° (175). Innsbruck, Frl. Rauch. M. 2.40.

Ströbele, Georg. Das Haus in der Sonne des göttlichen Herzens. Ein Familienbuch. Mit Bildschmuck und Vierfarben-Titelfeld von Kunstmalers Willy Jakob. Format 15 × 23.5 (XII u. 140). Bad Mergentheim, Karl Ohlinger. Geb. in Ganzleinen M. 5.—.

Ströbele, Georg. Die Marienharfe des Evangeliums. Kurze Lesungen vor dem biblischen Marienbilde. Format 19 × 13 cm (80). Bad Mergentheim, Karl Ohlinger. 1927. Geb. in Halbleinwand M. 2.50.

Ströbele, Georg. Maria segnet die Völker. Marienpredigt. Format 13 × 19 cm (19). Bad Mergentheim, Karl Ohlinger. M. —.50.

Stroppel, Robert. Liturgie und geistliche Dichtung zwischen 1050 und 1300. Mit besonderer Berücksichtigung der Mess- und Tagzeitenliturgie. Frankfurt a. M. 1927, Verlag Moritz Diesterweg. Brosch. M. 9.—.

Svensson, Jon. Abenteuer auf den Inseln. Romnis Erlebnisse auf Seeland und Fünen. (1. bis 10. Tausend.) Mit 12 Bildern von Johannes Thiel. 8° (VI u. 324). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Geb. in Leinwand M. 4.60.

Terhünte, P. Herm. Jos., S. C. J. Die heilige Theresia von Lisieux. Ein kurzes Lebensbild der „Kleinen Heiligen“. 8° (48). Druckerei des Missionshauses Sittard, Post Wehr, Bez. Aachen. Brosch. M. —.75.

Thürlimann, Viktor, S. J. Maria als Vorbild des christlichen Lebens. 32 Predigten und Vorträge für den Maimonat und alle Marienfeste. Paderborn 1927, F. Schöningh.

Ude, Dr. Joh. Kommuniziert oft! Ein Zyklus von neun eucharistischen Vorträgen. 2. Aufl. Graz 1927, „Styria“.

Unser Herr im Glend. Des Bruders Egidius Büchlein von der gekreuzigten Liebe. 8° (32). Mit 8 Bildern in Kupfertiefdruck. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. In Büttenumschlag M. —.80 (S 1.35).

Weingartner, Dr. Josef. Marienverehrung und religiöse Kultur. Neun kurze Marienpredigten. 12° (X u. 68). Freiburg i. Br. 1927, Herder. Kart. M. 1.80.

Weiß, Dr. Karl. Die Frohbotschaft Jesu über Lohn und Vollenkommenheit. Zur evangelischen Parabel von den Arbeitern im Weinberg Mt 20, 1—16. (Neuest. Abhandl. XII, 4. bis 5. Heft.) Münster i. W. 1927, Aschenborff. Geh. M. 10.65.

Weiß, Simon. „Vade mecum“ für Priester am Kranken- und Sterbette. 2. Aufl. Regensburg 1927, Pustet. Geb. M. 2.—.

Weißel, Wilhelm. Die Kirchenmusikalischen Verhältnisse in Baden und Hohenzollern. Karlsruhe 1927, „Badenia“.

Bewerfa, Dr. M. Jesus Christus, unser Herr und Erlöser. 8° (262). Zeitmeritz 1927, Verlagsbuchdruckerei „Union“, Domgasse 16. Brosch. Kc 24.—; geb. Kc 30.—.

Zierler, P. Peter, O. M. Cap. Der Englische Gruß. 31 Predigten für den Monat Mai und zugleich für die vorzüglichsten Marienfeste. Innsbruck 1927, Marianische Vereinsbuchhandlung.

Zur Bonsen, Friedrich. Zwischen Leben und Tod. Zur Psychologie der letzten Stunde. Kl. 4° (173). Düsseldorf, L. Schwann. In künstlerischem Ganzleinenband M. 6.—. Entwurf des Schutumschlags und des Einbands von R. Schwarzkopf.

Zurkinden, P. Odilo. Wo der Adler haust. Berggeschichten (176). Freiburg im Uechtland und Konstanz (Baden), Konstanzerwerk. Kart. Fr. 2.40, M. 2.—; geb. Fr. 3.20, M. 2.60.

B) Zeitschriften.

An dieser Stelle werden jährlich einmal jene Zeitschriften angezeigt, welche von den Herausgebern oder Verlegern regelmäßig das ganze Jahr hindurch an die Redaktion eingesandt werden.

Analecta Bollandiana. Ed. H. Delehaye, P. Peeters, R. Lechat S. J. Revue trimestrielle, Bruxelles, Société des Bollandistes, 24, Boulevard Saint-Michel, Belgique Fr. 45. —, Etranger Belgas 15.—.

Ateneum Kaplanskie. Monatschrift, herausgegeben von den Professoren des Priesterseminars in Wloclawsk. Jährlich 10 Hefte. Halbjährig 3loty 12.50.

Benediktinische Monatschrift zur Pflege religiösen und geistigen Lebens, herausgegeben von der Erzabtei Beuron (Hohenzollern). Erscheint zweimonatlich. Ganzjährig M. 5.—. Europäisches Ausland M. 5.50, übriges M. 6.—. Für Seminare, die mindestens 5 Stück unmittelbar beziehen, wird ein Vorzugspreis gewährt. Kunstverlag Beuron.

Biblica. Commentarii editi a Pontificio Instituto. Prodeunt tertio quoque mense. Roma 1, Piazza della Pilotta 35. Pretium subnotationis: In Italia L. 24.—; extra Italiam L. 30.—.

Biblische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr Joh. Göttsberger und Dr Josef Sidenberger, München. Freiburg i. Br., Herder.

Bogoslovni Vestnik. Izdaja Bogoslovna Akademija, Faculté de Théologie, Ljubljana. Vierteljahrschrift, in Jugoslawien Dinar 50.—, außerhalb Dinar 60.—.

Bonner Zeitschrift für Theologie und Seelsorge. Im Auftrage der kath. theol. Fakultät herausgegeben von Wilh. Schwer und Fritz Tilmann. Verlag Schwann, Düsseldorf. Erscheint jährlich viermal. M. 8.—.

Bulletin ecclesiastique de Straßbourg. Organe officiel de l'Evêché. Etudes religieuses, Grand Séminaire, Strassbourg, Le Roux et Cie. Erscheint zweimal im Monat. Fr. 8.— par an. Fr. 12.— étranger.

St.-Calasancius-Blätter. Soziale Monatschrift der Calasantiner-Kongregation. Verlag Wien, XV., Gebrüder Lang-Gasse 7. Pro Jahr S 2.40 = M. 2.50.

Christliche Kunstblätter. Red. Domkapitular Friedrich Besendorfer. Herausgeber Diözesan Kunstverein Linz a. D. Jedes Quartal drei Nummern. Ganzjährig S 8.—, M. 5.—, Kc 40.—, Lire 32.—.

Christlich-pädagogische Blätter. Monatschrift für Religionsunterricht und Jugendseelsorge. Herausgegeben vom Wiener Katechetenverein. Buchhandlung Kirsch, Wien, I., Singerstraße 7. Ganzjährig in Oesterreich S 4.—, außerhalb S 5.—.

Chrysologus. Blätter für Kanzelberedsamkeit, Monatschrift für die Rede auf der Kanzel und im Verein. Herausgegeben von Priestern der Gesellschaft Jesu im Ignatiuskolleg zu Valkenburg (Holland). Verlag Ferd. Schöningh, Paderborn. Halbjahrspreis M. 4.20.

Claver-Korrespondenz. Erscheint wenigstens einmal im Monat. Herausgeber St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19.

Collationes Brugenses. Opus periodicum, opera RR. DD. Professorum Maj. Sem. Brugensis editum. Prodit menstruis fasciculis. Fr. 15.— (Fr. 18.— pro exteris).

Collationes Namurcenses. Opus periodicum dioecesanum, sexies per annum prodians Namur, Wesmael-Charlier. Fr. 14.— par an. Fr. 20.— pour Petrange.

Commentarium pro Religiosis. Publicatio mensilis opera Mission. Fil. Imm. Cordis B. M. V. Directio et administratio: Romae XVI, Via Giulia 131. Subnotatio annua in Italia lib. 25.—, extra Italiam lib. 30.—.

Das Neue Reich. Wochenschrift für Kultur, Politik und Volkswirtschaft. Herausgeber: Dr Nemilian Schöpfer. Verlag „Tyrolia“, Wien Junz.

- brud-München. Vierteljährig S 5.—, M. 4.—, Lire 19.—, Dollar 1.—, Schwz. Fr. 4.80.—
- De gewijde Rede.** Practisch Maandschrift voor gewijde Welsprekenheid. Uitgegeven door Paters Minderbroeders van de Nederlandsche Provincie. Admin. Woerden, Wilhelminaweg 13. Erscheint am 15. jedes Monats. Preis pro Jahr fl. 6.50 und fl. —.25 Porto.
- Der Jugendverein.** Zeitschrift für die Vorstände und Mitarbeiter in katholischen Jugend- und Jungmännervereinen. Schriftleiter: Emil Ritter, Düsseldorf. Jährlich 12 Nummern.
- Der Kreuzfahrer.** Monatsblätter zur Pflege christlicher Einfachheit, Nüchternheit und Fröhlichkeit. Beilage: Das zweisprachige Kinderblättchen „Kath. Kinderbote“. Verl. Kreuzbündnis Solgensburg (Haut Rhien). Fr. 4.—, Ausland Fr. 8.—.
- Der Prediger und Katechet.** Eine praktische katholische Monatschrift für Prediger und Katecheten. Herausgegeben von der bayerischen Ordensprovinz der Kapuziner. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. F. Manz. Preis für das Halbjahr M. 10.— und Porto.
- Die katholischen Missionen.** Illustrierte Monatschrift des Vereines der Glaubensverbreitung in den Ländern deutscher Zunge mit den Zentralen in Aachen, München und Wien. Herausgegeben von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu. Xaverius-Verlagsbuchhandlung Aachen. Vierteljährlich M. 2.25 ohne Porto.
- Die Seelsorge.** Monatschrift für Theologie, praktische Seelsorge und Religionsunterricht. Herausgeber Prof. Hermann Hoffmann, Breslau. Verl. Franke, Habelschwerdt i. Schles. Halbj. M. 3.—.
- Divus Thomas.** Commentarium de philosophia et theologia. Tertio quoque mense prodians. Directio: Collegio Alberoni, Piacenza (Italia). Administratio: Casa editrice P. Marietti, Via Legnano 23, Torino (Italia). In Italia L. 20.—, extra Italiam Fr. 25.—.
- Divus Thomas.** Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie. Herausgeber Dr G. M. Manser O. P. und Dr Gassus M. Häfeler O. P. Adm.: Villa St. Hyacinth, Freiburg i. Schw. Viermal jährl. Schwz. Fr. 10.—, Ausland Fr. 11.—.
- Ecclesiastica.** Annalen für zeitgenössische Kirchen- und Kulturkunde. Herausgegeben von der Kath. internat. Presse-Agentur („Aipa“) in Freiburg, Schweiz. Red. Dr Ferd. Rüegg. Erscheint jeden Samstag. Vierteljährlich Schwz. Fr. 3.50, M. 3.—, S 5.—, Kc 25.—, Dollar 3.—.
- Echo aus Afrika.** Kath. Monatschrift zur Förderung der afrikanischen Missionstätigkeit. Herausgegeben von der St.-Petrus-Claver-Sodalität. Erscheint in deutscher, polnischer, italienischer, tschechischer, slowenischer, ungarischer, französischer, englischer und spanischer Sprache. Bestelladresse: Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 19. Jährlich S 2.50, M. 2.—.
- Echo aus den Missionen.** Monatschrift der Missionäre vom Heiligen Geist. Verlag: Missionshaus Knechtsteden, Station Dormagen (Rhld.). Erscheint monatlich. M. 3.—, Nordamerika 80 Cents, übriges Ausland M. 3.60.
- Ephemerides Theologicae Lovanienses.** Publication Trimestrielle. Editae cura Profess. Univ. cath. Lovaniensis. Admin. Brugis, Car. Beyaert. 6. Rue Notre Dame. In Belgio Fr. 30.—, pro regionibus exteris Belgas 10.—.
- Il Monitore ecclesiastico.** Pubblicazione mensile ad uso del Clero. Roma (17), Desclée e C. In Italia L. 12.—, Estero L. 15.—.
- Jugendführung.** Zeitschrift für Jugendpflege und Jugendbildung. Schriftleitung Emil Ritter. Jugendführungsverlag, Düsseldorf. Jährlich zwölf Nummern.
- Jungmädchenwelt.** Monatschrift für kathol. Mädchen. Zugleich Bundesblatt des kathol. Mädchen Reichsbundes „St. Gertrud“. Verlag „Das Volk“, Jägerndorf. Jährlich Kc 15.—.

Katechetische Blätter. Zeitschrift für kath. Religionspädagogik. Organ des deutschen Katechetenvereines. Erscheint monatlich. Herausgegeben von Dr. Josef Göttler. Kösel-Pustet, München. Preis pro Jahr M. 6.—, Vereinsmitglieder M. 5.—.

Katholiken-Korrespondenz („Bonifatius-Korrespondenz“, Neue Folge). Ein Zeitenwächter für gebildete Katholiken. Herausgeber Dr. Karl Hilgenreiner, Prag. Erscheint am 20. jeden Monates. Kc 25.—, M. 3.—, S. 5.—.

Katholische Kirchenzeitung, vormals Salzburger Kirchenblatt. Verleger, Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der theol. Fakultät Salzburg. Schriftleiter Dr. Jos. Pröbner. Erscheint jeden Donnerstag. Pro Quartal S 2.—, M. 1.80. Einzelne Nummer S —.20.

Katholische Missionspropaganda. Illustr. Monatsblatt zur Weckung und Verbreitung des Missionsgedankens. Verlag St.-Petrus-Claver-Sodalität, Salzburg. Nicht weniger als 5 Abonnements unter einer Adresse, jährlich S 2.50, M. 2.—, 60 Cents, Kc 8.—, Lire 8.—.

Kirche und Kanzel. Homiletische Vierteljahrschrift. Herausgegeben von P. Dr. Thadd. Soiron O. F. M., Lektor der Theologie in Paderborn. Ferd. Schöningh. Jahrgang M. 8.—.

Korrespondenzblatt für kath. Jugendpräsidenten. Verbandszeitschrift für die Präsidenten der kath. Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands. Schriftleitung: Heinrich Horstmann S. J. Jährlich sechs Hefte. Bezugspreis M. 3.— pro Jahr.

Korrespondenzblatt für den katholischen Alerus. Red. von Rom. Himmelbauer. Verlag Fromme, Wien, V. Erscheint am 10. jedes Monates. Halbjahr S 3.20, Kc 20.—, M. 2.40, Dinar 40.—, Lire 13.—.

L'ami du Clergé. Revue de toutes les Questions Ecclésiastiques. Parait à Langres tous les jeudis. Edition complète France fr. 18.—, Etrangers fr. 23.—.

L'Araldo. Periodico mensile. Organo ufficiale della federazione dei Terziari Veneti. Abb. annuo L. 5.—, per l'Estero L. 8.—. Direzione S. Bernardino, Verona.

Neue Ordnung. Blätter für christliche Gesellschaftserneuerung im Sinne des Linzer Programmes. Schriftleiter Dr. Karl Eugmayer. Verlag der Typographischen Anstalt Wien, I., Ebendorferstraße 8. Jahresbezugspreis S 5.—, M. 3.60, Gr. 5.—, Kc 25.—, Lire 24.—.

Nouvelle Revue Théologique. Publié tous les mois sous la Direction de quelques Professeurs de Théologie de la Compagnie de Jésus a Louvain. Belgique et France fr. 25.—, Autres pays Belgas 7.— par an.

Oberrhheinisches Pastoralblatt. Erscheint am 15. jedes Monates in Freiburg i. Br. Vierteljährig M. 1.—.

Orientalia Christiana. Editā cura Pontificii Instituti Orientalis Roma 1, Piazza della Pilotta 35. Singula volumina paginas saltem 320 complectuntur. Subnotatio in Italia lib. 20.—, extra Italiam Dollar 1.—.

Pastor bonus. Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und Praxis. Herausgegeben von den Professoren des bischöfl. Priesterseminars in Trier. Erscheint jährlich sechsmal. Verlag Paulinus-Druckerei, Trier. Ganzjährig M. 8.—.

Paulus. Vertrauliche Mitteilungen für die Missionsorden. In zwangloser Folge als Manuscript gedruckt. Schriftleitung: P. Theodosius Briemle, Kellheim (Taunus). Versand: Kloster Kellheim (Taunus). Jedes Heft wird einzeln berechnet.

Revue liturgique e monastique. Paraissant huit fois par an. Réd.: Abbaye de Maredsous. Adm.: Libraire J. Duculot, Gembloux (Belgique). Belgique fr. 12.50, Allemagne M. 4.—, Amérique Doll. 1.—.

Schlesisches Pastoralblatt. Red. Professor Dr. Schubert, Breslau 9, Paulstraße 39. Verlag Aberholz, Breslau, Ring 53. Monatlich eine Nummer. M. 2.80 für das Halbjahr und Porto.

- Scholastik.** Vierteljahrschrift für Theologie und Philosophie. Herausgegeben von den Professoren des Ignatiuskollegs in Valkenburg. Freiburg i. Br., Herder. Heft 4 (1926) M. 6.—.
- Schweizerische Kirchenzeitung.** Schriftleitung: Dr. B. von Ernst. Verlag Rüber u. Co., Luzern. Erscheint jeden Donnerstag. Für die Schweiz jährlich Fr. 7.70, für Ausland Porto dazu.
- Seele.** Monatschrift im Dienste christlicher Lebensgestaltung, herausgegeben von Dr. Alois Wurm. Verlag Habel, Regensburg. Vierteljährig M. 1.—, Oesterreich jährlich S 5.60, Ausland Schwz. Fr. 5.—, Dollar 1.—.
- Stimmen der Zeit.** Monatschrift für das Geistesleben der Gegenwart. Herder-Verlag. Jährlich 12 Hefte. Preis pro Heft M. 1.20.
- Theologie und Glaube.** Zeitschrift für den kath. Klerus. Herausgegeben von den Professoren der bischöfl. philos.-theolog. Akademie Paderborn. Verl. Bonifazius-Druckerei in Paderborn. 6 Hefte zu je 9 bis 10 Bogen. Ganzjährig M. 12.—.
- Theologische Quartalschrift.** Herausgegeben von Dr. Sägmüller, Dr. Rießler, Dr. Mohr, Dr. Viehlmeyer, Dr. Schilling, Dr. Adam, Dr. Simon, Dr. Löhr, Dr. Stolz, Professoren der kath. Theologie an der Universität Tübingen. Verlag der Buchdruckerei von H. Laupp jr., Tübingen. M. 4.—.
- Verbandsblatt der deutschen katholischen Geistlichkeit.** Erscheint jährlich mindestens zwölfmal, nach Bedarf öfter. Schriftleitung: Msgr. L. Schöpf, Professor in Eger. Verwaltung: Johann Fabich, Dechant, Rumburg (Böhmen). Ganzjährig Kc 40.—, für Verbandsmitglieder als Vereinsgabe.
- Vestník.** Jednot duchovenskych Brněnské a Olomoucké. Občanská tiskárna v Brně. Kc 30.—.
- Volksfreund.** Werkblatt des Kreuzbündnis. Schriftleiter H. Czeloeth, Heidenhausen-Muhr. Erscheint monatlich. Jahrespreis M. 4.20.
- Zeitschrift für Ascese und Mystik.** Vierteljahrschrift. Herausgegeben von Priestern der Gesellschaft Jesu. Schriftleitung: Innsbruck, Sillgasse 2. Verlag „Tyrolia“, Innsbruck-Wien-München. Jahresabonnement M. 6.—, S 10.—, Ausland Schwz. Fr. 8.—.
- Zeitschrift für katholische Theologie.** Jährlich 4 Hefte. Innsbruck, Verlag Rauch. Oesterreich S 15.—, Deutschland M. 10.—, übriges Ausland M. 11.60.
- Zivot.** Urednik A. Alfirevic D. J. Zagreb, Palmotić 33. Pretplata 36 Dinara, Omladini 25 Dinara.

C) Besprechungen.

Neue Werke.

- 1) **Welt schöpfung und Paradies nach der Bibel.** Von Msgr. Dr. Karl Frühstorfer, Dekan des theol. Professorenkollegs in Linz. 8° (X u. 89). Linz a. D. 1927, Kath. Presseverein.
 Zu gründlicher Weise befaßt sich Frühstorfer mit den oft erörterten Fragen über Welt schöpfung und Paradies. Auf verhältnismäßig engem Raum hat er viel Material verarbeitet, so daß der Leser in vorzüglicher Weise über den Stand der Forschung in beiden Fragen orientiert wird. Selbst Aufsätze in schwer zugänglichen Zeitschriften haben Beachtung und Verwertung gefunden. Der Verfasser begnügt sich nicht, die verschiedenen Theorien über Welt schöpfung und Paradies anzuführen, sondern nimmt auch dazu kritisch Stellung. In richtiger Weise wird betreffs der verschiedenen Theorien über Welt schöpfung betont: „Keine der besprochenen und von der Kirche tolerierten Theorien vermag alles Dunkel zu lichten. Jede läßt einen unaufgeklärten Rest übrig“ (S. 39). Wohl mit Recht hält Frühstorfer an der Ueber-

setzung des so umstrittenen hebräischen Wortes *sela'* mit „Rippe“ fest, da diese Uebersetzung am besten zu Gn 2, 23 paßt. Dieselbe Stelle weist auch darauf hin, daß Adams Leib nicht dem Tierreich entnommen ist (S. 59).

Im 2. Teil handelt der Verfasser nach einigen einleitenden Bemerkungen über die verschiedenen Theorien, die über die Lage des Paradieses aufgestellt worden sind. Zuletzt bespricht er die Ansicht Gunkels und Ugnads, die das Paradies am Himmel suchen. Zu diesem Punkte sei noch auf I. de Vuippens, *Le paradis terrestre au troisième ciel*, Paris 1925, verwiesen. Frühstorfers Schrift kann allen Interessenten wärmstens empfohlen werden.

Wien.

Dr J. Döller.

2) **Der Römerbrief des heiligen Paulus.** Kurzgefaßte Erklärung. Von Dr Otto Vardenhewer. 8° (220). Freiburg i. Br., Herder.

Kurzgefaßte Kommentare erfreuen sich keines allgemeinen Beifalles, sie enttäuschen nicht selten. Aber sie haben ihre Berechtigung für Anfänger und ihren Platz im akademischen Unterricht bei Ersteinführung in die Schriftlesung in Verbindung mit dem ergänzenden mündlichen Vortrag. Und wenn sie von anerkannten Meistern der Forschung und Lehre stammen, sind sie dem Schülerkreise doppelt willkommen. Solcher Art ist die kurzgefaßte Erklärung des schwierigen Römerbriefes, die ich hier zur Anzeige bringe. Sie bietet wiederholt gehaltene akademische Vorträge. Sie will vor allem „den theologischen Gedankengehalt des Briefes“ herausstellen. Sie zeichnet sich aus durch übersichtliche, treffliche Gliederung des Briefinhaltes, durch präzise Morlegung des Gedankenganges, durch schöne, wohlerrungene, im allgemeinen wortgetreue Uebersetzung, die „nach Möglichkeit das Bild des Originals widerpiegeln soll“ und nicht in jedem Falle die mannigfachen Unebenheiten seines Ausdrucks glätten will, wie durch klare Detaillierung in vornehmer und doch leichtverständlicher Sprache. Dabei läßt sie sich grundsätzlich nur bisweilen der größeren Klarheit halber in eine Polemik gegen abweichende Auffassungen (z. B. gegen „Willkürlichkeiten“ Zahns) ein, beschränkt die textkritischen Erörterungen auf ein Mindestmaß (nur die abweichenden Lesarten der Vulg. Clem. finden sorgfältige Berücksichtigung) und schiebt Ausflüge in die Geschichte der Exegese nur ausnahmsweise bei wichtigen Stellen ein, die indes eine Fülle der interessantesten Notizen beinhalten. Der Erklärung geht eine lichtvolle Behandlung der Einleitungsfragen mit einem Ueberblick über die hauptsächlich zu Rate gezogene exegetische Literatur voran. Erwähnt sei noch der saubere, korrekte Druck und die tadellose Ausstattung des Buches.

Damit könnte ich mich begnügen, wollte ich zu jenen Rezensenten zählen, die über Früchte jahrelanger Arbeit mit allgemeinen Redensarten, sei es lobend oder tadelnd, hinweggehen. Aber damit ist niemand, am wenigsten einem erusten Autor gebient. Darum gestatte ich mir, nicht in letzter Linie auch zum Ausdruck meines besonderen Interesses, mit dem ich Vardenhewers Erklärung wiederholt gelesen, beispielsweise noch nachstehende Bemerkungen beizufügen.

Im Literaturverzeichnis vermiße ich z. B. Toletus, Schulte, Sickenberger, Viehmann, Kühl. Daß der Zweck des Briefes kein anderer war, als die Römer im christlichen Glauben zu befestigen (S. 4), bezweifle ich. 3, 9—20 ist wohl Schriftbeweis für die Sündhaftigkeit der Juden und Heiden. C. 9—11 (S. 135) erachte ich nicht als „Anhang“. 10, 5—13 (S. 152) ist schwerlich bloß von der Notwendigkeit des Glaubens die Rede. 12, 9—21 (S. 179) enthält mehr als eine Mahnung zur Nächstenliebe. 15, 1—13 (S. 200) beinhaltet nicht bloß eine Aufforderung zur Nachsicht und Geduld. Die Erklärung einiger Stellen scheint mir zu kurz gefaßt, z. B. 3, 4 (S. 52); 4, 3 (S. 57); 11, 9, 10 (S. 164). Zur Grußliste 16, 3 ff. hätten wohl einige Worte über die Bedeutung derselben (z. B. Chryl.) beigelegt werden sollen. Der Zusammenhang von 2, 1 mit dem Vorausgehenden (S. 39) wird wohl anders zu verstehen sein. Eine lange Reihe von Stellen erkläre

ich abweichend vom Verfasser, z. B. 1, 4 κατὰ πνεῦμα ἀγαπῶντες (Vardenhevers Deutung dieser Stelle S. 19 halte ich für ausgeschlossen); 1, 5 πίστις (S. 19, auch S. 206, 219); 1, 13 καρπός (S. 23); 3, 25, 26 (S. 60 f.); 4, 1 κατὰ σάρκα (S. 66); 5, 1 ἔχομεν (die Meinung des Verfassers S. 76, ἔχομεν werde jetzt fast allgemein anerkannt, dürfte wohl irrig sein); 5, 7 τοῦ ἀγαθοῦ (S. 79); 8, 24 τῇ ἐλπίδι (S. 127); 9, 7 σπέρμα (S. 140); 9, 17 ἐσθλα (S. 144); 9, 25 f. (S. 148); 10, 20 ff. (S. 154 ff.); 11, 15 ζωὴ ἐκ νεκρῶν (S. 167); 11, 31 τῷ ὑμετέρῳ ἐλέει (S. 173); 12, 3 μέτρον πίστεως (S. 177 f.); 14, 1 τὸν ἀσθενούντα (S. 189); 14, 5 (S. 192); 15, 9 ff. (S. 202); 15, 19 σημείων καὶ τεράτων (S. 206); 15, 28 σφαγιαζόμενος (S. 210) u. a. (vgl. meine Erklärung des Römerbriefes, deren 2. Teil im Drucke ist). — Vereinzelte Ausdrücke sind minder präzise, z. B. Adams leibliche Unsterblichkeit zählen die Dogmatiker zu den dona praeternaturalia (S. 81); S. 187 „Den Gedanken des Verfassers wiederholt Paulus Gal“; S. 188 B. hielt es für wahrscheinlich, daß die Wiederkunft nahe bevorstehe; S. 147 „Gott kann aus dem Nichts Menschen erschaffen zur Offenbarung seiner Gerechtigkeit“. — S. 91, 4. Z. v. o. lies Eph. 1, 19; S. 141, 3. 9 v. o. lies Gen. 18, 10; S. 146, 3. 19 v. o. lies Is. 29, 16; S. 171, 3. 3 v. o. lies 1, 13; S. 164, 3. 11 v. o. lies Deuter. 29, 4.

Graz.

Dr Gutjahr.

3) Die Gestalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Zeit des Neuen Testaments. Von D. Dr Paul Feine, Professor der Theologie an der Universität Halle-Wittenberg. Gr. 8° (152). Leipzig 1925, Dörffling u. Franke. Brosch. M. 7.50.

Seit dem 1892 in der protestantischen Kirche ausgebrochenen Apostolikumstreit ist die Frage nach der Entstehung des apostolischen Symbols nie ganz zur Ruhe gekommen. Seit 1919, in welchem Jahre Untersuchungen von H. Lietzmann und dem kürzlich verstorbenen Berliner Kirchenhistoriker Karl Holl erschienen, ist da wieder mit besonderem Eifer debattiert worden. In den Fluß der Debatte greift nun auch ein Neutestamentler, der bekannte Verfasser einer sehr geschätzten Neutestamentlichen Theologie, Paul Feine, wirkungsvoll ein. Für ihn handelt es sich in der zu besprechenden Schrift lediglich um die Frage, ob unser Apostolikum in seiner Urgestalt bereits in die Zeit des Neuen Testaments zurückreiche und seine Urform in großen Umrissen schon aus dem Neuen Testamente zu gewinnen sei. Diese Frage ist nach ihm mit Entschiedenheit zu bejahen. Dieses Resultat gewinnt er hauptsächlich auf Grund einer eingehenden Untersuchung über die altchristliche Taufpraxis. Denn das Symbolum ist in erster Linie Taufbekenntnis, das den Inhalt der Taufbelehrung in eine einfache, kurze Formel faßte. Die Kirche hat von Anfang an für die Taufe feste Ordnungen geschaffen. Schon im zweiten Jahrzehnt ihres Bestehens hat die Taufe eine reichere liturgische Ausprägung gefunden. Die Kirche hat dabei den Katechumenen gesagt, daß sie in der Taufe in ihrem eigenen Leben die Heilswirkungen erfahren, welche nach Gottes Willen von Christi Leben und Sterben, Auferstehen und nunmehrigem himmlischen Leben ausgehen, welche von dem zur Rechten Gottes in Herrlichkeit thronenden Christus den an ihn gläubig gewordenen vermittelt werden. Unter diesem Gesichtspunkt sind die christologischen Aussagen des Taufbekenntnisses zusammengestellt worden. Aber nicht nur ein Mitsterben und Mitbegrabenwerden mit Christus ist von den Täuflingen verlangt worden, sondern auch ein Neuwerden mit ihm und durch ihn in der Kraft des Heiligen Geistes, und immer ist den Täuflingen die Anteilnahme an seinem himmlischen Leben verheißen worden. Das christliche Taufbekenntnis war also von Anfang ein trinitarisches. Freilich ist die Ausprägung und Formulierung dieser Gedanken im ersten Jahrhundert noch nicht die feste und einheitliche gewesen, wie sie sich im zweiten Jahrhundert im altrömischen

Taufbekenntnis greifen läßt. Allein das Grundschema des heutigen Symbolums tritt schon in früher Zeit deutlich heraus.

Die Untersuchungen und Resultate seines verdienen in den Hauptpunkten volle Zustimmung. Sein Buch ist nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Erforschung der Geschichte des Apostolitums, sondern auch der ältesten Geschichte der Taufe und der neutestamentlichen Theologie überhaupt. Er zeigt mit überraschender Deutlichkeit, wie auch in der Theologie des heiligen Paulus viel „nichtpaulinisches“, sondern einfach gemeinurchristliches Gut steckt.

Burkheim.

Dr Alfred Bikenhauser.

- 4) **Im Kampf um Christus.** Eine Ueberprüfung der Angriffe des Professors Artur Drews gegen die geschichtliche Existenz Jesu. Von Dr Oskar Graber. (VIII u. 230). gr. 8° Graz 1927, Mr. Hofers Buchhandlung. S 15.—.

Die Berechtigung und das Verdienst dieser Schrift besteht darin, daß der Verfasser die Lehre Professor Artur Drews im Zusammenhang darstellt und widerlegt. Die wenigsten, in der Seelsorge wirkenden Priester haben Gelegenheit, die Bücher Drews' zu lesen, dagegen oft Veranlassung, über die Drewsschen Aufstellungen Auskunft zu geben. Die vorliegende Schrift wird dazu treffliche Dienste leisten. Sie enthält drei Kapitel mit den Titeln: I. Drews' Angriffe gegen die Quellen des Lebens Jesu. II. Die Entstehung des Christentums und des Lebens Jesu in der Auffassung von Prof. Drews. III. Die Unhaltbarkeit der Drewsschen Erklärungen für die Entstehung des Jesusglaubens. Obwohl dem Verfasser seine Aufgabe zweifellos gelungen ist, den Leser von der Unhaltbarkeit der Drewsschen Lehre zu überzeugen, macht das Buch doch an mehreren Stellen den Eindruck, daß der Verfasser selbst kein Exeget von Fach ist, sondern erst zur Widerlegung des Gegners sich auf diesem Gebiete umgesehen hat, was ihm nicht immer in ausreichender Weise gelungen ist. Seine Darstellungen über die Schätzung des Quirinus, die Abendmahlsfrage u. a. sind nicht geeignet, ein vollständiges Bild des jetzigen Standes dieser Fragen zu geben. Die auch sonst benützte exegetische Literatur ist von geradezu unzulässiger Magerkeit. Notwendig wäre auch gewesen, die Drewsschen Ansichten in den geschichtlichen Zusammenhang der Leben-Jesu-Forschung hineinzustellen und die Vorbilder und Quellen, denen Drews Dank schuldig ist, eingehend zu besprechen. Der Verfasser hätte diesen weiteren Aufwand an Mühe nicht zu bedauern gehabt. Statt Kabani S. 212 lies: Engidu.

Prag.

J. K. Steinmeyer.

- 5) **Kirche und Gottesglaube.** Von Johannes Brunsmann S. V. D. (Lehrbuch der Apologetik, 2. Band.) Gr. 8° (XVI u. 468). St. Gabriel b. Wien 1926, Missionsdruckerei. Geb. S 21.—, M. 12.60.

In unserer aufgeregten und für Neuerungen zugänglichen Zeit, in welcher der politische und soziale Umsturz auch das Problem von der Beziehung der atatholischen Konfessionen zur katholischen Kirche wieder in den Vordergrund des Interesses gestellt hat, gewinnt eine genaue Darstellung des Wesens, der Eigenschaften und des Zweckes der Kirche eine besondere Bedeutung. Brunsmann hat diesen Gegenstand eingehend und sorgfältig behandelt. Exaktheit in der Beweisführung und im Ausdruck verbindet sich mit großer Reichhaltigkeit des Stoffes und mit der Verwertung der ganzen hieher gehörigen Literatur, sowohl der katholischen als auch der gegnerischen Kreise. Außer der Lehre von der Kirche enthält dieser zweite Band noch die Lehre von der Inspiration der Heiligen Schrift, von der Tradition und vom göttlichen Glauben. Auch bei diesen letzteren Partien werden die gegenwärtig aktuellen Fragen und modernen Anschauungen eingehend und objektiv gewürdigt. Das Werk ist in erster Linie für Unterrichtszwecke

bestimmt, aber es wird überhaupt jedem gebildeten Katholiken, der die vielen eingestreuten lateinischen Zitate versteht, wertvolle Dienste leisten.

Wien.

Dr. Reinhold.

6) **Der Weg des Denkenden zur Wahrheit.** Von Dr. phil. Anton Strigl.

8° (160). Wien 1926, Mayer u. Co. Brosch. S 4.90; geb. S 5.80.

Man hat es hier mit einer kurzen, aber tüchtigen, logisch scharfen Apologie zu tun. Der Verfasser beweist hauptsächlich zwei Punkte: Christus ist wahrer Gott und die katholische Kirche ist von Gott gesetzt und geleitet. Der erste Punkt wird besonders aus der Auferstehung Christi, der zweite aus dem Pfingstwunder erwiesen. Der Nachweis für die Tatsächlichkeit der Auferstehung ist hier so scharf und eingehend durchgeführt, daß er auch in einem Gerichtsprozeß kaum strittig geführt werden könnte; man sieht daraus, daß der Verfasser sein Thema nicht oberflächlich behandelt, sondern es selbstständig und mit Liebe und Fleiß meditiert hat.

Salzburg.

Dr. Josef Vordermahr.

7) **Die Weltanschauung des Katholizismus.** Von Peter Dippert S. J.

8° (VIII u. 114). Leipzig 1926, Emanuel Reinicke.

Der Begriff der katholischen Weltanschauung deckt sich weder mit dem Begriff des „Katholizismus“, noch auch mit jenem des katholischen „Dogmensystems“. Der Katholizismus ist nämlich ein System „praktischer“ Religiosität, eine Weltanschauung hingegen ein System von „Lehren“. Und während das Dogmensystem nur „geoffenbarte“ Lehren enthält und darunter auch solche, die die „Welt“ nicht betreffen, so enthält die katholische Weltanschauung nur Lehren über die Welt und mit ihr auch über das menschliche Handeln, und zwar auch solche Lehren darunter, die nicht geoffenbart, sondern menschlich-wissenschaftlicher Art, teilweise sogar nur Annahmen und Meinungen sind.

Dieser Inhalt der katholischen Weltanschauung ist in der vorliegenden Schrift in interessanter Weise zur Darstellung gebracht, und zwar unter den Gesichtspunkten: Aufbau der Welt, Ursprung und Sinn der Welt, Sünde der Welt, Erlösung der Welt, Erneuerung der Welt, Ende der Welt (S. 4 bis 76). Dazu kommen noch zwei Abhandlungen über „Ursprung und Entwicklung“ und „Die Eigenart“ der katholischen Weltanschauung. Das Ganze, wenigstens was den „Inhalt“ der katholischen Weltanschauung betrifft, ist nicht apologetisch eingestellt, sondern mehr nur referierend. Die Lesung dieser Schrift ist auch für den Katholiken von Interesse und Wert; noch mehr aber mag sie wohl Andersgläubigen dienen, nämlich dazu, die katholische Weltanschauung nicht verfälscht und entstellt, sondern so kennen zu lernen, wie sie tatsächlich ist. — Die Schrift bildet ein Heft der Sammlung: „Metaphysik und Weltanschauung“, herausgegeben von H. Driesch und W. Schlingensiefen.

Salzburg.

Dr. Josef Vordermahr.

8) **Die Ethik Jesu in ihren Grundzügen.** Von Prof. Dr. Josef Herkenrath. (5. Band der „Abhandlungen aus Ethik und Moral“, herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Tillmann.) Düsseldorf 1926, Schwann (316).

Das vorliegende Werk stellt sich in erster Linie die Aufgabe, die in den synoptischen Evangelien nach praktischen Zwecken verstreuten Sittenlehren Jesu zu sammeln, sie nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu ordnen und Sinn und Tragweite derselben allseitig zu beleuchten. Nach sorgfältiger Sicherstellung des Sinnes, den die ethischen Grundbegriffe im Munde Jesu haben, werden in fünf Abschnitten die Normierung, Vereinfachung und Verinnerlichung, Vollendung und Motivierung der Ethik durch Jesus behandelt. So allgemein diese Titel auch lauten, so gewissenhaft geht der Verfasser auf alle einzelnen Aussprüche Jesu ein; kein einziger von ihnen bleibt unberücksichtigt oder unerläutert, so daß hier wirklich die gesamte Ethik Jesu,

soweit sie in den synoptischen Quellen aufscheint, beleuchtet wird. Dabei erhalten alle Darlegungen eine gebiegene exegetische Grundlage, und mit peinlicher Genauigkeit sucht der Verfasser die beigezogenen Texte ins rechte Licht zu stellen und keine Folgerungen aus ihnen abzuleiten, die sie nicht enthalten. Schrittweise geht er voran und scheut auch nicht, öfter auf dieselben Stellen zurückzugreifen, um seine Ergebnisse gründlich zu sichern. Wenn er auch keine neuen Resultate bringt, so legt er doch in ganz neuer Weise wieder dar, wie ganz in Gott und seinem heiligen Willen die Sittenlehre Jesu gegründet ist, wie klar sie das Wesen der Sittlichkeit erfasst, um das sich schlicht und einfach alles ordnet, wie tief sie in der Gesinnung verwurzelt ist und wie entschieden sie zur Gesinnungstat drängt und wie diese Grundgedanken es sind, die alle Verhältnisse des Menschen zum Mitmenschen, zu Gott, zu sich und zur Außenwelt bedingen und wie auch die Motive, die sie heranzieht, in keiner Weise diesen sittlichen Rahmen durchbrechen. Wie all dies vorsichtig aus den einzelnen Lehren herausgeschält ist, so fällt auch umgekehrt vom ganzen wieder eine Fülle von Licht auf dieselben zurück und nimmt die Dunkelheit, die sonst auf manchen von ihnen lastet. So ist diese erste Aufgabe des Werkes vorzüglich gelöst.

Da aber die Klarlegung der Wahrheit stets ihre beste Apologie ist, so löst dieses Werk damit zugleich auch eine recht zeitgemäße apologetische Aufgabe. Denn so erhaben auch die Sittenlehre Jesu ist und so tief der Eindruck, den sie auf jedes unvoreingenommene Gemüt macht, so fehlt es doch nicht an leidenschaftlichen Anklagen gegen dieselbe. Den einen scheint sie zu hoch, sie sehen in ihr nur weltfremde Versteiegenheit oder weltfeindlichen Pessimismus. Andere griffen ihr gar ans Herz, indem sie behaupten, sie hätte durch die Lohnsucht, die sie erweckt, ihr eigenes Wesen vergiftet. All diesen Vorwürfen stellt der Verfasser in seiner ruhigen objektiven Weise den wahren Sinn und die richtige Tragweite der Sittenlehre Jesu gegenüber. Besonderen Fleiß verwendet er auf den letzten Punkt, dem er ein eigenes Kapitel widmet: „Beurteilung des Lohn und Strafgedankens.“ Es ist unglaublich, welche Verwirrung die formalistische Ethik Kantz auf diesem Gebiete gestiftet, indem sie das anzustreben verwehrt, was Gott dem Menschen als Ziel gesetzt hat, das er anstreben muß, das ewige Leben, das nicht bloß des Menschen sittliche Vollendung, sondern zugleich auch der Inbegriff seines Glückes ist. Das ist ja gerade das Göttliche in der sittlichen Weltordnung, daß die höchste Vollendung des Menschen mit seinem höchsten Glück tatsächlich identisch ist, wenngleich wir beides begrifflich voneinander scheiden. Da hier nicht so sehr ein Mißverständnis in der Auffassung der Evangelientexte, sondern eine Verwirrung in der theoretischen Auffassung vorliegt, hätte ich gewünscht, daß der Verfasser seinen darauf bezüglichen Ausführungen wenigstens eine kurze theoretische Auseinandersetzung über den Gegenstand vorausgeschickt hätte, wie sie die verschiedenen Lehrbücher der Ethik und auch Mansbach in seiner Apologetik der katholischen Moral aufs ausführlichste geben. So hätte er seinen Lesern einen festen Boden gesichert und es wäre ihm leichter gelungen, den Schein einer verkehrten Eigenmüßigkeit von Jesu Ethik fernzuhalten.

Möge das Buch mithelfen, den Freunden wieder das rechte Verständnis der Sittenlehre Jesu und ihrer einzigartigen Bedeutung zu verschaffen. Denn wir müssen wieder, wie der Autor im Vorwort sagt, mit den Forderungen Jesu Ernst machen und in ihrem Geiste Leben und Kultur gestalten. Wir haben nicht das Recht, Jesu Weisungen umzumodeln oder gar zu zerstückeln, um sie dem modernen Empfinden annehmbar zu machen. Wir müssen den Glauben aufbringen, daß sie die unverrückbare Norm darstellen, der die Menschheit sich zu unterwerfen hat, und daß eine resolute Hingabe an sie und ihre strenge Durchführung das einzige Rettungsmittel ist.

St. Pölten.

Dr Alois Schrattenholzer.

9) **Okkultismus und Seelsorge.** Von Georg Bichlmaier S. J. Gr. 8°
(129). Innsbruck 1926, „Tyrolia“.

„Das Hauptbestreben des Verfassers war, den vielbeschäftigten Seelsorger zunächst zu informieren über die Tatsache, Verbreitung, Theorien des Okkultismus“ (5). Dann mußte er aber zuerst sich selbst klar sein über den Begriff „Okkultismus“, den er auch ohne den Zusatz „religiös-ethischer“ beliebig vertauscht mit „Spiritismus“ (67 f., 95, 124 ff.), statt klar zu scheiden die wissenschaftlich nicht zu leugnenden „Tatsachen okkulten Phänomene“ der „Para-“ oder „Metapsychologie“ von ihrer falschen Ursachenerklärung durch Geister aus dem Jenseits; dann durfte er als wissenschaftliches Fachorgan nicht voranstellen die Bielefelder „Erste illustrierte Monatschrift“, sondern die „Zeitschrift für kritischen Okkultismus“ von Dr. Rich. Baerwald in Berlin und mit Einschränkung die „Zeitschrift für Parapsychologie“ von Mucke in Leipzig (8) und in der Literaturangabe nicht übersehen das im I. Band bereits auf Neujahr 1926 erschienene, vom Standpunkt katholischer Glaubenswissenschaft das Gesamtgebiet systematisch nach dem neuesten Stande der Forschung behandelnde dreibändige Werk von Anton Seix: Okkultismus, Wissenschaft und Religion; dann mußte er die Vertreter der spiritistischen und der entgegengesetzten animistischen Auffassung deutlich auseinander halten (9 ff.) und durfte nicht M. Brühls C. Ss. R. Hyperkritik okkultistischer Tatsachen verallgemeinernd übertragen auf die den Spiritismus — nicht Okkultismus — entschieden Ablehnenden; durfte nicht den Katholiken vorhalten: „Wie werden sie die christlichen Offenbarungswunder wirksam verteidigen können?“ (13). — Vielleicht noch wirksamer als P. Bichlmaier, der zwar die wesentliche Erhabenheit des übernatürlichen Offenbarungsgutes über „mediale Naturanlagen“ vortrefflich hervorhebt (90 ff., 105 ff., 110 ff., 114 ff., 116 ff. — zu S. 101 ff. dürfte er auch seinen Ordensgenossen P. Aug. Poulain, Handbuch der Mystik³, bei Herder 1925, zitieren), aber ungeachtet seiner Einsicht, daß wir noch nicht „die Grenzen der okkultistischen Möglichkeiten genau angeben können“ (94), voreilig, von „höheren ethischen Kräften“ des Glaubens und heiligen Lebens abgesehen, „das Schweben eines Heiligen in eine Rangklasse mit den ‚Levitationen‘ physikalischer Medien, die Heilung eines Auswärtigen mit ‚Odgelesen‘, das Wunder der vom Herrn bezeichneteren Brote mit einer telekinetischen Erscheinung einreichen“ und die nächste „Ursache der Stigmatisierung in der gestaltenden Psyche suchen“ läßt, so daß „das Wirken der schöpferischen Allmacht durch den Willen der Seele angeregt“ wird, während nach dem heiligen Franz von Sales umgekehrt nur sekundär „die natürlichen Kräfte der Seele mitgeholfen“, d. h. mitgewirkt haben mit der „übernatürlichen Kraft“ Gottes (96 bis 100) — über den springenden Punkt im Heiligenmilieu siehe eingehender A. Seix im III. Band).

Gewiß ist nach P. Herbert Thurston S. J., Mitglied der Society for psychical research in London, „die Meinung, alle physikalischen Phänomene seien der Betrügerei zuzuschreiben, sowohl unwar als der gesunden Apologetik gefährlich“ (14), aber eben diese echten okkulten Phänomene müssen als fremde Federn, mit denen der Spiritismus sich schmückt, diesem entrisen und ihm so die übernatürliche Larve vom Gesichte gerissen werden. Mag auch die praktische Seelsorge „mehr als die theoretische, logische die praktische, psychologische Einstellung der Okkultisten“ interessieren (5), so darf es doch nicht geradezu „als taktischer Fehlgriß bezeichnet werden, den religiös-ethischen Okkultismus inhaltlich zu widerlegen“ (15); ist doch der Ausgangspunkt alles religiös-sittlichen Strebens der Dienst der Wahrheit, und gerade der „Zauber“ mystischer Verschwommenheit kann als fauler Zauber nur erkannt und gemieden werden nach verständnisvoller Klärung. Namentlich der „gottgewollte“ Einfluß der Sterne auf das menschliche Leben darf nicht unwiderlegt bleiben und die bestehenden Vorzüge der Theosophie nicht einfach abgetan werden mit dem allgemeinen Hinweis auf die reinere und

reichere katholische Weltanschauung (16 ff.). Ganz verkannt wird Dr. Rudolf Steiners „Religion und Wissenschaft gleichmäßig verzerrende, nahezu dämonische Suggestionskraft“, und seine „ideologisch ausschweifende“ Phantasie, sowie sein „in der Wurzel antireligiöses Ideal“, dem er „die christlichen Wahrheiten durch allegorische Deutungen anpaßt“ (Hans Heintz. Schäfer, „Wider die Weltanschauung Steiners“, in „Hochland“ 18 (1920/1), 598 bis 618); sie wird verkehrt in einen „dem deutschen Wesen entsprechend nüchternen Geist“ (48; vgl. 51) eines „selten guten Menschen“ (50), ja „christlichen Geist“, obwohl in einem Atemzuge zugestanden wird, daß sein „mit Christentum verbrämter Monismus weit entfernt war, sich an die historischen Begebenheiten des Christentums zu halten“ (51), ja „verkappter Atheismus“ (64) war nach „Sädel's Ideen“ (55). „Der in Goethes Anschauung hineingelebte Germane“ (51) verstand es meisterhaft, fremde Ideen selbstgestaltend einzubauen in sein System der Geisteswissenschaft“ (55), von dessen „hellseherischer Geheimschulung“ die phantastischsten Kostproben gegeben werden (51 ff., 58 ff.).

Als seelsorgliches Kernproblem schält Bichlmair allzu einseitig heraus die psychologische Fragestellung: Was zieht die Menschen zum Okkultismus hin? (65, 78 f.) bis zu der Ueberspannung: „Verteidigen wir nicht unsere Grundsätze“, sondern „unsere Praxis. Ist die Praxis auch so vom Geiste und Jenseitsgedanken durchtränkt wie unsere Theorie?“ (80). Bei den unvermeidlichen menschlichen Schwächen müßte nach dieser Methode auch die idealste und objektivste Wahrheit zuschanden werden! Vielmehr muß die Menschheit erzogen werden zu urteilsfähiger Unterscheidung zwischen Stärke der Sache und Schwäche der sie vertretenden Personen. Im Gegensatz zu Gutberlet (Philosoph. Jahrbuch 34, 1921, S. 3) leugnet Bichlmair, „daß, wenn bei spiritistischen Sitzungen wirklich Geister im Spiele sein sollten, es nur böse Geister im Sinne von teuflischen Dämonen sein können“, obwohl schon aus teleologischen Gründen hier klar ersichtlich ist: Zu muß'ger Weile schafft der böse Geist (vgl. Jos. Zahn, Das Jenseits, Paderborn 1916, S. 198 f.). Das neueste kirchliche Verbot des Besuches spiritistischer Sitzungen (1917, nicht 1898), „selbst wenn man nur zuschauen will, gegen jede Gemeinschaft mit bösen Geistern Verwahrung einlegt“, scheint Bichlmair nicht zu kennen.

Verdienstvoll ist die eingehende Orientierung über spiritistische Organisationen nach Form und Inhalt (17 ff.), die Hauptrichtungen in „Neugeistbund“ (29 ff.), Theosophie (36 ff.) — hier wird jedoch übergangen der neueste, von unfruchtbarer Spekulation positivistisch zu mehr praktischer Tätigkeit sich abwendende amerikanische Hauptzweig der „universalen Bruderschaft“ unter Katherine Tinsley mit der vornehmsten illustrierten Monatschrift in Deutschland „Der theosophische Pfad“, Anthroposophie (48 ff.) und Spiritismus (65). Interessante Einblicke werden uns gewährt in die praktische Unbetekbarkeit der Spiritisten. Der Grund liegt im Mangel an kritischer Beobachtung (66), in der kindlich naiven Leichtgläubigkeit und religiösen Aufmachung (67 ff.; vgl. ein spiritistisches Vaterunser 70 f.), in der psychologischen Stoßkraft des Selbsterlebten (66, 72) und in der mächtigen Reaktion gegen Materialismus und Doktrinarismus (73 ff.), so daß der Spiritismus „schon jetzt in allen Ländern mehr als siebenzig Millionen Anhänger zählt“ (! 74). Dazu kommen die scheinbaren „psychologischen Ursachen der modernen okkultistischen Bewegung“: die vermeintliche „Wiederauffindung des Geistes auf dem Wege des Experimentes“, nachdem für die Philosophie Kants reine Vernunftkritik den „Zugang zum Geiste“ verbaut, und im religiösen Bereich, zumal in den amerikanischen Sekten, „viele die Nüchternheit und Geistesdürre des Protestantismus in seiner Auflösung dem Okkultismus in die Arme getrieben“ hatte, während sie „im katholischen Dogma eine abstrakte, tote Formel erblickten, unvereinbar mit frei schöpferischem Denken (vgl. 112 ff.). Religiöse Unwissenheit und Verlassenheit verlangen nach genaueren Auskünften über das Jenseits, Ueberzeugung von der eigenen Unschelbarkeit,

ablehnende Haltung gegenüber exakten Wissenschaften, die auf ein Bewußtsein wissenschaftlicher Minderwertigkeit zurückgeht als neurotisches Symptom, ein gewisser Geist der Veröhnlichkeit aller okkultistischen Richtungen erforderte. statt „Massenseelsorge Individualseelsorge“ (79 bis 89).

Sehr richtig bemerkt Bichlmair: „Was geoffenbart wird, ist den Okkultisten gleichgültig, die Hauptsache sind ihnen ‚okulte, mystische‘, außer-gewöhnliche Erlebnisse“ (107), wenn auch noch so „phantastisch verworren“ (109). Bei der unglaublichen Leichtgläubigkeit von theosophischen oder spiritistischen Okkultisten „haben wir heute keinen Grund mehr, über das Hexenzeitalter die Nase zu rümpfen“ (111). Das tiefste Erlebnis der Stuttgarter Neugeistgruppe kann sich nicht messen mit dem inhaltsärmsten übernatürlichen Glaubensakt (115). Uebermäßige, nicht stets durch Verstand und freien Willen gezügelte Beschäftigung mit Okkultismus kann zur schweren Gefahr für geistige und körperliche Gesundheit führen, endigt im Irrenhaus (104 f.), fördert religiösen Indifferentismus, Freidentertum (121). Die Ueberwindung des religiös ethischen Okkultismus“ (123 ff.) durch praktische Seelsorge denkt sich Bichlmair organisch von innen heraus, vornehmlich durch „den kräftigen Pulsschlag eines gesunden religiösen Lebens, Kampf gegen praktischen Materialismus und Monismus, Einführung des Volkes in das betrachtende und innere Gebet“ nebst Exerzitien, sowie in den „Sinn und Lebenswert unserer katholischen Dogmen“ und „würdige Feier der Liturgie“. Eine reiche Fülle von Anregungen wird so geboten für eine auf der Höhe der Zeit stehende Seelsorge.

München.

Univ.-Prof. Dr theol. et phil. Anton Seib.

10) **Menschenseele und Okkultismus.** Von S. Malfatti. Hildesheim 1927, Franz Borgmeier.

Das Buch ist hervorgegangen aus neun Vorträgen, die der Verfasser, ehemals Professor der medizinischen Chemie an der Universität Innsbruck, im dortigen katholischen Kasino gehalten hat. Ursprünglich, gleich anderen namhaften Vertretern der zeitgenössischen Naturwissenschaft, von einer merkwürdigen und höchst unkritischen Vorliebe zur Beschäftigung mit den sogenannten spiritistischen Spukerscheinungen veranlaßt, hat sich Malfatti schließlich durch Hinzunahme der anderen, zum Teil viel rätselhafteren „okkulten“ Phänomene wie Telepathie, Hellsehen, Totenannäherung u. dgl. eine systematische Erklärung dieses ganzen Problemgebietes aus den normalen Fähigkeiten der menschlichen Seele — einschließlich der „Fähigkeiten der lebenden Seele des toten Menschen“! — zurechtgedacht. Er knüpft dabei an mancherlei tatsächliche Begebenheiten des Schlaf- und Traumlebens, der Hysterie und des Somnambulismus an, ohne aber eine hinreichende Sachkenntnis auf psychologischem und psychiatrischem Gebiete zu erweisen, wie sie zur ernstlichen Auseinandersetzung mit diesen dunklen und leidenschaftlich umstrittenen Fragen gänzlich unerlässlich ist.

Daß ein Teil des „fast experimentell erzeugten Spukes der spiritistischen Sitzungen“ in den Bereich der Mystik und Magik zu verweisen sein könnte, d. h. zu seiner Erklärung die Annahme eines Mitwirkens übermenschlicher, dämonischer Kräfte erfordern könnte, hält der Verfasser zwar für möglich, hält dies aber nicht für nötig. Das ist leider der einzige grundsätzlich wichtige Punkt, in welchem der Referent ihm beizustimmen vermag. Nicht aber, ohne zu betonen, daß man sich heute über die wirklichen Erklärungsmöglichkeiten zumal der telekinetischen und teleplastischen Erscheinungen keinesfalls mehr ein wohlabgewogenes Urteil bilden kann, ohne gegenüber den selbstlicheren Behauptungen in den Werken Schrenk-Nobings u. ä. auch das große kritische Gegenmaterial in dem Sammelwerk „Der Okkultismus in Urkunden“, herausgegeben von Max Dessoir (bisher zwei Bände, Berlin 1925) und in der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus und Grenzfragen des Seelenlebens“ (herausgegeben von R. Baerwald, Stuttgart, seit 1925) ernstlichst mitberücksichtigt zu haben.

Münster i. W.

Univ.-Prof. Dr Max Ettlinger.

11) **Christliche Gesellschaftslehre.** Von Dr Otto Schilling. (Schriften zur deutschen Politik, Heft 11 und 12.) 8° (116). Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Zu Zeiten des Wiederaufbaues darf ein Abriß der christlichen Gesellschaftslehre Interesse beanspruchen. Für den geschichtlichen Teil kann der Verfasser auf frühere Werke aus seiner Feder verweisen. Das Buch gliedert sich in drei Teile: Christlich-soziale Grundlehren, die einzelnen christlichen Soziallehren, Kapitalismus und Sozialismus. Relativ ausführlich wird die Lehre vom Naturrecht behandelt. Doch wird auch zugegeben, daß dort, wo der christliche Glaube aufgegeben wird, es auch zur Vergnügung des Naturrechtes kommt. Der Verfasser bemüht sich, sein Werk weiteren Kreisen zugänglich zu machen und erklärt daher vorkommende Fremdwörter. Bei dem relativ geringen Umfange des Buches kann es selbstverständlich sich hauptsächlich nur um Aufstellung von Lehrsätzen mit kurzer Anführung der Begründung handeln. Wer selbst schon mit den Problemen sich befaßt hat, findet hier eine treffliche Zusammenstellung. Derart ist das Werk für den Lehrer der Gesellschaftswissenschaft wertvoll. Der Neuling wird allerdings sich nicht immer zurechtfinden.

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

12) **De Dispensatione in jure canonico, praesertim apud decretistas et decretalistas usque ad medium saeculum decimum quartum.** Auctore J. Brys. 8° (XXI et 275). Brugis 1925. Fr. 28.—

Die vorliegende Arbeit ist eine theologische Doktordissertation der katholischen Universität Löwen. Sie ist dem Bischof Waffelaert, dem Rektor Ladeuze und dem Professor van Hove gewidmet. — Seit Petrus de Marca und Thomassin wird vielfach gelehrt, daß es bis zum 11. oder wenigstens bis zum 9. Jahrhundert nur nachfolgende Dispensationen (Absolutionen, gegeben habe. Die Gallitaner wollten außerdem das päpstliche Dispensationsrecht einengen. Nachdem schon hervorragende katholische Kanonisten einige Punkte richtiggestellt hatten, behandelte Albert Stiegler in seinem grundlegenden Werke „Dispensation, Dispensationswesen und Dispensationsrecht im Kirchenrecht geschichtlich dargestellt“, I. Mainz 1901, bis Gratian den ganzen Komplex der Fragen. Leider erschienen der II. und III. Band nicht mehr. Nur im Archiv f. kath. Kk. 1897 f. hatte Stiegler schon früher die Frage geschichtlich noch etwas weiter fortgeführt. Hier knüpft der Verfasser an, verbessert auf Grund eigener Forschung einzelne Ausführungen Stieglers und führt das Thema bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts fort. Es kann nicht Sache eines kurzen Referates sein, alle Ergebnisse der Arbeit zu verbuchen. Es sei nur folgendes hervorgehoben: Auch in den ersten christlichen Jahrhunderten kamen Dispensationen im wahren Sinne des Wortes vor. Doch dispensierte man nur aus öffentlichen Gründen und nicht von allen Kirchengesetzen. Bis zum 9. Jahrhundert übten Bischöfe und Synoden ein weitgehendes Dispensrecht aus. Das häufigere Eingreifen des Papstes war zur Wahrung der einheitlichen Kirchendisziplin notwendig. Die Schriftsteller des 11. und 12. Jahrhunderts begründen das päpstliche Dispensrecht mit dem Hinweis auf die höchste Gesetzgebungsgewalt des Papstes. Der Dispensbegriff wurde von Gratian und den Dekretisten im Anschluß an das römische Recht weiter ausgebildet. Der unklare Naturrechtsbegriff (*ius naturale est, quod in lege et evangelio continetur*) bereitete einige Schwierigkeiten. Eine Weiterbildung der Dispensationslehre erfolgte durch die Dekretalisten. Ein neuer Begriff, stillschweigende Dispensation (*disimulation*) wird eingeführt, viele Einzelfragen, z. B. dispensatio sine causa, werden erörtert. Der Kreis der dispensablen Gesetze erfährt eine Erweiterung. Viel trug zur Klärung auch die Lehre des heiligen Thomas von Aquin über das Naturrecht bei. — Das Werk ist ungemein klar und übersichtlich geschrieben.

Zusammenfassungen nach größeren Abschnitten vermitteln den Ueberblick. Die Lektüre ist Kanonisten und Moralisten bestens zu empfehlen.

Graz.

Prof. Dr F. Haring.

- 13) **Praktisches Handbuch des geltenden kanonischen Eherechtes** in Vergleichung mit dem deutschen staatlichen Eherecht. Von Dr Franz Triebz. I. Teil. 8° (209). Breslau 1925, Müller u. Seiffert.

Der Breslauer Kanonist beginnt mit vorliegendem Bande die Herausgabe eines Eherechtes. Die Arbeit kann auf Originalität im guten Sinne des Wortes Anspruch erheben. Liebevolltes Eingehen auf die Ideen des kanonischen Rechtes unter Heranziehung des nationalen und staatlichen Rechtes bilden ein Merkmal des Buches. Dinge, über welche viele Autoren rasch hinweggehen, finden hier oft eine unerwartete Behandlung. Freilich, ob sich das Werk zum ersten Studium besonders eignet, wage ich nicht zu behaupten. Ungemein ausführlich wird das Verlöbniß behandelt. Die Ausführungen sind sehr interessant; doch läßt sich nicht leugnen, daß die Verlöbnisse tatsächlich doch zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken sind. Gut ist die Bemerkung (S. 133), daß der Pfarrer sich beim Brautunterricht nicht vertreten lassen soll. Auch den Ausführungen S. 177 über can. 1044 f. ist zuzustimmen. S. 70 wird gelehrt, daß nach geltendem Rechte wegen vis et metus auch derjenige Gatte die Ungültigkeitsklage erheben kann, welcher nicht unter der Drohung litt. Auch wenn er an der Drohung schuld ist? (Vgl. can. 1971, § 1.) Ueberhaupt lehnt der Verfasser die Einteilung der Ehehindernisse in *impedimenta juris publici* und *privati* ab (S. 151). Mit Unrecht aber wird der Rauscherschen Instruktion § 115 ff. vorgeworfen, daß sie den Begriff der ansehbaren Ehe angenommen habe. Neu ist die Verdeutschung mancher Ausdrücke, z. B.: Nachgiebiges = dispositives Recht. Wir sehen der Fortsetzung mit Interesse entgegen.

Graz.

Prof. Dr F. Haring.

- 14) **De Censuris latae sententiae juxta Codicem juris canonici**. Auctore Alberto Cipollini, Sac. 8° (261). Taurin. 1925, Marietti.

Das Strafrecht, speziell die Zensuren waren von jeher ein bevorzugtes Gebiet der kanonistischen Schriftsteller. Daher auch die Erscheinung, daß das fünfte Buch des Index relativ eifrige Pflege findet. Der Verfasser, Professor der Moraltheologie im Seminar des heiligen Cyrillus und Methodius in Orchard Lake, Michigan N. A., beschränkt sich im vorliegenden Werke auf die von selbst eintretenden Zensuren. Vorausgeschickt werden ein Kapitel über die Zensuren im allgemeinen und ein Kapitel über die Zensuren im besonderen. Hierauf werden in freier systematischer Form die einzelnen Zensuren behandelt. Ein Appendix beschäftigt sich mit den Zensuren *Vacante Sede Apostolica* anlässlich der Papstwahl. Geschichtliche Exkurse sowie Auseinandersetzungen mit anderen Autoren wurden vermieden. Die klare sachgemäße Darstellung und die schöne Ausstattung verdienen Lob.

Graz.

Prof. Dr F. Haring.

- 15) **Commentarium in Codicem jur. can. ad usum scholarum**. Auctore Guido Cocchi, Sac. Cong. Miss. Lib. V. De delictis et poenis. 8° (424). Taurin., 1925, Marietti.

Der Verfasser, Professor des kanonischen Rechtes in einem internationalen Missionskollegium, gibt einen umfangreichen Kommentar zum Cod. jur. can. heraus. Sieben Bände sind bereits erschienen. Der vorliegende Band behandelt das Strafrecht. Der Verfasser bringt zunächst den Wortlaut der zusammenhängenden Kanones mit einer Randbemerkung, die den Inhalt kurz charakterisiert. Daran schließt sich eine sachgemäße Erklärung. Die Darstellung ist ungemein klar und übersichtlich. Mitunter wird auch auf das italienische Strafgesetzbuch Bezug genommen. In Einzelfällen wird auch

eine kurze geschichtliche Uebersicht gegeben. In deutscher Sprache geschriebene Werke wurden nicht herangezogen. Besonders für die kommentarmäßige Behandlung des Kirchenrechtes ist das Werk sehr zu empfehlen.

Graz.

Prof. Dr J. Saring.

16) **Jahrbuch von St. Gabriel 1926.** Herausgegeben von der philosophisch-theologischen Lehranstalt St. Gabriel, Mödling bei Wien 1926 (295).

P. Hubert Kießler läßt auf seine leztjährige Studie über das hypothetische Urteil eine recht dankenswerte Abhandlung folgen: Geschichte und Kritik des hypothetischen Urteils seit Wolff (S. 1 bis 29). Ähnlich findet die von P. Böllmeke im Jahrbuch 1925 neu aufgegriffene, höchst beachtenswerte Aephasfrage im gegenwärtigen Jahrbuch ihre Fortsetzung: Eine exegetische Studie zu Gal 2, 11 (S. 31 bis 75). „Vom Standpunkt der Exegese dürfte dem auf dem Wege der historischen Forschung gewonnenen Resultate zum mindesten nichts im Wege stehen“ (75). Der Aephas Gal 2, 11 muß exegetisch nicht mit Petrus, dem Apostelsfürsten, identisch sein. Das letzte Wort dürfte freilich noch nicht gesprochen sein. P. Schmitz behandelt eingehend die Stellung der unehelichen Kinder im geltenden kanonischen Recht (S. 77 bis 119). Hochinteressant ist die Studie über die theoretischen Grundlagen der modernen Ethnologie von P. Höltker (S. 153 bis 180), und die sehr aktuelle Abhandlung des P. Mohrbacher über die Entwicklung des Confucius-Kultes, die viel Licht auf die gegenwärtige Lage in China wirft. P. Kalff schreibt über den Daoismus und seinen theistisch-christlichen Einschlag (S. 181 bis 199), P. Schebesta über das Hala- oder Medizinmannwesen bei den Semang auf Malakka (S. 253 bis 265), P. Horper über die Bodenschätze Brasiliens (S. 267 bis 293). Der vorliegende dritte Jahrgang mit seinem reichen, gediegenen Inhalt ist aller Anerkennung und Beachtung wert.

Salzburg.

P. Benedikt Baur O. S. B.

17) **Die Bildung des Weltkerns im Frankenreich** von Karl Martell bis auf Ludwig den Frommen. Von Dr Richard Stachnik. 8° (X u. 103). Baderborn 1926, F. Schöningh.

Unter Benützung der einschlägigen Quellen sucht der Verfasser ein dunkles Gebiet aufzuhellen. Die Ergebnisse sind: Unter den Merovingern geschah wenig für die Bildung des Klerus. Auch Karl Martell hatte für die Reformarbeit des heiligen Bonifatius nicht das richtige Verständnis. Etwas besser stand es unter Pippin. Organisatorisch griff Karl d. G. ein; doch hing bezüglich der Schulen alles von den leitenden Persönlichkeiten ab. Die Bemühungen um die Bildung des Klerus fanden unter Ludwig den Frommen ihre Fortsetzung, doch kehren immer Klagen über nachlässige Durchführung der Bildungsbestimmungen wieder. Trotzdem glaubt der Verfasser feststellen zu können, daß das Klerikerbildungswesen in der Zeit Ludwigs im allgemeinen günstig war. Man wird dem Verfasser im großen ganzen zustimmen können und nur hinsichtlich der optimistischen Schlüsse von den Anordnungen auf die Durchführung derselben etwas zurückhaltender sein.

Graz.

Prof. Dr J. Saring.

18) **Annuaire pontifical catholique. XXX^e année, 1927.** Mit 232 Bildern (928). Maison de la Bonne Presse, 5, rue Bayard, Paris. Brosch. Fr. 35.—

Unterstützt von tüchtigen Mitarbeitern hat der Herausgeber des 1898 von Msgr. Vattandier gegründeten vortrefflichen Annuaire, der Assumptionist P. E. Chardavoine dasselbe weiter ausgebaut. Auch der neue Jahrgang enthält eine Menge wertvoller und interessanter Angaben, die man in solcher Zusammenstellung sonstwo vergebens suchen würde. Die Listen der Päpste, des Episkopats, der religiösen Orden, der Prälaten u. s. w. sind wieder sorgsam durchgesehen und ergänzt. Größere Aufsätze handeln über die Kardinäle

im 11. Jahrhundert, die Diözese Mexiko, die neuen Seligen von 1926, die Titularbistümer. Auch findet man da eine übersichtliche Darstellung der römischen Jubiläumsfeierlichkeiten von 1925 wie auch das Verzeichnis der auf der vatikanischen Missionsausstellung Preisgekrönten. Wer das reichhaltige kirchliche Jahrbuch durchblättert hat, möchte es nicht mehr entbehren.

Lugemburg.

Dr Jos. Massarette.

- 19) **Weltshan des Katholizismus.** Die vatikanische Missionsausstellung in Wort und Bild. Antikliche deutsche Ausgabe. München, Verlag Dr Franz Pfeiffer. 27 Hefte je M. 2.—

Ein ganz epochales Werk hat uns Deutschen der umsichtige Verlag Pfeiffer zugänglich gemacht. An sich eine reichlich illustrierte Führung durch die vatikanische Missionsausstellung, wird einerseits das Werk mit seinen Martyrologien, mit dem Hinweis auf die Gekatomben von Priester- und Ordensberufen an das mörderische Klima, mit seinem Einblick in das Ringen mit den wilden oder tückischen Elementen der verschiedenen Zonen zum Selbenepos auf die Missionäre, andererseits mit den vielen Schilderungen der Sitten und Länder zu einer Völkerkunde und nicht zuletzt mit der geschichtlichen Darstellung der einzelnen Missionsorden und -kongregationen von den ersten Anfängen bis zum gegenwärtigen Stand zur Missionsgeschichte. Jedes Heft ringt einem neue Bewunderung ab. Man darf prophezeien, daß durch die vorliegende Publikation der Missionsgedanke neue kräftige Impulse bekommen wird.

Linz a. D.

Rud. Fattinger, Religionslehrer.

- 20) **Il Concilio Vaticano.** Autore Sacerdote Emilio Campana, Dottore in Filosofia e Teologia, Professore di Filosofia e di Teologia Dogmatica nel Seminario e Canonico Teologo della Cattedrale di Lugano. Volume I. Il Clima del Concilio. Parte prima e seconda. In gr. 8° (XVI e 931). Lugano-Belinzona 1926. Stabilimenti d'Arti Grafiche Grassi et Co. Fr. 15.—

Ueber das Vatikanische Konzil besitzen die Deutschen bereits in dem 1903 bis 1906 erschienenem Werke Granderaths eine klassische Arbeit. Campana beschenkt hier die Italiener mit einem entsprechenden Werke, das sich würdig an die Seite des genannten Werkes reihen kann, wenn man nicht sagen will, daß es dasselbe noch zu übertreffen verspricht. Wir müssen uns dieses Ausdrucks bedienen, weil wir vorläufig nur den ersten Band der neuen Arbeit vor uns haben, so daß ein Vergleich zwischen beiden noch nicht möglich ist. Jedenfalls behandelt hier Campana auf 890 Seiten den Stoff, den Granderath der Hauptsache nach auf 460 Seiten seines ersten Bandes und in geringerem Ausmaße nur gelegentlich noch in den anderen zwei Bänden erledigt, so daß Campanas Werk in bezug auf den Umfang in diesem ersten Teil der Ausführungen dem anderen weit überlegen ist. Es drängt sich nun von selbst die Frage auf, was von dem Inhalte zu halten sei.

In dem vorliegenden ersten Bande behandelt Campana „Il Clima del Concilio“, wir würden sagen die geistige Atmosphäre desselben oder die Gesamtheit der politischen, kulturellen und religiösen Strömungen, welche dem Konzil vorausgingen und dasselbe begleiteten. Das Ergebnis der Schilderung dieser Zustände ist das Bild zweier Schlachtfrenten, die sich kampfbereit gegenüberstehen: auf der einen Seite die reine römisch-katholische Lehre und Denkrichtung, auf der anderen Seite der religiöse Liberalismus, der vom Rationalismus genährt und gefördert, auch in vielen katholischen Kreisen Eingang gefunden hatte.

Pius IX. hatte bereits zu wiederholten Malen in Rundschreiben, Breven, Allocutionen und Briefen die Irrtümer der Zeit verurteilt und den Widerspruch ihrer Anhänger hervorgerufen; am meisten aber hatte er durch die

Enzyklika „Quanta Cura“ und den Syllabus vom 8. Dezember 1864 die Liberalen aller Richtungen in Aufregung gebracht. Die Gegensätze zwischen den echt katholisch denkenden Theologen und denjenigen, die sich mehr von dem modernen Zeitgeiste beeinflussen ließen, trat immer deutlicher hervor und erreichte bei der Ankündigung des Konzils den Höhepunkt; die Gemüter waren da und dort bis zum Siedepunkte erhitzt. So standen sich die zwei Richtungen kampfbereit gegenüber: das wird in diesem ersten Bande des Werkes Campanas anschaulich geschildert.

Der Autor hat unseres Erachtens den richtigen Weg zur Schilderung dieser Zustände gefunden. Er hat es vermieden, in synthetischer Weise die verschiedenen Strömungen nach gemeinsamen Gesichtspunkten zu gruppieren und zu zeichnen. Von dem Gedanken ausgehend, daß sich die Ideen am besten in ihren hauptsächlichlichen Vertretern offenbaren, hat er es unternommen, die Gesinnungen und Tätigkeiten dieser Vertreter zu schildern, welche allmählich die Führung, sei es der theologischen Schulen, sei es auch der Volksmassen übernahmen.

Nachdem er daher verhältnismäßig kurz die Bewegung, welche sich außerhalb der Kirche gegen das Konzil kundmachte (auf die er freilich später, gelegentlich der Darlegung des Verhaltens der Andersgläubigen der päpstlichen Einladung gegenüber zurückkommen muß), gezeichnet, geht er auf die Bewegung über, die sich innerhalb der katholischen Kirche selber vollzog. Er durchgeht Land für Land: Deutschland, Frankreich, Belgien, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn, die Länder englischer Zunge, dann Spanien und Italien und läßt uns durch klare Darlegung der Gedanken und der rührigen Tätigkeit der führenden Persönlichkeiten der zwei entgegengesetzten Richtungen ein Gesamtbild des „Klimas des Konzils“ gewinnen.

Da sich aber der Autor nicht damit begnügt, die gerade gegebene Geistes-einstellung der betreffenden führenden Persönlichkeiten zu zeichnen, sondern auch ihren ganzen Werdegang schildern will, bietet er uns von allen bedeuten deren Männern zugleich auch eine kurze biographische Skizze und Charakterzeichnung. Welche Vorarbeiten dazu notwendig waren, wie viele Lebensbeschreibungen und ähnliche Monographien gelesen oder doch konsultiert werden mußten, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der das große Werk ganz liest. Der Autor hat es vermieden, nach modernem Brauch den wissenschaftlichen Apparat am Anfange seines Buches oder auch nur in Fußnoten zur Schau zu stellen — und dies könnte vielleicht von mancher Seite beanstandet werden — aber die ungeheure Arbeit, die da geleistet wurde, verrät sich selbst auf Schritt und Tritt. Wer übrigens den wissenschaftlichen Apparat sucht, wird ihn in den zahlreichen Zitationen im Texte selber genugsam finden. Die große Bescheidenheit des Autors, der mit seinem Wissen nicht prunkt, berührt ungemein sympathisch.

Der Umstand, daß der Autor solche Lebensskizzen und Charakterzeichnungen in sein Werk hinein verslocht, hat zu dem großen Umfange desselben nicht wenig beigetragen; dies umsomehr, weil zur Vervollständigung dieser Bilder manchmal auch Ereignisse erzählt werden, welche sich auf dem Konzil selbst (z. B. die Fortsetzung der Kontroversen zwischen Dechamp und Dupanloup) oder erst nach dem Konzil sich abspielten, wie das Verhalten der führenden Bischöfe der Minorität nach der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit. Vielleicht mag mancher wünschen, daß er sich in dieser Beziehung kürzer gefaßt hätte. Aber man muß doch zugeben, daß dieses Ausgreifen über eng gesteckte Grenzen zur Vervollkommenung des Bildes ein Bedeutendes beiträgt. Freilich kann man sich die Frage stellen, welchen Umfang der zweite in Aussicht gestellte Band erreichen wird, falls auch hier die Ereignisse in ähnlicher Breite ihre Darstellung finden sollten.

Campana ist der Meinung, es sei nicht gut gewesen, daß man Döllinger nicht zum Konzil gerufen, vielleicht wäre dieser dann vor der Katastrophe bewahrt geblieben. Wer kann da sagen, was geschehen wäre? Aber man

kann wohl die Befürchtung hegen, daß in diesem Falle die Stürme auf dem Konzil noch viel größer gewesen wären, ohne daß für den stolzen Mann ein Gewinn herausgesehen hätte. Er hatte ja schon lange innerlich mit der Kirche gebrochen. Der Umstand, daß er auch das Dogma der Unbefleckten Empfängnis nach der Definition verwarf, läßt den Gedanken auskommen, daß auch eine Berufung zum Konzil ihn nicht zur Unterwerfung unter das dort definierte Dogma geführt hätte.

Der Gesamteindruck, den man nach Lesung des Buches hat, ist der, daß die Verhältnisse, unter denen das Konzil einberufen und eröffnet wurde, ungemein schwierig waren und menschlich gesprochen keinen guten Erfolg versprochen. Da leuchtet aber das hehre Bild des großen Papstes Pius IX. hinein. Mit seinem grenzenlosen Gottvertrauen troht er allen Schwierigkeiten und ruft alle Bischöfe des gesamten Erdkreises zu sich, um mit ihnen die Heilmittel gegen die großen Uebel der Zeit zu beraten und führt schließlich die Wahrheit zum Siege. Das letzte Kapitel des Werkes ist der Zeichnung des Bildes des großen Papstes gewidmet.

Der gelehrte Autor hat hier wirklich große Arbeit geleistet. Man kann ihm dazu nur gratulieren und zugleich den Wunsch aussprechen, daß er uns bald mit dem zweiten Teile seiner Arbeit beschenke.

Jnnßbrud.

A. Barbaria S. J.

21) **La Vie et les Oeuvres de Claude Fleury** (1640—1723). Par Abbé François Gaquière. Gr. 8° (X u. 515). Paris 1925, J. de Gigord. Fr. 20.—.

Im Schatten seiner großen Zeitgenossen Bossuet und Fénelon stehend, ist der treffliche Claude Fleury, Kirchenhistoriker, Prinzenerzieher und Kommandatarabt von Locdiou nicht so berühmt geworden, wie seine bedeutenden Leistungen erwarten ließen. Vielseitig begabt und unermüdlich tätig, beherrschte er die antike und moderne Literatur, die kanonische und weltliche Rechtswissenschaft, die Philosophie, Ergelese, Welt- und Kirchengeschichte; die Pädagogik nennt ihn mit Ehren.

Was bisher fehlte, eine gründliche Darstellung von Fleurys Leben und Wirken, bietet Abbé Fr. Gaquière, Doktor der Philosophie, Professor an der „Institution St-Vaast“ in Béthune. Er konnte dabei das von zwei Geistlichen gesammelte Material verwerten; es sind der 1902 verstorbene ehemalige Professor Jean Hector Castaing und Abbé August Evrard, der 1915 mit 33 Jahren im Kriege gefallen ist.

Ein Vorwort des Bischofs von Arras, Msgr. Julien, zollt dem Wert dieser umfangreichen Schrift warme Anerkennung. In der Tat ist eine solche Monographie eines tüchtigen Gelehrten, dessen echt priesterlicher Lebenswandel gerühmt wird, freudig zu begrüßen. Allerdings kam seine bis 1404 reichende, zwanzigbändige, einst vielgelesene *Histoire ecclésiastique*, weil nicht frei von Gallikanismus, später auf den Index. „War es ein Irrtum, im 17. Jahrhundert gallikanische Ansichten zu verbreiten, so war dies, wie man weiß, ein damals ziemlich verbreiteter Irrtum und vielleicht würden jene, die in unseren Tagen den Gallikanismus Fleurys am strengsten beurteilen, gleich Bossuet in denselben verfallen sein, wenn sie seine Zeitgenossen gewesen wären.“ So bemerkt Bischof Julien, mit dem man Gaquières nach Gehalt und Form gediegenem Buche eine günstige Aufnahme bei den gebildeten Katholiken, besonders beim Klerus wünschen kann.

Luxemburg.

Dr Josef Massarette.

22) **Hedwig die Heilige**, Gräfin von Andechs-Dießen, Herzogin in Schlesien und Polen. Ein Zeit- und Lebensbild, im Anschluß an die Bilderlegende des Schlackenwerther Kodex und nach alten und neueren Berichten dargestellt von Else Promnitz. Breslau 1926, Franz Goerlich.

Brosch. M. 7.—; geb. in Ganzleinen M. 9.—; geb. in Ganzleder M. 15.—.

Die gottbegnadete schlesische Schriftstellerin hat mit dem künstlerisch ausgestatteten Werk: „Hedwig die Heilige“ die hagiologische und kulturgeschichtliche Literatur wesentlich bereichert. In glänzendem und doch klarem Stil ist das opferreiche, entsagungsvolle, gottinnige und liebeatmende Leben der schlesischen Landesmutter, der größten Kulturträgerin im deutschen Osten, an der Hand der gegenwärtig bekannten Quellen geschildert. Bescheiden nennt die Verfasserin das Buch ein Sammelwerk, das in keiner Weise den Anspruch auf Vollständigkeit erhebe und nur den Zweck habe, die wunderbare Frauengestalt von dem düsteren Hintergrunde ihrer Zeit abzuheben und ihre asketische und kulturelle Bedeutung aller Welt darzutun. Bei ihrer erstaunlichen Kenntnis der schlesischen Geschichte und ihrem umfassenden Wissen auf dem Gebiete mittelalterlicher Kultur, ihrem energischen Forschungsdrange und bewundernswerten Fleiße, ihrem tiefen Verständnis für die Psyche der Heiligen und ihrer unentwegten Wahrheitsliebe ist diese Absicht der edlen Konvertitin vollständig erreicht. Die beständige Bezugnahme auf die heutige Frauenbewegung macht das Werk für die Gegenwart doppelt wertvoll. St. Hedwig erscheint in ihrem Leben und Wirken als die wahre Lehrerin der Frauenfrage. Das pietätvolle Anlehn an die Bilderlegende des sogenannten Schlachtenwerther Koder vom Jahre 1353 muß von allen Freunden der heiligen Hedwig, denen es nicht auf quellentrittische Untersuchungen ankommt, freudig begrüßt werden. Gerade diese prächtig reproduzierten Bilder und 12 Kunstdrucktafeln, darunter das kostbare Mischze aus dem zirka tausendjährigen Messbuche in Andechs, der bayerischen Heimat unserer Herzogin, werden den Kunstfreunden höchst willkommen sein. Nur bei geringen Einzelheiten, z. B. bei dem sehr euphemistisch ausgedrückten Urteil über den polnischen Geschichtsschreiber Dlugos (S. 173) könnte man eine andere Anschauung vertreten. Das Prachtwerk verdient die weiteste Verbreitung.

Katjsthan.

P. Dr. Josef Schweter C. Ss. R.

- 23) **Ein Apostel des inneren Lebens**, Wilhelm Eberschweiler S. J. (1837 bis 1921). Von Walter Sierp S. J. Mit 7 Bildern. (Aus der Bücherreihe: Jesuiten. Lebensbilder großer Gotteskrieger. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) 8° (XVII u. 287) Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 6.—.

Wilhelm Eberschweiler war durch 46 Jahre Spiritual, auch Novizenmeister und Beichtvater in Häusern der Gesellschaft Jesu; über sein Innenleben sind umfangreiche, einwandfreie Quellen vorhanden; er erhielt schon frühzeitig von Gott mystische Gebetsgnaden; „eine ganze Reihe auffälliger Gebeterhördungen“ wird jetzt schon seiner Fürbitte zugeschrieben; da ist es selbstverständlich, daß diese Lebensbeschreibung bereits in weiten Kreisen sehnsüchtig erwartet wurde. Der Verfasser hat reichlich das Seine getan, um sie zu einem ebenso lieben als wertvollen Buche zu machen. Möge seine Verbreitung recht viel zur Seligsprechung dieses heiligmäßigen deutschen Mystikers beitragen!

Heiligenkreuz bei Baden.

P. Matthäus Kurz O. Cist.

- 24) **Pastorales und Asketisches für Seelsorger unserer Tage**. Von P. Joh. Chrsf. Schulte O. M. Cap. 8° (228). Stuttgart 1927, Otto Schloz. Geb. M. 5.—.

Das Buch enthält zum größten Teil Aufsätze, die in „Theologie und Glaube“ in den letzten Jahren erschienen sind. Schulte hat eine gewisse unmittelbare Art, die Probleme zu sehen, und eine frische Darstellungsweise.

Beides kommt in der Sammlung mehr zum Ausdruck als wenn man die einzelnen Artikel in der Zeitschrift liest. Außerdem zeigt die Sammlung deutlich, daß die Aufsätze nach einem festen Plan geordnet sind. Der Verfasser hat sehr recht mit der Meinung, daß nicht neue pastorale Mittel und Methoden Rettung bringen, sondern Vertiefung der Priesterpersönlichkeit und der pastoralen Arbeit. Das macht seine nach dem Leben geschriebenen Ausführungen sympathisch. Da er modernste Verhältnisse behandelt, sei das Buch gerade dem praktischen Seelsorger zur Lektüre empfohlen.

Breslau.

Prof. Dr. Schubert.

25) Lebendiges Christentum im Spiegel Hollands. Von M. Mielert.

Kirnach-Dillingen (Baden) 1925, Verlag der Schulbrüder.

Der Verfasser, der in den Jahren 1921 bis 1923 wiederholt Reisen nach und durch Holland unternahm, will durch den vorliegenden ersten Teil seiner Arbeit die dabei gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen weiteren Kreisen zugänglich machen; zugleich will er zu einem bescheidenen Teile wenigstens die große Dankeschuld abtragen helfen, die den Mittelstaaten durch die großzügige holländische Kinderhilfe erwachsen ist.

Wenn ich das hübsche und sympathische Werkchen für Holländer zu besprechen hätte, dürfte ich es nicht unterlassen, meine Landesgenossen zu warnen vor Hochmut, wozu das „Hollandia docet“ des dankbaren Verfassers leicht verführen könnte; nun aber die Redaktion dieser Quartalschrift um eine Rezension bittet für die deutschsprechenden Länder, nehme ich mir die Freiheit, es unseren dortigen Glaubensbrüdern bestens zu empfehlen als einen tüchtigen Führer durch das katholische Holland.

Bücher wie dieses laufen eine doppelte Gefahr: das Gute zu stark zu betonen, das Ueble nicht genügend zu erwähnen. Der Verfasser wußte es und hat sich bemüht, zwischen diesen beiden Klippen hindurch zu kommen. Ist es ihm immer gelungen? Jedenfalls bietet er interessante und anregende Ausführungen über *Sentire cum Ecclesia* (wo fast das ganze Glaubensleben der holländischen Katholiken zur Sprache kommt), über Liturgik und Kirchenmusik, Exerzitienbewegung, Voor Ker en Deugd, innere und äußere Mission, das K. K. Huisvestings-Comité, Rom und Jerusalem in Holland. Nur selten wird der Insider bei dieser umfassenden und verschiedenen Materie eine Ungenauigkeit spüren. Das war nur möglich, weil der Verfasser so flug gewesen ist, seine Handschrift vor der Drucklegung zwei holländischen Herren zur Durchsicht zu übergeben.

Diesem ersten Bändchen soll ein weiteres folgen mit Ausführungen über Vereinsorganisation, Presse, Politik, Schulwesen, Studententum u. s. w.; es wird im voraus herzlich willkommen heißen!

Hoeven (Holland).

Dr. Alfons Mulders.

26) Handbuch für die Leiter der Marianischen Kongregationen. Von

Adalbert Bangha S. J. (424). Innsbruck, Marianischer Verlag.

Bisher war man auf das umfangreiche Quellenwerk von Elder Mullan S. J. oder auf die Menge kleiner Einzelschriften angewiesen, um in Wesen und Betrieb der Kongregationen einzudringen. Bangha, der zuerst in Ungarn unter schwierigen Verhältnissen die Kongregationen reorganisierte und jetzt Leiter des internationalen Sekretariates in Rom ist — Fachmann in Theorie und Praxis — hat durch das vorliegende Handbuch wirklich einem Bedürfnis abgeholfen. Man findet darin gründlichen Unterricht in allen Kongregationsbelangen, praktische Anleitung zu fruchtbarer Führung der Kongregationen, Aufschluß in allen Fragen, die der Präses lösen muß. Was auf Seite 65 von der „modernen Jugendbewegung“ gesagt ist, müßte bei einer Neuauflage in „moderne Jugendorganisation“ korrigiert werden; die Stellung der Kongregation zur „Jugendbewegung“ ist somit im Buche nicht behandelt. Das neue Handbuch sollte jeder Präses haben, es ist sein biblio-

thekarischen Nützens. Und allen Theologen und Priestern, die mit Kongregationen zu tun haben werden, kann es nicht eindringlich genug empfohlen sein.

Einz.

Mois Tappeiner S. J

- 27) **Das Jugendalter und sein Sinn.** Eine Jugendkunde zur Grundlegung der Jugendführung. Von Dr Linus Vopp (340). Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Verständnis und Liebe zur Jugend zu fördern, ist der Zweck des Buches. Zuerst wird das Wesen der Jugendkunde dargelegt, dann die körperliche und seelische Entwicklung während des Reifealters besprochen. Der Verfasser betrachtet dann die Lieblinge der Jugend: Wandern, Spiel, Sport und Vektüre, spricht vom Gemeinschaftsleben, Arbeit und Beruf, geschlechtlicher Sittlichkeit und der religiösen Entwicklung des Jugendlichen und gibt überall Winke und Ratschläge. Er führt dann tiefer in das Verständnis der Jugendseele und stellt Typen der männlichen und weiblichen Jugend vor, wobei er zwischen Stadt- und Landjugend unterscheidet. Den Schluß bilden Abhandlungen über den Sinn und über die Fehlentwicklungen des Reifealters. Die Literatur am Kopfe der einzelnen Abschnitte gibt dem Leser Anregung zur Weiterbildung. Ich möchte das Buch allen Präsidien der Jugendvereine, ja allen Priestern empfehlen. Wollen wir die Jugend gut leiten, müssen wir die Jugend verstehen, das ist aber unmöglich ohne Studium der Jugendseele; dazu reicht uns der Verfasser eine willkommene Gabe.

Stift St. Florian.

Dr Josef Hollnsteiner.

- 28) **Kind und Buch.** Das Lieblingsbuch der deutschen Jugend zwischen 9 und 16 Jahren. Auf Grund einer Umfrage. Mit 10 Tafeln und zahlreichen Tabellen. Von Dr Albert Rumpf (VIII u. 106). Berlin 1926, Dümmler. Kart. M. 4.—

Während sich Volksgast lediglich an einem ihm feststehenden Bildungsziel orientiert, geht Rumpf den tatsächlichen Buchinteressen der Kinder und Jugendlichen und ihrer seelischen Eigenart nach (VI). Das Material lieferte ihm der deutsche Vorromansverein; der Verfasser leitet daraus den materialen und formalen Entwicklungsang der Buchinteressen zwischen 9 und 16 Jahren ab. Mögen auch manche Fehler bei der Rundfrage unterlaufen sein — auch der Verfasser gibt sie zu (S. 13) —, ich möchte das Buch ein Ereignis nennen. Die beste Empfehlung ist die Stellung der „Jugendschriftenwarte“; in der Juniunummer beschäftigen sich zwei Artikel mit dem Buche; die Schriftleitung widmet ihm den Leitartikel: „Die Kinder lesen es gerne“. Hermann Köster nennt es eine verdienstliche und wertvolle Arbeit (S. 42), die Untersuchungen wertvoll (43). In dem Leitartikel der Augustnummer nimmt W. Koopmann zu dem Buche Stellung: „Wo stehen wir heute?“ Ich wünsche dem sorgfältig gearbeiteten Buche weite Verbreitung.

Stift St. Florian.

Dr Josef Hollnsteiner.

- 29) **Katechesen für die Oberstufe nach dem deutschen Einheitskatechismus.** 1. Hauptstück mit einem Anhang von Beispielen und Gedichten. Von Jak. Bernbeck. München 1927, Lehrmittelabteilung des Verlags Kösel-Pustet. M. 5.40.

Der Verfasser hat sich längst einen ehrenvollen Namen in Katechetentreisen erworben. Was er vorlegt, ist eine dankenswerte Arbeit, die auf langjähriger fleißiger Katechetentätigkeit beruht. Die zahlreichen Beispiele liefern gute Anknüpfungsgelegenheiten besonders bei „Verständnis“ und „Auswertung“. Nach dem starren Schema: Vorbereitung, Erlebnis (oder Darbietung), Zusammenfassung, Auswertung vollzieht sich der zielstrebige Ablauf der einzelnen Katechesen, deren durchschnittlichen Umfang selbst der geübte „Industriekaplan“ bei „seiner“ Vorbereitung bewältigen kann.

Der Verfasser sagt im Vorwort des vorher erschienenen II. Bändchens, er stehe auf „dem Standpunkt der sogenannten Münchener Methode, ohne sich indes in seiner Freiheit beeinträchtigen zu lassen. Die ‚Darbietung‘ wurde auf den Rat eines namhaften Methodikers in ‚Erlebnis‘, die ‚Anwendung‘ in ‚Auswertung‘ umgetauft“. Wenn damit die Münchener Methode schon zur „Arbeitschule“ umgeformt werden kann, dann werden sich manche freuen, daß sie nicht allzuviel umzulernen haben, um auf der Höhe neuerzeitlicher Methode zu stehen. — Im einzelnen scheint die (unnötige) Beschränkung auf 52 Katechesen an einigen Stellen dazu geführt zu haben, daß zu viel Stoff einer Unterrichtsstunde zugewiesen wurde, namentlich in Nr. 29, 33, 34, 46. Ob in Nr. 24 die „Unordnung“ und „weitere Ausführung“ des Katechismustextes so notwendig sei, darüber dürfte man anderer Meinung sein können; jedenfalls ist dabei die unbefleckte Empfängnis an zweifellos unrichtige Stelle geraten. Auch scheint dabei übersehen zu sein, daß der enge Zusammenhang zwischen Frage 37 und 38 zerrissen wird. — Könnte das Vorbereitungsbeispiel in Nr. 26 nicht pädagogisch gefährlich werden? Est admirandum non imitandum.

Zwei Punkte allgemeiner Art mögen gelegentlich der Besprechung noch herausgestellt werden: a) Keine Methode ist alleinberechtigt und an jeder Stelle die beste. b) Dienen die „fertigen Katechesen“, die so zahlreich erscheinen, wirklich der Hebung der Katechese durch Anregung der Selbsttätigkeit der Katecheten?

Emmerich (Bonifatiushaus).

Th. Mönnichs.

30) **Katechesen für die Oberstufe** nach dem Deutschen Einheitskatechismus.

2. Hauptstück mit einem Anhang von Beispielen und Gedichten. Von Jakob Bernbeck (323). München 1926, Kösel-Pustet. Geb. S. 8.65.

Ueber das Erscheinen dieser Katechesen darf man sich freuen; auch Katecheten, die den Einheitskatechismus nicht benützen, haben aus den Katechesen reichen Gewinn. Der Aufbau ist im allgemeinen der der Münchener Methode, also Real-Analyse mit Anschauungseinheit; nur sagt er statt Darbietung: Erlebnis, statt Abstraktion: Verständnis, statt Anwendung: Auswertung. Für die ungeteilten Schulen sind Stillbeschäftigungen angegeben. Zu dem schon im Texte reich verwendeten Erzählungen fügt der Verfasser im Anhange noch über hundert an. Die Mängel, die sich finden, sind auf das Konto des Katechismus zu setzen, so vor allem die Anfügung des „christlichen Lebenswandels“ an die Durchnahme der Gebote. Nr. 5, besonders aber Nr. 4 sind zu lang und müssen geteilt werden. Nochmals seien die Katechesen empfohlen.

Stift St. Florian.

Dr. Josef Hollnsteiner.

31) **Glaube und Leben.** Ein katholisches Religionsbuch für Fortbildungsschulen. Von Dr. B. Martin. Ausgabe für Knabenschulen 8° (180). München 1926, Kösel-Pustet. Jeder Band S. 2.20.

Für das 8., 9. und 10. Schuljahr werden je 30 bis 34 kurze Lehrstücke über „Katholische Grundlehren“, „Katholische Lebensführung“ und „Katholisches Gnadenleben“ geboten. Die Lehrstücke haben oratorischen Stil, so daß das Buch mehr als Lese-, denn als Lernebuch zu bezeichnen und geeignet ist, das Interesse des Lesers zu gewinnen. Manche Stellen sind allzu schönrechnerisch, z. B.: „Das Herz besitzt im Glauben die göttliche Wahrheit. Vertrauensvoll gibt es sich hin; jetzt ist der ganze Mensch im Lichtkreis, am Gnadenquell der göttlichen Wahrheit“ (S. 11). Oder: „Der heilige Geist hat Christus das Diadem der Gottesohnschafswürde schon im Alten Bunde auf die Stirne gedrückt“ (S. 24). Daß je eine Ausgabe für Knaben und Mädchen gemacht wurde, ist für beide Ausgaben ein Gewinn.

Wien.

W. Jaksch.

32) 1. **Weisheit aus des Höchsten Mund.** Religionslehrbuch für die Mittelstufe der höheren Lehranstalten. Lehrbuch. Von Dr. Jos. Adrian. Mergentheim, Ohlinger.

2. **Dasjelbe.** Religionslehrbuch (Arbeitsbuch). Verlag wie oben.

3. **Glaubensbekenntnisse und Glaubensentscheidungen** zum Gebrauch für den Arbeitsunterricht in der Religion. Verlag wie oben.

Ein ganz eigenartiges Werk! Das erste der oben angeführten Bücher ist für den Lehrer bestimmt, das zweite für den Schüler. Der Verfasser will den Arbeitsschule-Unterricht auch in dem Religionsunterricht einführen. Die einzelnen religiösen Wahrheiten sollen von den Schülern selbst „erarbeitet“ werden. Alles, was irgendwie darauf Bezug hat und dem Schüler bekannt ist, soll herbeigezogen werden; der Schüler soll sich darüber aussprechen. Drum gliedert sich das Stundenbild gewöhnlich in folgende Teile: I. Umschau und Einschau was dem Schüler in der Umwelt entgegentritt oder aus eigenen Erlebnissen). II. Aussprüche der Heiligen Schrift. III. Glaubensentscheidungen der Kirche, Ereignisse aus der Kirchengeschichte. IV. Die Lehre des Katechismus. V. Bedeutung dieser Lehre für das Leben, Anwendung. — Das Lehrbuch für den Schüler soll ihn zu einer selbstständigen Vorbereitung anregen.

Bei aller Achtung vor der Stofffülle und neuen Methode scheint mir doch die Gefahr nahe zu liegen, daß sich ein solcher Unterricht ins Uferlose verliere oder, wie der Verfasser selbst warnen muß, in Spielerei ausarte. Die Planmäßigkeit und Unterrichtseinheit ist dabei sehr gefährdet. Die vorausgesetzte Selbstständigkeit des Schülers, eine solche Ueberlicht über die verschiedenen Gebiete dürfte wohl nur in den seltensten Fällen vorhanden sein. Es muß wohl eine langdauernde Erfahrung und Erprobung dieser Methode abgewartet werden, ehe man sich zur Anwendung herbeilassen kann. Bis dahin sind ernste Zweifel über den Wert dieser Neuerung wohl am Platze. Das Neue ist nicht immer das Bessere.

Das dritte Büchlein ist eine Art Quellsammlung zur Glaubenslehre und soll in der Hand des Schülers sein. Die einzelnen Stücke sind gut ausgewählt und jedem Schüler nützlich für das religiöse Leben in der Gegenwart. Dr. P. Theophilus Dorn O. S. B.

33) 24 **Anschauungsbilder zum Unterricht von der heiligen Messe.**

Herausgegeben von Gustav Gözel. Bilder von Philipp Schuhmacher. Donauwörth, L. Muer. Die Serie einzeln M. —.50, bei Bezug von 12 Serien die Serie M. —.40, bei 40 Serien M. —.30.

Mit diesen 24 Bildern, die vom Anlegen der Paramente durch alle Teile der heiligen Messe bis zu ihrem Schluß führen, hat uns der bestbekannte Katechetiker Gözel ein sehr gutes Lehrmittel geboten. Die Vorteilhaftigkeit und Notwendigkeit eines solchen Behelfes war ja längst bekannt. Muß ja doch jeder Katechet, besonders der in der Großstadt, es Jahr für Jahr spüren, was für ein Bleigewicht er bei dem Kapitel über die heilige Messe zu heben hat und wie wenig bleibend obendrein noch die gewonnenen Kenntnisse in den Schülern sind. Es ist ja an sich nicht zu verwundern, wenn die 20 Teile der Messe, die vor dem Auge des Kindes innerhalb einer halben Stunde vorüberziehen, dem Kinde Schwierigkeiten machen. Der einzelne Teil hält ja nicht so lange stand, bis der Schüler dessen Eigenheiten und Unterschiede gegenüber anderen herausgefunden und sich eingepägt hätte. Wenn aber der Schüler die Teile der heiligen Messe nicht präzis kennt, wie soll er dann Parallelen zum Kreuzesopfer oder zur eigenen praktischen Lebensführung ziehen können? Manche Katecheten haben sich daher Teil für Teil stützt, um den Punkt ruhend zu bekommen. Aber der schwere Aufwand an Zeit und die Zeichnungen! Wenn man sich nun dieser Serie von Schuhmacher-

Bildern bedienen kann, wird nicht bloß die Arbeit ausichtsreicher, sondern es wird auch viel Zeit gewonnen und frei für andere Kapitel. Die Bilder, welche gummiert sind, erfordern nur, daß sie auf je eine Seite eines Notizheftes geklebt und daß die entsprechenden Gebete und Gedanken dazu geschrieben werden. Dieses Heftchen kann nach Fertigstellung ruhig vom Schüler als Gebetbüchlein bei der heiligen Messe benützt werden. Die Darstellungen wirken ja wie Andachtsbilder.

Linz.

Rud. Fattinger.

34) Katechetische Skizzen. Mit vollständigem Text des Einheitskatechismus.

Von Wilhelm Schwenz, Pfarrer. 8^o (280). Hildesheim, Franz Borgmeyer. Halbleinenband M. 5.—

Der Titel des Buches weckt Erwartungen, die dieses nicht erfüllt. Jrgendwoher entnommene Predigtsskizzen, in ein durchgeschossenes Exemplar des Katechismus geklebt, geben noch keine katechetischen Skizzen. Auf eine ähnliche Arbeitsweise scheinen die verschiedenen (gleichgestellten) Unterabtheilungen zu den römischen Ziffern hinzuweisen, die bald 1., 2., bald a, b, bald A, B heißen. Der Verfasser leitet selbst im Vorwort auf diese Spur: „Die Skizzen lassen sich leicht für die Predigt und Ansprache gebrauchen.“ — Vom dogmatischen Standpunkte aus erregen beispielsweise folgende Sätze Bedenken: „Die Liebe zwischen Vater und Sohn ist so stark, daß dadurch von beiden zugleich der Heilige Geist von Ewigkeit her aus (?) wirkt“ (Nr. 20, S. 19). „Es tritt dieselbe Blutsverwandtschaft zwischen Christus und dem Empfänger ein, wie Maria mit Jesus blutsverwandt gewesen ist“ (Nr. 224, S. 167). Das Buch wird viele Käufer enttäuschen.

Emmerich (Bonifatiushaus).

Th. Mönnichs.

35) **Docete omnes gentes.** Christenlehrepredigten für das Volk, verfaßt von Matthias Wolfgruber. 5. Teil, Sittenlehre, erste Abteilung. M. 8° (292). Salzburg 1926, Anton Pustet.

Bücher, besonders Predigtsammlungen, sollen geschrieben werden, um denen zu helfen, die entweder keine Zeit oder nicht die Fähigkeit haben, selbständig zu arbeiten, sei es in bezug auf Stoff, sei es in Betreff der Form. Die Fähigkeit sollte eigentlich bei der heutigen Durchbildung nicht fehlen, um so öfter fehlt die Zeit. Deshalb sind Predigtsammlungen wie die vorliegende berechtigt: Nach dem bekannten Schema der Homiletik, Einleitung, These, Erklärung, Beweis, Amplifikation, Vergleich, Beispiel, Anwendung — wird hier in jeder Predigt schematisch, sogar mit Angabe dieses Predigtschemas, übersichtlich, praktisch der dem Volke notwendige, dem Seelsorger mit Ausnahme mancher Beispiele, mehr oder minder geläufige Stoff in anschaulicher und kommunikativer Darstellung geboten, fertig zum Gebrauch. Zu wünschen ist, daß in sachlicher Hinsicht in den weiter folgenden Bändchen der Sittenpredigten auch die für das heutige gesellschaftliche familiäre und individuelle Leben schwierigen Fragen der Sittenlehre behandelt werden, wie: Steuermoral, Ehecheidung, Mode, Körperkult, Sport, Einschränkung des Kindersezens, Pflichten gegen die staatliche und kirchliche Obrigkeit in den Verhältnissen der heutigen Staatsform. In formeller Hinsicht ist die knappe, kräftige Sprache zu loben, bis auf Trivialismen („Kernchen“ statt Körnchen, „tratschen“ S. 198).

NB. Die Protestanten, die jetzt leben, können nicht, auch nicht durch die Erzählung eines Gespräches dritter, in der Predigt in Bausch und Vogen hingestellt werden als solche, die ihren Irrglauben durch schwere Sünde alle selbst verschuldet hätten (S. 92, 93)!

Frankfurt a. M.

Stadtpfarrer Dr. Herr.

36) **Moschius-Predigten.** Von P. Josef Mathis S. J. Mit einem Geleitwort von Dr Franz Stingeder. Kl. 8° (68). Linz a. D. 1926, Kathol. Pressverein.

Das Geleitwort Stingeders ist die passende Kritik der Moschius-Predigten. „Was in den Predigten neben dem Gegenstand und Inhalt (in dem ihr Hauptwert liegt) besonders anpricht, ist die natürliche Schlichtheit der inneren und äußeren Form, in die der Verfasser seine gehaltvollen Ausführungen kleidet. Die Beredsamkeit des Verfassers geht nicht auf hohem Roßharn einher, und doch ist sie nicht gemalte, sondern wirkliche Beredsamkeit . . . der Gedanken, der Empfindung, der Anwendung.“ Sachlich geben wir zu bedenken, ob die landläufige Darstellung der Wachsamkeit des heiligen Moschius über die Augen bis zur äußersten Strenge heute noch von allen Biographen geteilt wird.

Frankfurt a. M.

Stadtpfarrer Dr Herr.

37) 1. **Das soziale Königtum Christi.** Von Dr Konrad Algermissen (170). Paderborn 1926, Ferd. Schöningh.

2. **Christkönigsfest.** Sechs Vorträge nach den Gedanken der Christkönigs-Enzyklika Pius' XI. für das katholische Volk. Von Prof. Karl Faustmann, Studienrat in Mainz (87). Regensburg 1926, vorm. G. J. Manz.

3. **Thron und Reichszeichen des Königs Jesu Christi.** Sechs Predigten über das Königtum Jesu Christi. Von Dr Johannes Größ (38). Bolzano 1926, Verlag Vogelweider.

1. Die Enzyklika Pius' XI. über das Königtum Christi und die Einsetzung des Christkönigsfestes hat auf homiletischem Gebiete erfreuliche Wirkung gezeigt: Es liegen uns oben bezeichnete drei Predigtsammlungen vor.

Die erste, umfangreichste Arbeit von Dr Algermissen, dem Dezernenten für Apologetik an der Zentrale des Volksvereines München-Gladbach, behandelt, kurz gesagt, in 23 Predigten Christi Stellung zu den sozialen Fragen der Gegenwart, und zwar zu den grundlegenden wie zu speziellen Fragen: 1 bis 5 grundlegende Frage, 6 bis 10 Eigentum, 11 bis 13 Arbeit, 14 bis 15 Familie, 16 bis 23 Gesellschaft, Caritas, Schluß. Das Verdienst besteht darin, diese Themen im engeren Anschluß an das Evangelium behandelt zu haben, um so eine biblische, neutestamentliche Darstellung der christlichen Sozialethik in Predigtform zu bringen.

Auf einige Einzelausführungen, die uns als besonders wichtige Anwendungen des Lebens und der Lehre Jesu auf moderne Anschauungen und Probleme erscheinen, sei hingewiesen: S. 18, 19 (der zweiten Auflage): Die Frage nach den materiellen sozialen Mißständen ist durchaus nicht die wichtigste. S. 68: Jesus als Vorbild der Reichen. S. 78, 88, 89: Jesus und das Lohnsystem, Geistes- und Körperarbeit, Arbeit und Wert (S. 90), Christi Verhältnis zum Arbeiter als Mensch (S. 93).

Diese Ausführungen in Predigten, und zwar in solcher Geschlossenheit, stets in Anlehnung an das Evangelium Christi, dürften neu sein. Die Darstellung ist mehr akademisch als rhetorisch.

2. Studienrat Faustmann bringt sechs Predigten in enger Anlehnung an die Enzyklika: Christus König, König der Menschheit, des Einzelmenschen, der Königsfeier, das Königsfest, die Königshuldigung.

Die Predigten gehen auf neuzeitliche Mißstände, wie sie in Literatur, Politik (S. 13), Wissenschaft (S. 20 bis 25), Schule, Familie herrschen, ein, nicht so systematisch wie Dr Algermissen, sondern mehr aphoristisch dem Wortlaut des Rundschreibens folgend, jedoch mit zahlreichen interessanten geschichtlichen Hinweisen. Die Polemik hat daher ziemlich breiten Raum, was durch die zwei letzten Predigten in etwa positiv ausgeglichen wird.

3. Dr. Johannes Größ predigt ebenfalls in einem Zyklus von sechs Predigten über Christus als König: Der Thron, die blutige Krone, der weiße Mantel (Altarsakrament), die Fahne (Kreuz), daszepter, der Reichsapfel (Ausdehnung des Reiches) des Königs. Die Idee des regnum Christi ist geistreich und anschaulich, echt rhetorisch durchgeführt und dürfte in letzterer Beziehung (Kunst der Darstellung) dies die beste der drei Arbeiten sein.

Frankfurt am Main.

Dr. Herr.

38) **Das Königtum Christi.** Von Ferdinand Frodl S. J. Kl. 8° (150).

Wien 1926, Typographische Anstalt.

Bringt „Erläuterungen über die beiden päpstlichen Rundschreiben Pius' XI. über das Königtum Christi und über den Frieden, mit einer Uebersetzung der beiden Rundschreiben“.

Im ersten Teil gibt der Verfasser dieser Erläuterungen, die als Material für Predigten und Vorträge gedacht sind, eine ziemlich ausführliche, gut orientierende Darstellung der Entstehung jener heutigen Richtung, welche den Einfluß Christi und seiner Kirche aus dem öffentlichen Leben und dem der Familie und Schule wie schließlich des Menschen überhaupt verdrängen will. Sie ist bekannt unter dem Namen Laizismus. Derselbe findet eine eingehende, historische Würdigung in seinen grundlegenden Ideen und gesellschaftlichen Folgen (S. 11 bis 60). Der zweite Teil begründet dann in gründlich dogmatischer Weise das Recht Christi und der Kirche, Natur und Gesellschaft mit den übernatürlichen Ideen zu durchdringen, die das Ziel der Menschen, wie es der Heilsweg Christi weist, im Auge haben (S. 68 bis 112). Unter dem Gesichtspunkt, daß Christus der Gottmensch nicht nur den Einzelnen, sondern auch die Gesellschaft als solche erfaßt und erlöst, werden Individuum, Familie und Staat, Ehe, Gemeinde, Schule, alles zu Christus als den König in Verbindung gesetzt. Die gehaltvollen, in Stil und Darstellung freilich etwas gelehrten Ausführungen seien sehr dem Studium als Vorbereitung für Kanzel und Vortrag empfohlen.

Frankfurt a. M.

Stadtpfarrer Dr. Herr.

39) **Christus-König.** 31 Lesungen über das Königtum Christi. Von P. Josef Gättenschwiller S. J. Duodez (143). Innsbruck 1926, Fel. Rauch.

Ergänzt die Schrift von P. Frodl, indem die asketische Seite mehr zur Geltung kommt: Das Reich des Herzens Jesu, das Motiv der Liebe, die Gegenliebe weckt, wird hier (S. 81 ff.) in anziehender Weise ausgeführt. Die Lektüre als geistliche Lesung kann die Predigt recht wirksam befruchten, zumal auch die biblische und dogmatische Seite nicht vernachlässigt ist.

Frankfurt a. M.

Stadtpfarrer Dr. Herr.

40) **Das vollständige Römische Meßbuch.** Lateinisch und deutsch, mit Einführungen im Anschluß an das neu bearbeitete Meßbuch von Anselm Schott O. S. B. Herausgegeben von Pius Bihlmeyer O. S. B. 64*, 1144 u. (262). Freiburg i. Br., Herder.

Das neue Meßbuch ist einmal eine Musterleistung des Herderschen Verlages: auf anderthalb Tausend Seiten das ganze römische Missale deutsch und lateinisch in sauberstem Drucke und gutem Papier, gebunden kaum 3 cm dick! Dem entspricht auch die Sorgfalt, die die Laacher Benediktiner dem Texte angedeihen ließen. Voraus geht eine kurze und klare Einführung über Wesen und Geschichte der heiligen Messe und ein Stück Liturgik, so viel zum Gebrauche des Meßbuches notwendig ist. Das römische Missale, so weit es für die ganze Kirche gilt, ist lateinisch und deutsch wiedergegeben. Die Rubriken und andere Bemerkungen nur deutsch und so, wie es der Gebrauch für Laien erfordert. Die gesanglichen Teile übersetzte P. Gr. Bäckeler, die Gebete P. A. Würth, die Lesungen und Psalmen P. A. Müller, — Alle Priester,

die das Missale auf der Kanzel verwerten, werden dankbar sein für die feine Wiedergabe; Theologen werden leichter damit in die herrlichen Gedanken- und Gefühlswelt der Liturgie eindringen. Und wer einem Studenten oder Akademiker ein recht passendes Priestergeſchenk machen will, gebe ihm dies Meßbuch.

Linz.

Mois Tappeiner S. J.

41) **Mein Meßbuch.** Von Alfred Hoppe, Pfarrer i. R. in Wien, III/1, Ungargasse 38. 1. Band. Enthaltend 72 Meßandachten für alle Sonn- und Feiertage des Kirchenjahres. 8° (751). Winterberg, Wien und New York 1927, Kathol. Verlagsanstalt J. Steinbreuer. In Leinwandband mit Rotſchnitt S 6.10, mit Feingoldschnitt S 6.75; in Schafspaltlederband und Feingoldschnitt S 9.50; feinere Lederbände S 12. bis S 32.—

Das vorliegende Gebetbuch will denen, die an Sonn- und Feiertagen dem pflichtmäßigen Gottesdienste beizuhören, behilflich sein, „die Messe selbst zu beten“, und zwar in engem und dabei doch nicht starrem Anschluß an das Missale der heiligen Kirche. Die stets gleichbleibenden Meßteile sind im Anhang des Buches zusammengestellt. Dann folgen für jeden Sonn- und gebotenen Feiertag eigene Meßandachten, bestehend aus den wortgetreu dem Missale entnommenen wechselnden Meßteilen und eigenen, d. i. vom Verfasser entworfenen Gebeten. Letztere sollen den Beten zu eigenen frommen Gedanken und Erwägungen stimmen, denen nachzuhängen ihm angeliegt ist der Kürze dieser Gebete genug Zeit bleibt. Ein jeder Meßandacht beigegebenes Bild will samt der Erklärung der Auslösung und Vertiefung solcher Gedanken dienen. Jeder einzelnen Meßandacht sind auch Gedanken für die heilige Kommunion angefügt, was den sonntäglichen Kommunikanten recht willkommen sein wird. Das Meßbuch trägt in seiner Veranlagung sowohl den Anhängern des liturgischen Lebens als auch den Freunden mehr persönlicher Andacht in glücklicher Weise Rechnung.

Linz a. D.

G. Bahr.

42) **Der Liebe die Krone!** Biblische Maßstäbe zur Vertiefung des christlichen Lebens im Alltag. Von Dr Franz Stingeder. 8° (162). Linz a. D. 1926, Kath. Presseverein. S 5.50; geb. S 7.—

Ein Großer im Reiche der Beredsamkeit hat uns dieses Buch über die Liebe geschenkt. An Geist, Tiefe und Schönheit kann es nicht leicht übertroffen werden. In wunderbarer Herzenkenntnis erschließt Verfasser, immer vom frischen Urquell der Heiligen Schrift ausgehend oder zu ihm zurückkehrend, die geheimnisvollen Zusammenhänge zwischen wahren Glaubensleben und wahrer Christenliebe, zeigt mit größter Offenheit, warum wir so oft und so weit hinter dem zurückbleiben, was unser Glaube lehrt, rechnet dabei auch mit dem liebeseeren Phrasen- und Scheinchristentum ehrlich ab und überzeugt, daß wir immer wieder lernen müssen, mit dem Maße des Heiligtums zu messen und zu bauen.

Wer die Schwierigkeiten des Themas bedenkt, wird um so mehr staunen, wie reich, wie vielseitig und vor allem wie eminent praktisch Stingeders Abhandlungen sind. In 26 Kapiteln spricht er u. a. von der Kraft der Liebe, von ihrer Lebensmacht, von ihrer heiligen Kunst, von ihrem Verhältnisse zur Wahrheit, von ihrem Prüfsteine, von der Liebe als unserer einzigen untüglbaren Schuld, von der Liebe als dem wahren Wandel im Geiste, vom neuen Gebote der Liebe und vom alten Menschen der Lieblosigkeit, vom alten Liebesgebote und vom neuen Menschen der Lieblosigkeit, von den lieblosen Kindern des liebevollen Vaters und davon, wie die Liebe heimzahlt. Er erklärt den Katechismus der Liebe und führt hin zur Hochschule

der Kreuzesliebe. Möge das herrliche Buch auch verdientermaßen seinen Weg über die Länder deutscher Zunge hinaus finden!

Neustift bei Großraming (D. O.).

Wilhelm Binder.

43) **Von ewiger Liebe.** Eucharistische Gedanken von Henriette Breh (184).

Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Tiefer Glaube, ein durch Leiden geläutertes Gemüt und edle dichterische Gestaltungsraft haben sich da zusammengefunden, um beim Scheine des ewigen Lichtes Betrachtung zu halten und das Geschaute dem Leser zu bieten. Der Stoff ist vornehmlich dem Evangelium entnommen. Das Buch, das auch durch seine hübsche Ausstattung gewinnt, gehört zu dem Schönsten, was erbauliches Schrifttum in den letzten Jahren hervorgebracht hat.

St. Pölten.

Spiritual Dr R. Pfingstner.

44) **Ecce Jesus.** Betrachtungspunkte für alle Freunde des innerlichen Lebens, für Priester, Ordenspersonen und Laien. Von Rup. Widl S. J. 3. Band (646). Innsbruck, Marianischer Verlag.

Vorliegender Band bringt Wids Betrachtungswerk zum Abschluß. Er umfaßt die letzten Tage des Herrn vom Palmsonntag bis zur Himmelfahrt und bietet als willkommene Ergänzung 27 Betrachtungen über den Heiligen Geist und die Kirche Christi in den Tagen der Apostel. Der Verfasser hat die Punkte ursprünglich Theologen gegeben, glaubte sie aber aus guten Gründen für weitere Kreise bearbeiten zu sollen. Dadurch hat das Werk unseres Erachtens entschieden gewonnen — auch für Theologen und Priester. Es ist mehr Wegweiser als Führer und wird daher auch den im innerlichen Leben Erfahrenen immer wieder gute Dienste leisten. Die Sprache ist einfach, der Aufbau der einzelnen Betrachtungen klar, das Ganze gehaltvoll. Für eine kurze Einführung in das Betrachten und für ein Sachverzeichnis wäre wohl mancher Leser dem Verfasser dankbar gewesen. Das Buch kann bestens empfohlen werden.

St. Pölten.

Spiritual Dr R. Pfingstner.

45) **Mit Gott allein.** Eines einsamen Pfarrers Gespräche mit Gott. Erster Band: Erkenntnisse (XVI n. 393). Freiburg i. Br. 1926, Herder.

Ein Betrachtungsbuch ganz eigener Art. Die ganze Betrachtung, auch die Übung des Gedächtnisses, des Verstandes und des Willens, wird in Form einer ehrfurchtsvollen Zwiegespräche mit Gott gegeben. Dem Verfasser schweben dabei die Erkenntnisse des heiligen Augustinus und ähnliche Muster vor. Neben der persönlichen Erbauung des Priesters schwebt ihm als besonderer Zweck noch der vor, den Katechismusunterricht zu einem „Veten der Glaubenswahrheiten des Katechismus“ gestalten zu helfen. Die Betrachtungen des vorliegenden ersten Bandes bewegen sich größtenteils, jedoch nicht ausschließlich, im Rahmen des 1. Abschnittes des österreichischen Katechismus. Der Verfasser löst seine Aufgabe mit Liebe und Geschick und wir wünschen dem Buche eine recht weite Verbreitung. Wie weit es der einzelne Priester als regelmäßiges Betrachtungsbuch gebrauchen kann, läßt sich freilich a priori nicht sagen. Trockene Naturen werden die gewöhnliche Form lieber haben.

St. Pölten.

Spiritual Dr R. Pfingstner.

46) **Das Hohe Lied des heiligen Bernhard von Clairvaux.** Dokumente zur mittelalterlichen Christus- und Brautmythik. Von Dr Johannes Schuck (131). (Sammlung: Dokumente der Religion.) Paderborn, Schöningh.

Ist das ein schönes, ein himmlisch wertvolles Buch! — Die heilige Hildegardis schrieb einst an den heiligen Bernhard: „Ich sende mich in deine Seele.“ — Hier ist eine Einladung und eine Gelegenheit, sich in St. Bern-

hards Seele und mit St. Bernhard sich in Jesus zu versenken. — Sehr vernünftig, aber auch sehr lieb sind die 29 Seiten Einleitung. Sie wiegt etliche Kilo sonstiger moderner Mystik auf.

Heiligenkreuz bei Baden. Prof. P. Matth. Kurz Ord. Cist.

47) **Abgestürzt.** Lebenserinnerungen. Von Franz X. Stadler (90).

Dorfen, Buchdruckerei Bräbist (vorm. L. Zauner). M. 1.20.

Wer zweimal kurz nacheinander im Gebirge abstürzt, mit zerschmettertem Fuße drei Tage verlassen in Wasser und Schnee daliegt und schließlich noch mit dem Leben davorkommt, der muß eine starke Natur haben, vor allem aber hat er der Vorsehung Gottes und seinem Schutzengel zu danken. Der Münchener Priester erzählt sein Abenteuer, das er als angehender Theolog 1893 auf der Frauenwand in den Tuxer Alpen durchmachte, bei aller Einfachheit so spannend, daß man kaum zum Atemholen kommt. Das Büchlein hat aber einen weit darüber hinausgehenden Wert, es wirkt wie eine packende Predigt.

Linz-Urfahr.

Dr. Johann Flg.

48) **Vom Leben getötet.** Bekenntnisse eines Kindes. Herausgegeben von M. J. Breime. 8° (IV u. 234). Freiburg i. Br. 1926, Herder. Geb. in Leinwand M. 3.80.

Es ist ein auf den ersten Blick sehr eigenartig wirkendes Tagebuch eines schulentwachsenen Arbeiterkindes, das infolge einer unüberlegten Fahrt nach Berlin den üblen Ruf nicht mehr losbekommt und dem Tode geweiht ist. Für Erzieher, speziell für Leser, die in der Jugendfürsorge stehen, hat das Buch gewiß Wert. Für weitere Kreise und vor allem für die Jugend kommt es nicht in Frage, schon deshalb nicht, weil die Erziehung des Mädchens wenig Klugheit und christlichen Geist verrät. — Man weiß jetzt, daß die Mutter die Verfasserin des Buches ist, und man kennt Ort und Umstände der Handlung. Die speziell in der Presse des Reiches breitgetretene Kontroverse über die Echtheit des Werkes hat reichlich Sensation gemacht, dem Buche aber den Nimbus einer literarischen Meisterleistung geraubt.

J. Steinmahr S. J.

49) **Sizilien.** Wanderbilder. Von Josef Weingartner. Mit 15 Illustrationen (161). Freiburg i. Br. 1926, Herder. M. 4.—.

Der Bericht über eine dreiwöchige Kunstreise in Sizilien. Aber daneben kommen auch Geschichte und Natur zu ihrem Rechte und verschiedene kleine Abenteuer beleben das spannend geschriebene Büchlein. Die gut ausgewählten Bilder vermitteln einen lehrreichen Einblick in die Kunstentwicklung dieser einstmals so hervorragend wichtigen Insel.

Linz-Urfahr.

Dr. Johann Flg.

Neue Auflagen.

1) **Commentarium Textus jur. can.** Auctore Alberto Blat O. P. Lib. II. De personis. Ed. altera. Roma-Ferrari 1921. Lib. III. De rebus, p. 1 de sacramentis. Ed. altera. 1924. 8° (IX et 803; VII et 762). Jeder Band L. 30.—.

Das Dekret der Studienkongregation vom 7. August 1917 hat bekanntlich bei sogenannten Textvorlesungen an den der Kongregation unterstehenden Studienanstalten eine kommentarmäßige Behandlung des Cod. jur. can. vorgeschrieben. Tatsächlich können sich derartige Vorlesungen, besonders für Hörer, die bereits einen übersichtlichen Kurs des kanonischen Rechtes durchgemacht haben, sehr fruchtbar gestalten. Eine Vorlage für derartige Vorträge bietet P. Blat, Professor an der internationalen Hochschule „Angelicum“ in Rom. Im engen Anschluß an den Kodex werden die einzelnen Kanones besprochen, der Zusammenhang mit anderen Rechtsmaterien aufgezeigt und

die Stellung des geltenden zum früheren Rechte erörtert. In wohlberechneter Weise wird in die Erklärung womöglich der Wortlaut anderer Gesetzesstellen und der neueren Entscheidungen hineinverwoben. Freilich wird hierdurch kein Buch geschaffen, dessen Inhalt der Schüler sich im kurzen Wege aneignen kann, wohl aber ein Buch, das gründliche Erklärung vermittelt und als trefflicher Nachschlagebehelf verwendet werden kann. — II, 325 ff. würde man etwas über die in neuerer Zeit häufig aus politischen Gründen bestellten Diözesanadministratoren erwarten. 434 könnte der Ausdruck *canonicus titularis* (im Gegensatz zu *honorarius*) erklärt werden. Band III enthält die Dispensvollmachten der *Congregatio de propaganda fide*. Die Erklärungen der Interpretationskommission sind im II. Band bis zum 7. Juli 1921, im III. bis 6. November 1923 verwertet. Das Werk kann besonders Lehrern des kanonischen Rechtes bestens empfohlen werden.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

- 2) **Hilfsbuch für den katholischen Religionsunterricht** in den mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Dritter (Schluß-) Teil: Der kirchliche Gottesdienst. Von Jakob Schumacher. Dreizehnte und vierzehnte Aufl., bearbeitet von Dr. Hubert Lindemann. Mit 11 Abbildungen (VI u. 70). Freiburg i. Br. 1923; Herder.

Die hohe Auflage (30. bis 35. Tausend) ist ein Beweis der Brauchbarkeit des Büchleins. — Einige Wünsche: In unseren Gegenden werden am Gründonnerstag drei Hostien konsekriert (S. 13). Unter den Gebetsweisen während der heiligen Messe ist die Betrachtung des Leidens Christi nicht die schönste und gnadenreichste (S. 28 f.). Die Abbildungen sind für ein katholisches Religionsbuch ganz unwürdig, z. B. S. 31 und 34; auch Ausstattung und Format soll den anderen Schulbüchern ebenbürtig sein.

Stift St. Florian.

Prof. Dr. Josef Hollnsteiner.

- 3) **Die Frühkommunion der Kinder.** Von Pfarrer Heiser. Zweite Aufl. Wiesbaden, Hermann Rauch. M. 2.50.

Mit großer Liebe und Wärme behandelt der Verfasser die Frühkommunion der Kinder. An den Schwierigkeiten geht Heiser nicht vorbei. Ihre Lösung gibt er in einfacher Sprache. Lehrerinnen und Müttern wird der Weg gewiesen, auf dem die Kleinen bald zum Kinderfreund in Tabernakel kommen können. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der kurze und klare Beicht- und Kommunionunterricht, wie ihn eine Mutter erteilen kann und soll.

Krummbad (Diöz. Augsburg). P. Jacobus M. Fussen S. D. S.

- 4) **Die katholische Krankenseelsorge.** Ein Handbüchlein für Priester am Kranken- und Sterbebette. Von Pfr. Christ. Kunz. Zweite und dritte Aufl. Regensburg, Pustet.

Es ist leicht, die 2. und 3. Auflage eines Buches zu empfehlen, wenn schon die erste Anerkennung gefunden hat. Es ist angenehm, neuen Lesern ein Werkchen zu nennen, dessen Brauchbarkeit sich schon erprobt hat. Das trifft bei diesem zu.

In drei Krankenhäusern von Großstädten fand ich es. Der eine Konfrater hatte viele Anstriche gemacht, aber nur zwei Fragezeichen angebracht, wo man wirklich eine andere Meinung haben konnte. Ein anderer hatte es in Leder gebunden mit Goldschnitt. So viel ist es ihm wert. — Wir haben vorderhand kein besseres Kranken-Seelsorgebuch. In 77 Abschnitten hat Kunz den ganzen Stoff geordnet. Brauchbar sind seine Entscheidungen, brauchbar sind seine Ratschläge und die Formeln für Zusprüche oder Belehrungen. Das Büchlein faßt zusammen, was sich im Kirchenrecht, in Moral und Pastoral zerstreut über diesen Zweig der Seelsorge findet, die der Verfasser mit Recht „die Krone der Seelsorge“ nennt. Kunz hat das Geschick und die Geduld,

kleine, listeliche Dinge zu einem schönen Ganzen zu verarbeiten. Ich wünsche, sein Büchlein würde „Der Kunz“, d. h. das Handbuch der Krankenseelsorge werden.

St. Augustin. b. Siegburg (Rhld.).

August Jos. Arand S. V. D.

- 5) **Hilfsbuch zum Einheitskatechismus.** Von Theodor Mönnichs S. J. Zweite Aufl. von Jakob Linden's Katecheten-Ausgabe mit Anmerkungen (220). München 1925, Kösel-Pustet.

Jakob Linden ließ seiner Bearbeitung des „mittleren Deharbe“ im Jahre 1913 eine „Katecheten-Ausgabe mit Anmerkungen“ folgen. Dieses Werk wurde dem „Deutschen Einheitskatechismus“ angepasst. Es will „nicht fertige Katechesen, nicht einmal hauptsächlich methodische Anweisungen bieten, sondern durch mehr gelegentliche Bemerkungen dem Katecheten Aufschlüsse und Winke geben, z. B. warum der betreffende Ausdruck gewählt ist, welche theologischen Gesichtspunkte oder Erörterungen nicht übersehen werden dürfen, welche wissenschaftliche Feinheiten ruhig zu übergehen, welche praktischen Punkte zu behandeln sind“. Das Werk war notwendig und ist unentbehrlich für die katechetischen Theoretiker; für die Praxis des Unterrichtes ist es dürftig.

St. Florian.

Dr. Josef Hollnsteiner.

- 6) **Ein Muttergottesbuch.** Von A. Vermeersch S. J. 1. Band: Die Muttergottesfeste. Autorisierte Uebersetzung nach der dritten Aufl. des französischen Werkes von Th. Mepler (470). Innsbruck 1925, Marianischer Verlag.

Der vorliegende 1. Band des Muttergottesbuches enthält für 35 Marienfeste je eine, für Unbefleckte Empfängnis zwei ausgeführte Betrachtungen. Vorausgeschickt ist jedesmal eine kurze Abhandlung über Ursprung und Bedeutung des Festes. Als willkommene Ergänzung ist je eine neuntägige Andacht zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis und zur Erlangung einer wahren Muttergottesverehrung beigegeben. Das Werk wird vor allem den Leitern der marianischen Kongregationen gute Dienste tun und viele Freunde machen. Wenn die beiden kommenden Bände, wie bei dem Rufe des Verfassers zu erwarten ist, mit derselben theologischen Tiefe gearbeitet sind, so haben wir eine vollendete Summa Mariana in anregendster Form. Besonders zu begrüßen sind die bereits erwähnten geschichtlichen Einleitungen. Die Uebersetzung ist gut, die Ausstattung nett.

St. Pölten.

Spiritual Dr. H. Pfingstner.

- 7) **Die heilige Theresia vom Kinde Jesu 1875 bis 1897.** Geschichte einer Seele. Selbstbiographie. (XXXVI u. 548). Kirnach-Billingen 1927, Verlag der Schulbrüder.

Wenn von einem Buche das 28. bis 31. Tausend gedruckt wird, ist das gewiß keine alltägliche Erscheinung. Bei dem Werke „Geschichte einer Seele. Selbstbiographie“ ist es der Fall.

Wir weisen auf diese Neuauflage besonders hin, weil sie nicht lediglich Neudruck, sondern eine ganz neue Uebersetzung ist. Gewiß hatte die frühere Uebersetzung ihr Gutes. Sie war so glatt, so frisch, so schwungvoll, las sich wie ein Original. Zahllose haben sich darüber gefreut. Andere sprachen tadelnd davon; die einen legten es der heiligen Verfasserin zur Last und meinten, sie könne eben ihre Nationalität nicht verleugnen und die Ueberschwenglichkeit nicht vermeiden; andere, welche sich die Mühe gaben die Uebersetzung mit dem Urtext zu vergleichen, beklagten den Mangel der Genauigkeit im Ausdruck. Die neue Uebersetzung sucht den französischen Text wörtlicher zu geben und ist viel einfacher, deswegen auch natürlicher und wahrer. Hier redet die kleine Heilige ungekünstelt, wie sie lebte und lebte.

Griff man nach der anderen Uebersetzung freudig begeistert, so wird man diese vertrauensvoller zur Hand nehmen, bietet sie doch nicht nur die Gedanken der Heiligen, sondern nach Möglichkeit auch ihre Worte. Die Ausstattung ist sehr gefällig, ganz ähnlich der französischen Ausgabe. Einen besonderen Reiz verleihen ihr die vielen, guten Bilder, die zum Teil nach Photographien, zum Teil nach Gemälden Gelinens, der Schwester der Verfasserin, gefertigt sind.

Würzburg.

P. Redemptus Carm. Disc.

Alle hier besprochenen und sonst angezeigten Bücher sind vorrätig,
oder liefert schnellstens

Buchhandlung Du. Haslinger in Linz, Landstraße Nr. 30.

Ferdinand Schöningh, Paderborn

Eine bedeutende Neuerscheinung

Die Religionstheorie von Ernst Troeltsch

Von Dr. phil. et theol. **Emil Spieß**, Professor der Theologie
Mit Bildnis von Ernst Troeltsch. VIII, 601 S. gr. 8°. M 19.—, geb. M 21.—

Das Werk behandelt nicht allein die Religionstheorie, sondern das ganze wissenschaftliche Schaffen Troeltschs, berührt in weitgehendem Maß die ganze einschlägige Theologie und die brennendsten Zeitfragen des heutigen Protestantismus; es bietet darum eine gründliche und sichere Einführung in die moderne protestantische Theologie.



Priesterheim

in

Bad Ischl

gegründet 1920

von

Fürstin Fanny Starhemberg

in ihrer Villa.

Ideales Erholungsheim!

Kurhaus zum Solbadegebrauche!

Ebene Lage, prächtiger Park, modern-komfortable Zimmer, Hauskapelle, Spiel- und Lesezimmer, gedeckte Liegeterrasse, Badezimmer. **Kurbäder im Hause. Ganzjährig geöffnet. Wohnung nur für Regiebeitrag.** Mit Ausnahme Juli-August den Priestern **aller** Staaten zugänglich. Ausführliche Prospekte, sowie alle gewünschten Auskünfte von der **Verwaltung des Priesterheimes, Bad Ischl, Oberösterreich.**